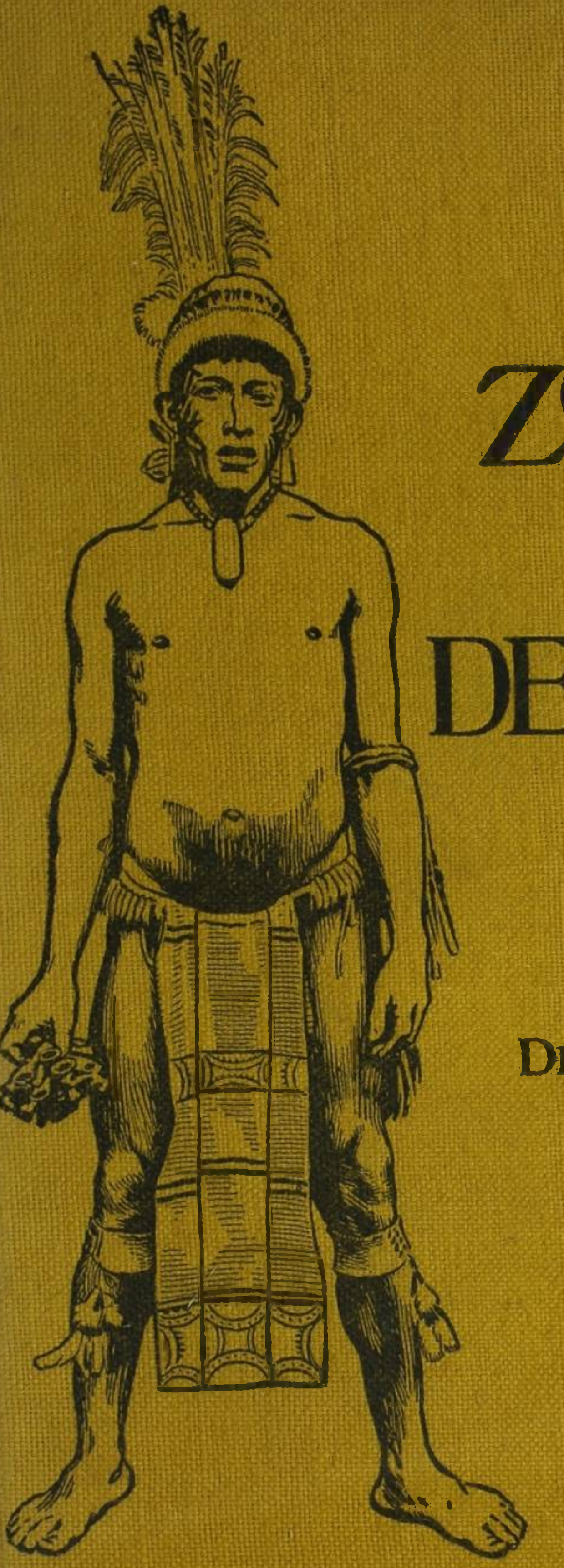


ZWEI JAHRE UNTER DEN INDIANERN

von

Dr. THEODOR KOCH-GRÜNBERG

I. BAND

VERLEGT BEI STRECKER & SCHRÖDER, STUTTGART

Dr. Theodor Koch-Grünberg

Zwei Jahre unter den Indianern

S. Ficker
1951.



FRÜHSTÜCKSPAUSE AM AIARÝ.

VERLEGT BEI ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN.

Helene Waldthausen
16 Dec. 1924.

Zwei Jahre unter den Indianern

Reisen in Nordwest-Brasilien 1903/1905 von
Dr. Theodor Koch-Grünberg

ERSTER BAND

Mit 227 Abbildungen, 12 Tafeln
in Lichtdruck und einer Karte
nach Originalaufnahmen
des Verfassers



Verlegt im Jahre 1909 bei Strecker & Schröder in Stuttgart

Koch-Grünbergs wissenschaftliches Werk

von
Egon Schaden

Theodor Koch-Grünberg starb am 8. Oktober 1924 — vor genau 25 Jahren — auf einer ethnologischen Expedition, deren Zweck die Erforschung der Quellflüsse des Orinoko war. Die Werke dieses Gelehrten sind noch nicht ins Portugiesische übersetzt worden, so dass der Wert seines wissenschaftlichen Beitrages ausserhalb eines engen Kreises von Spezialisten mehr oder weniger unbekannt ist. Das rechtfertigt [illegible] in Stuttgart. Auf seinen Reisen veranstaltete er ausgezeichnete Sammlungen von Gebrauchsgegenständen und Handfertigkeiten für verschiedene Institute. Auf diese Weise gelang es ihm, sich die notwendigen Mittel zur Deckung seiner Spesen zu beschaffen. Zu seinen dokumentarischen Sammlungen gehören auch die Filme über die Tänze und über andere Tätigkeiten der Indianerstämme, abgesehen von den zahlreichen Phonogrammen über die primitiven Gesänge. Man kann jedoch nicht behaupten, dass die Materialsammlung das Hauptziel der Expedition gewesen wäre; denn an erster Stelle standen die sprachlichen und ethnologischen Probleme, die durch das Zusammenleben mit den Indianern erfasst werden mussten.

Einen guten Teil seiner Arbeit widmete er der Aufnahme und Klassifizierung der südamerikanischen Eingeborenensprachen, vor allem derjenigen des Amazonasgebietes. Bezüglich dieser Forschungsarbeit war Koch-Grünberg neben Paul Rivet und Kurt Nimuendaju einer der fruchtbarsten Forscher. Nach einigen kleineren Aufsätzen über die Maskoi-Gruppe des Gran Chaco und der Sprache der Apiaká verfasste er ein linguistisches Werk, "Die Guaikuru-Gruppe", das er als Doktorarbeit auf der Universität Würzburg einreichte. Eine Kaduveo-Wörtersammlung, die er auf der ersten Reise veranstaltete, bildete den Ausgangspunkt für diese Arbeit. Auf seiner zweijährigen Reise durch den Nordwesten Brasiliens trug er Wörterverzeichnisse von 40 indianischen Dialekten zusammen, und auf der Forschungsreise von 1911 bis 1913 sammelte er ein sprachliches Material von 23 verschiedenen Stämmen, einschliesslich der Zauberformeln und der langen mystischen Texte. [illegible] Eingeborenen zu befassen und beschrieb er interessante indianische Persönlichkeiten. — Auf dem Gebiet der physischen Anthropologie vernachlässigte er die anthropometrischen Feststellungen, dafür aber sammelte er und veröffentlichte er zahlreiches photographisches Material über das äussere Erscheinungsbild der wichtigsten von ihm besuchten Stämme.

Einer der anziehendsten Charakterzüge der Persönlichkeit Koch-Grünbergs war die Art und Weise, wie er den Indianer betrachtete. Wie wenige, sah er in dem Bewohner der Urwälder den Mitmenschen, ein menschliches Wesen, das der höchsten Sympathie und der grössten Freundschaft wert war. Zahllose Seiten seiner Bücher bekunden diese Haltung. Er war untröstbar im Hinblick auf die verhängnisvollen Auswirkungen, die die Berührung mit den Abenteurern jeder Art auf das Leben der Wilden ausübte. Noch einige Tage vor seinem Tode schrieb er die folgenden Worte in Vista Alegre in sein Tagebuch: "Die Indianer des Rio Branco sind ihrem Ende nahe. Die der Grippe entkamen, werden jetzt endgültig durch die Jäger, die Goldsucher und Diamantengräber vernichtet. Die ganze Gegend des Roroima ist von charakterschwachen Weissen, Schwarzen und Mestizen aus Englisch Guayana, aus Brasilien und Venezuela und wer weiss aus welchen Ländern noch überschwemmt. Die wenigen noch überlebenden Indianer sind ihrer Rechte beraubt und zu Sklaven gemacht. Die harmlose Fröhlichkeit ist dahin, die feierlichen Tänze, der Parixerá, der Tukui und alle die anderen Tänze haben aufgehört, die frohen Spiele der Kinder auf dem Dorfplatz in den Mondnächten gibt es nicht mehr. Glücklich jene, die [illegible]zeiten gestorben sind."

Meiner Frau

Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern. Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Vorwort.

Zu Beginn des Jahres 1903 wurde ich von der Direktion des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin beauftragt, eine Forschungsreise in das Gebiet des Amazonenstroms zu unternehmen. Ich wählte die Nordwestecke Brasiliens, dort, wo die drei Staaten Brasilien, Colombia und Venezuela zusammenstoßen, Gegenden, die in geographischer und ethnographischer Hinsicht wichtige und interessante Probleme boten.

Im April desselben Jahres trat ich meine Reise an. Ich befuhr den oberen Rio Negro und seine Nebenflüsse Içána, Caiarý-Uaupés und Curicuriarý und kehrte über den Apaporís und Yapurá zum Amazonenstrom und von da in die Heimat zurück, wo ich Ende Juni 1905 wieder eintraf.

Als Ergebnisse meiner zweijährigen Reise sind zu bezeichnen: Ein großes, teils wenig bekanntes, teils gänzlich unbekanntes Gebiet wurde durchreist, der Verlauf der einzelnen Flüsse und der nahe Zusammenhang der Flußgebiete des Orinoco bzw. Guaviare, Rio Negro und Yapurá an mehreren Punkten festgestellt, was auf die Wanderungen der Indianerstämme sichere Schlüsse ziehen läßt. Ein reiches linguistisches Material, das über 40 zum Teil bisher unbekannte Sprachen und Dialekte umfaßt, stellt die Gruppierung der Stämme in vielen Punkten richtig. Über 1000 Photographien, die ich sofort an Ort und Stelle entwickelte, geben die großartige Natur, ihre Schönheiten und Schrecknisse, das Leben der Expedition, Typen der einzelnen Stämme, die Arbeiten der Indianer in Haus und Feld, ihre Spiele und Tänze in treuem Bilde wieder. Meine grosse Sammlung ethnographischer Gegenstände befindet sich jetzt im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. Eine kleinere Sammlung überließ ich dem Museum Goeldi in Pará. Die Bestimmung und Verarbeitung der von mir mitgebrachten Schmetterlinge, Pflanzen und Gesteinsproben verdanke ich dem bekannten Schmetterlingsforscher Herrn H. Fruhstorfer, meinem lieben Freunde Herrn Dr. Robert Pilger vom Königlichen Botanischen Museum in Berlin und den Herren Professor Dr. von Wolff-Danzig und Dr. R. Cramer vom Königlichen Mineralogisch-Petrographischen Institut in Berlin.

Ich betrachtete meine Reise jedoch nicht in erster Linie als Sammelreise. Mein Hauptbestreben ging dahin, bei einem oft wochen-, ja monatelangen Aufenthalt unter einzelnen Stämmen und in einzelnen Dörfern, im engen Verkehr mit den Indianern ihr Leben mit zu erleben und in ihre Anschauungen einen tieferen Einblick zu tun; denn bei einem raschen Durcheilen seines Forschungsgebietes gewinnt der Reisende nur zu leicht flüchtige, häufig falsche Eindrücke.

Bisher habe ich folgende Einzelschriften über meine Beobachtungen veröffentlicht:

Anfänge der Kunst im Urwald. Ernst Wasmuth. Berlin 1905.

Indianertypen aus dem Amazonasgebiet. Tafelwerk in Lieferungen, I, II, III. Ernst Wasmuth. Berlin 1906, 1907, 1908.

Südamerikanische Felszeichnungen. Ernst Wasmuth. Berlin 1907.

Ferner erschienen in Fachzeitschriften sprachliche Arbeiten und kleinere Aufsätze:

Die Makú. Anthropos. Bd. I. (1906.)

Les Indiens Ouitotos. Journal de la Société des Américanistes de Paris. Bd. III. (1906.)

Die Hianákoto-Umáua. Anthropos. Bd. III. (1908.)

Die Indianerstämme am oberen Rio Negro und Yapurá und ihre sprachliche Zugehörigkeit. Zeitschrift für Ethnologie. 38. Jahrgang. (1906.)

Reisen am oberen Rio Negro und Yapurá in den Jahren 1903–1905. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. (1906.)

Die Maskentänze der Indianer des oberen Rio Negro und Yapurá. Archiv für Anthropologie. Bd. IV. (1906.)

Kreuz und quer durch Nordwestbrasilien. Globus. Bd. 89 und 90. (1906.)

Der Fischfang bei den Indianern Nordwestbrasiliens. Globus. Bd. 93. (1908.)

Jagd und Waffen bei den Indianern Nordwestbrasiliens. Globus. Bd. 93. (1908.)

Das Haus bei den Indianern Nordwestbrasiliens. Archiv für Anthropologie. Bd. VI. (1908.)

Frauenarbeit bei den Indianern Nordwestbrasiliens. *A*. Die Verarbeitung der Mandióca. *B*. Die Töpferei. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. VIII. (1908.)

In dem vorliegenden Buche habe ich die wissenschaftlichen Ergebnisse in den Rahmen der populären Reiseschilderung gebracht, damit der Leser an der Hand der Abbildungen gewissermaßen aus eigener Anschauung das Leben der Eingeborenen kennen lernen und im Verlauf der Reise mit mir seine Erfahrungen sammeln kann.

Häufig ist der Laie geneigt, auf diese „Wilden" verächtlich herabzusehen, weil sie nackt gehen und eine andere Hautfarbe haben, besonders wenn sich die „ethnographischen Kenntnisse" auf Erinnerungen an die zweifelhafte Litteratur der „Indianergeschichten" beschränken, die man in der Jugend verschlungen hat. Hoffentlich kann ich mit meinen Schilderungen dazu beitragen, diese Vorurteile zu beseitigen und auch weitere Kreise einer gerechten Beurteilung der so viel verkannten Naturvölker näherzubringen.

Wenn ich auch kein Neuling auf südamerikanischem Boden war, — ich hatte im Jahre 1899 an der zweiten Xingú-Expedition des Herrn Dr. Herrmann Meyer-Leipzig teilgenommen —, so wäre doch der Erfolg meiner Reise höchst zweifelhaft gewesen ohne die weitgehende und opferwillige Unterstützung zahlreicher Freunde. Wollte ich hier jedem einzelnen danken, ich würde kein Ende finden. Zu den Kosten der Reise stellte mir das Ethnologische Hilfskomitee in Berlin einen kleineren Beitrag zur Verfügung. Meine Landsleute in Manáos nahmen mich wie einen langjährigen Freund auf und waren während meiner Abwesenheit im Innern stets bemüht, nach besten Kräften meine Interessen zu wahren. Auch die Brasilianer ließen es an tätigen Freundschaftsbeweisen nicht fehlen. Wohin ich immer kam, in den Palast des Gouverneurs, in die palmstrohgedeckte Hütte des Ansiedlers, ob ich im Gesellschaftsanzug kam oder nach langen wilden Wandertagen abgerissen wie ein Vagabund, überall wurde mir die liebenswürdigste Hilfe und eine unbeschränkte Gastfreundschaft zuteil, die einen der schönsten Charakterzüge des Brasilianers bildet.

Vor allem aber gilt mein Dank den eigentlichen Herren des Landes, den Indianern. Weitab von jeder europäischen Niederlassung habe ich mich, nur von meinem Diener begleitet, sicher unter diesen nackten Leuten bewegt. Ohne Waffen habe ich ihre Dörfer betreten, auch wenn die Bewohner nie vorher Weiße gesehen hatten. Nie ist mir der Gedanke gekommen, daß sie mir feindselig entgegentreten könnten, und mein Vertrauen wurde mit Vertrauen be-

lohnt. Ihre Zuneigung und Treue haben mich in manchen Gefahren beschützt und mir auch über manche Stunde trüber Gedanken, die auf solcher Reise nicht ausbleiben, hinweggeholfen. Nur selten und ganz vorübergehend ist unser Verhältnis getrübt worden. Wenn ich auch manchmal ihrer kindlichen Unbeständigkeit und ihrer angeborenen Bequemlichkeit einen festen Willen entgegensetzen mußte, so waren wir doch bald wieder die besten Freunde.

Der freie Indianer bringt dem Weißen anfänglich immer Mißtrauen entgegen, nicht mit Unrecht, denn in vielen Fällen sind es Abenteurer, Gesindel aus aller Herren Ländern, der Auswurf der Menschheit, mit dem er in Berührung kommt. So war es zur Zeit der ersten Eroberer, so ist es leider in vielen Gegenden Südamerikas noch heute. Sieht der Indianer aber bei einem längeren Zusammensein, daß ihm der Weiße wohl will, so schwindet rasch sein Mißtrauen, und seine wahre liebenswürdige Natur kommt zum Vorschein. Er gibt sich, wie er in Wirklichkeit ist, als ein unter normalen Verhältnissen harmloses Naturkind, und belohnt in der Regel die Güte des Weißen mit seinem vollen Vertrauen.

Daher kommt es, daß der vorurteilsfreie Reisende, der den Indianer nicht als Versuchsobjekt für seine wissenschaftlichen Studien, sondern von vornherein als Menschen betrachtet, auch den Menschen in ihm findet, und zwar einen Menschen mit ausgesprochener Individualität. Nie darf man vergessen, daß, abgesehen von den verschiedenen Kulturstufen, alle Menschen von einem Geiste beseelt sind, wenn es auch unter dem Einfluss der modernen Kultur oft schwer ist, in den naiven Gedankengang dieser Naturmenschen einzudringen.

Menschen sind die Menschenkinder
Aller Zeiten, aller Zonen,
Ob sie unter Birkenbüschen,
Ob sie unter Palmen wohnen.

F. W. Weber: Dreizehnlinden.

Nikolassee, im Mai 1908.

Dr. Theodor Koch-Grünberg.

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

71° 70° 69° 68° 67° 66°

COLOMBIA

VENEZUELA

Rio Guaviare
Rio Inirida
Rio Paponaua
Rio Querary
Rio Cuduiary
Rio Orinoco
Rio Guainia
Rio Casiquiare
Rio Siapa
Rio Negro
Rio Pacimoni
Rio Xié
Rio Cababury
Rio Uaupés
Rio Tiquié
Rio Papury
Rio Apaporis
Rio Curicuriary
Rio Marié
Rio Caquetá
Yapurá
Rio Purú
Rio Tonantins
Rio Putumayo - Içá
Rio Solimões
Rio Javary
Rio Jutahy
Rio Juruá
Auaty-Paraná
Manhana-Paraná

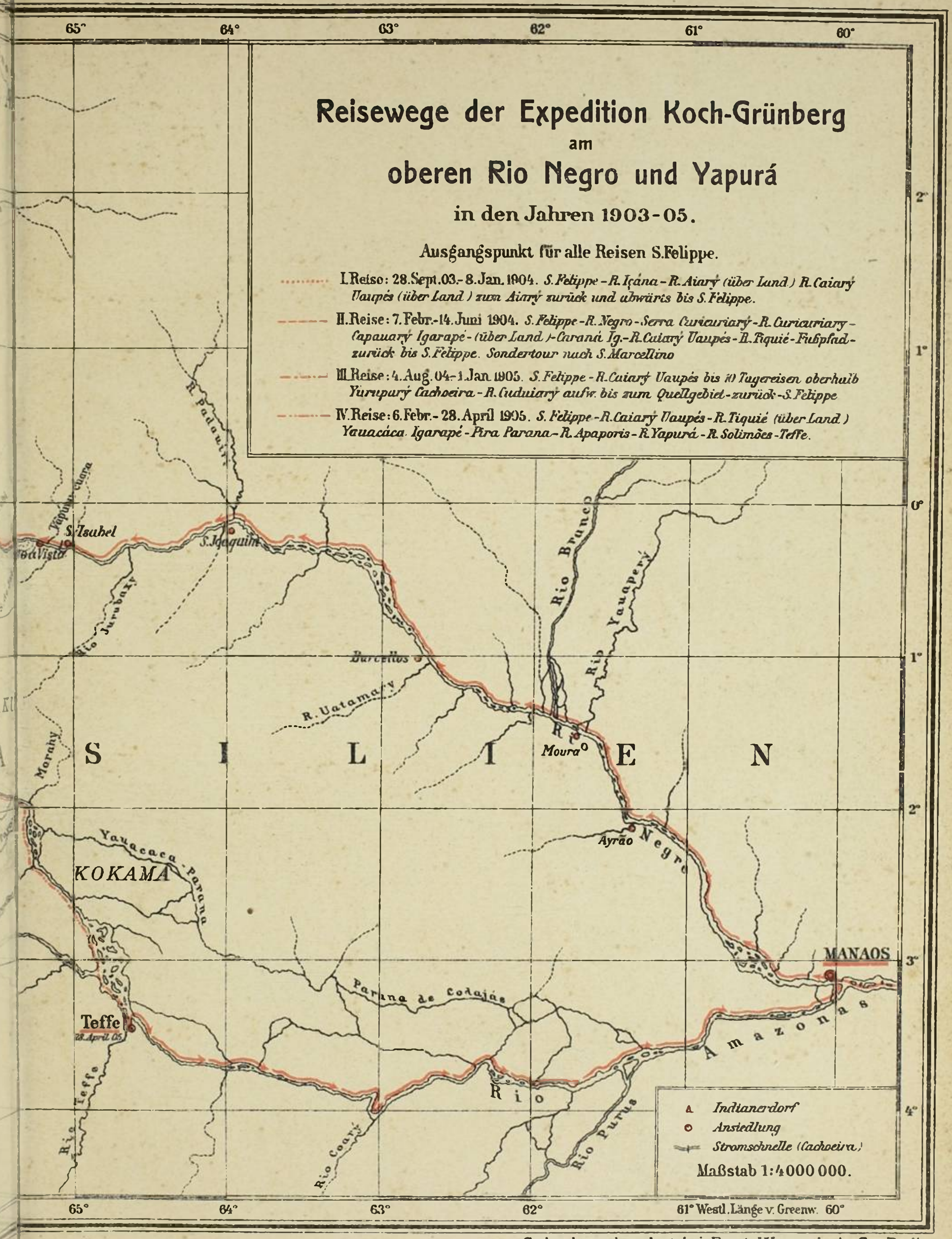
BANIWA
BARE
UAREKENA
TATU
KAUA
IPEKA
MAKU
KOBEUA
UANANA
SIUSI
HUHUTENI
KATAPOLITANI
KARUTANA
TUYUKA
BARA
DESANA
TARIANA
UMAUA
TSÖLOA
ERULIA
YAHUNA
BUHAGANA
TUKANO
MAKUNA
YUKUNA
KUERETU
MIRANYA
UITOTO
UAINUMA
GUARIUA
PASSE
JURI
KAIUESCHANA

San Carlos
S. Marcellino
Guia
S. Felippe
S. Gabriel
Camanáos
Trindade
S. Joaquim
S. Pedro
La Libertad
Nariño
Tabatinga

EQUADOR
PERU
BRA[SILIEN]

71° 70° 69° 68° 67° 66°

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin



Gedruckt und verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

VERLEGT BEI ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN.

I. Kapitel.

Pará und Manáos.

Leben und Treiben in Pará. Museum Goeldi. Reise auf dem unteren Amazonenstrom. Aufschwung und Handel von Manáos. Leben und Treiben in Manáos. Ipuriná-Indianer. Mangel eines Museums.

Am 23. Mai 1903 betrat ich in Pará wieder südamerikanischen Boden.

Diese am Eingang in den Amazonenstrom gelegene und für das ganze Amazonasgebiet wichtigste Handelsstadt macht für brasilianische Verhältnisse einen recht guten Eindruck. Die hellfarbigen Häuser, die vielen Kirchen mit ihren ragenden Türmen, darunter die alte, 1720 erbaute Kathedrale, geben der Stadt ein freundliches und zugleich imposantes Gepräge. Reges Geschäftsleben flutet durch die sauberen Straßen und über die zahlreichen, mit schönen Anlagen versehenen Plätze. Der Hafen wimmelt von Schiffen aller Nationen. In der Bevölkerung, die etwa 100 000 Seelen zählt, herrscht das farbige Element vor. Man sieht viele reinblütige Neger und Mischlinge in allen Farbenabstufungen, aber auch zahlreiche reinblütige Indianer, hier Caboclos genannt, die in den reicheren Häusern besonders als Dienerschaft sehr geschätzt werden. Neben Vertretern der zivilisierten Indianerbevölkerung des unteren Amazonas, die ihre ursprünglichen Stammessprachen schon seit Generationen über dem Portugiesischen vergessen hat, trifft man hier auch viele Indianer von den Nebenflüssen, die im Wechsel des Lebens nach Pará verschlagen worden sind und neben der Sprache der Weißen ihre einheimischen „Girias“, wie der Brasilianer sagt, noch beherrschen, wenn sie dies auch aus falscher Scham gewöhnlich nicht zugestehen wollen.

Empfängt der Ethnologe schon dadurch manche Anregung, so ist er noch angenehmer überrascht, in dieser Stadt, wo der Gelderwerb doch die erste Rolle spielt, ein Institut zu finden, das sofort würdig in die mannigfache Wissenschaft des gewaltigen Gebietes einführt. Es ist das frühere „Museu Paraense“, das seit dem Jahre 1901 zu Ehren seines genialen Gründers Dr. Emil August Goeldi von der Regierung des Staates Pará „Museu Goeldi“ genannt wird. Aus den kleinsten Anfängen, einer Art Kuriositätenkabinett, hervorgegangen, in

dem Naturgegenstände in buntem Durcheinander und versehen mit den naivsten Etiketten, ausgestellt waren, die den Spott des Gebildeten herausfordern mußten, ist das Museum im Laufe der Jahre eine Musteranstalt geworden, die sich jedem europäischen Museum ähnlicher Art getrost an die Seite stellen kann. Ja, das Museum in Pará steht wohl einzig in seiner Art da; denn es vereinigt in sich einen reichhaltigen zoologischen und botanischen Garten und ein zoologisches, botanisches, paläontologisches und ethnographisches Museum. Die Sammlungen beschränken sich auf ein bestimmtes, verhältnismäßig abgegrenztes Gebiet und betreffen ausschließlich Südamerika, hauptsächlich Brasilien, ganz besonders aber Amazonien, und darin gerade liegt der Wert der ganzen Anstalt. Eine peinliche Ordnung spricht sich schon aus in den netten, im Schweizer Stil gebauten Häuschen der Beamten, die fast sämtlich Schweizer Nationalität sind, in den reizenden schattigen Wandelgängen des botanischen Gartens; Ordnung und strenge Wissenschaftlichkeit herrscht überall.

Von den Herren Direktor Dr. Goeldi und Dr. Jacques Huber, dem trefflichen Leiter der botanischen Abteilung[1]), wurde ich freundlichst aufgenommen und konnte unter ihrer liebenswürdigen Führung alle Sammlungen und Einrichtungen des Museums genau besichtigen. Am meisten interessierten mich natürlich als Fachmann die ethnographischen Sammlungen, die, wie auch an anderen Orten, unter dem Raummangel zu leiden haben, so daß manche Schätze noch verstaut der Auferstehung harren. Besonders reich vertreten sind die Karayá-Stämme des Araguaya-Tocantins und die Stämme des Rio Negro und Uaupés. Der Stolz des ethnographischen Museums aber ist entschieden die hervorragende, einzig dastehende Sammlung von Totenurnen, die teils auf den Inseln der Amazonasmündung, Marajó, Mexiána u. a., teils am Rio Maracá und anderen Flüssen, teils in dem brasilianisch-französischen Grenzküstengebiet Cunaný ausgegraben worden sind.

Am Abend des 26. Mai lichtete die „Lydia", einer der kleineren Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, der mich zwar etwas langsam (in 33 Tagen), aber sicher von Hamburg nach Pará gebracht hatte, die Anker, und es ging den Amazonenstrom aufwärts meinem Forschungsgebiet entgegen.

Zunächst fuhren wir durch den sogenannten Rio Pará, eine große, langgestreckte Bucht, die die Mündung des Tocantins mit dem Inselarchipel der Amazonasmündung bildet. Im Vorüberfahren wurden die Trinkwassertanks voll gesunden Tocantinswassers gepumpt als Vorrat für die Weiterreise.

Die Ufer des unteren Amazonas zeigen entzückende Vegetationsbilder,

---

[1]) Seit 1907 Direktor des Museums.

besonders in dem schmalen Kanal von Taji-purú oder auch Taja-purú, der die große Insel Marajó vom Festland trennt, und durch den man in den eigentlichen Amazonenstrom gelangt. Die schön gebaute, mir vom Hochland von Matto Grosso her bekannte Burití-Palme, hier Mirití genannt (Mauritia flexuosa) tritt massenhaft, in ganzen Gruppen auf. Überall leuchten die kerzengeraden, bisweilen 30 m hohen, glatten, grauen Stämme aus dem geheimnisvollen Düster des Urwaldes hervor. Die breiten Fächer der Krone zittern in der leichten Brise. Zwischen Laubbäumen, Leguminosen und Bombaceen, die mit ihren Wipfeln die Genossen hoch überragen, stehen andere Palmen, Paxiúba (Iriartea exorrhiza) und majestätische Inajá (Maximiliana regia), auch Bacába (Oenocarpus Bacaba) und schlanke Assaï (Euterpe oleracea), deren Früchte den Amazonas-Anwohnern die beliebte und nahrhafte Marmelade liefern, die in den Straßen von Pará und Manáos die kleinen farbigen Bengel mit gellendem Ruf anpreisen.

So abwechslungsreich die Vegetation ist, so einförmig ist das Tierleben. Wenigstens sieht man vom Schiff aus so gut wie nichts davon. Bisweilen fliegen Arára, stets paarweise, vorüber und lassen ihre herrlichen Farben in der Sonne leuchten; unzählige Papageien und Periquitos erfüllen den Wald mit ihrem zänkischen Geschrei; kleine Eisvögel begleiten streckenweise den Dampfer; hier und da hockt, auf Fische lauernd, ein weißer Reiher auf einem abgestorbenen Baumast oder schwebt, durch Flintenschüsse der Passagiere aufgeschreckt, majestätischen Fluges unserem Schiff voraus, um sich bald wieder niederzulassen; — das ist aber auch alles. Freilich ist jetzt fast der höchste Wasserstand. Der Fluß reicht weit ins Land hinein, überschwemmt die Inseln, steigt bis in die Kronen der Urwaldbäume. Die weiten Sandbänke, auf denen in der Trockenzeit zahlreiche Enten, Taucher, Strandläufer und ganze Scharen rosenroter Guará (Ibis rubra) ihre Nahrung suchen, liegen jetzt tief unter Wasser.

Von Zeit zu Zeit kamen wir an Wohnungen von Eingeborenen vorüber, erbärmlichen Hütten, Pfahlbauten, halb im Wasser und Schlamm stehend. Die braunen Bewohner waren reinblütige Indianer (Caboclos) oder Mischlinge. Erwachsene, halb bekleidet — vielleicht hatten sie erst beim Nahen des Dampfers Kleider angezogen — standen vor ihrem Besitz, als sollten sie photographiert werden; nackte Kinderchen plantschten im Wasser. Die eine Hälfte des Jahres leben diese armen Leute im Wasser, die andere Hälfte im stinkenden Schlamm, auf den kärglichen Ertrag ihrer geringen Pflanzungen oder der Jagd und des Fischfangs angewiesen, der Malaria und den Sumpffiebern preisgegeben. Ein menschenunwürdiges Dasein! Doch — vielleicht sind sie glücklich in der Unkenntnis des Besseren. Nichts ist relativer als das Glück und die Zufriedenheit!

Den ganzen Nachmittag des 27. Mai fuhren wir durch den schmalen

Kanal, der bisweilen nur zwei Schiffsbreiten maß, so daß sich der Dampfer nur mit Mühe durchzuwinden schien, vorbei an der stets wechselnden Szenerie der Uferbilder, die in der weichen Abendbeleuchtung noch malerischer hervortraten.

Am frühen Morgen des folgenden Tages verließen wir die Enge und lenkten in den eigentlichen Amazonenstrom ein, dessen Unermeßlichkeit kaum noch an einen Fluß erinnert. Die Vegetation der Ufer ist hier wesentlich anders, aber nicht minder großartig. Man sieht wenig Palmen, dafür aber einen tropischen Urwald von einer zügellosen Üppigkeit, die wohl nichts Gleiches in der ganzen Welt findet, riesige Laubbäume, von oben bis unten mit Schlingpflanzen um-



Abb. 1. Uferszenerie am unteren Amazonas.

strickt, die gleich dicken Tauen von allen Ästen zur Erde herabhängen oder mit ihrem dichten Blättergewirr wie Vorhänge die Geheimnisse des Waldes verhüllen, manche, die, von der Last der Schmarotzer abgestorben, wie anklagend ihre kahlen Äste gen Himmel strecken, andere im wildesten Chaos durcheinandergeworfen. Ein beständiger Kampf der Natur!

Auf höheren Uferstellen (Abb. 1) lagen im Schatten lianenverstrickter Urwaldriesen braune Palmstrohhütten, umgeben von breitblätterigen Bananen, daneben sah man häufig Holzscheite hoch aufgeschichtet und eine Tafel mit der verlockenden Aufschrift: „lenha barata“ — billiges Brennholz — für die

vorüberfahrenden Flußdampfer. Schmale Holzkanus strebten vor den starken Wellen, die unsere plumpe „Lydia“ aufwarf, eilfertig dem Ufer zu. Losgerissene Grasinselchen trieben in der Strömung, aber auch dicke Baumstämme, die der Schiffsschraube gefährlich werden können.

Oberhalb der Mündung des mächtigen Xingú, dessen Quellgebiet im fernen Matto Grosso ich im Jahre 1899 als Begleiter des Herrn Dr. Herrmann Meyer-Leipzig bereiste, treten die ersten Gebirge auf, und die Uferszenerie geht zeitweise, besonders zur Linken, in weite Kampstrecken über, die von zahlreichen Viehherden belebt waren. Die Anzeichen höherer Zivilisation mehrten sich rasch: Inmitten reicher Kakaopflanzungen elegante Wohnhäuser, die gar nicht in diese Wildnis zu passen schienen; im Hintergrund eine weiße Kapelle, die Palmstrohhütten der Bediensteten, ein Viehkorral mit zahmen Kühen, und weiterhin, soweit man schauen konnte, Kamp, Viehweiden, bis zu den fernen Höhenzügen; ein stolzer Besitz.

Am Abend des 29. Mai passierten wir die Stadt Santarem an der Mündung des Tapajoz und am folgenden Morgen das hochgelegene Obidos, etwas oberhalb der Mündung des Rio Trombetas, des sagenumwobenen Flusses, den man lange Zeit für die Heimat der kriegerischen Amazonen hielt. Im Schatten seiner Uferbäume schläft der Amazonasforscher Henri Coudreau nach einem ruhelosen Leben voll Mühe und Arbeit den letzten Schlaf.

Nach der kurzen Unterbrechung durch offene Kampstrecken nimmt die Ufervegetation wieder ein üppig tropisches Aussehen an; ein großartiges überwältigendes Gemälde. Die Ubussú (Manicaria saccifera), die herrlichste Palme des Amazonastieflandes, die fast ohne Stamm ihre riesigen breiten Blattwedel bis zu 10 m Länge in die Höhe sendet, hebt sich durch ihr lichtes Grün wirkungsvoll von dem dunklen Hintergrund des Uferwaldes ab. Die Ansiedlungen wurden immer zahlreicher. Vor einer Hütte große „festa“; viel Volk in mehreren bunt bewimpelten Kanus. Irgend ein Heiliger wurde spazieren gefahren; echt heidnische Festmusik, Flötengetön zum dumpfen Pauken einer großen Trommel; Geschrei und Fahnenschwenken. Auch wir trugen zum allgemeinen Spektakel unser Teil bei; dreimal dröhnte die große Dampfsirene, was offenbar gewaltig imponierte und Freude machte. Am 31. Mai kamen wir an dem Städtchen Itacoatiára vorüber, dem früheren Serpa, einer Anzahl heller Häuschen auf hohem Ufer, von grellen Blitzen magisch beleuchtet. Wir gaben mit farbigen Lichtern das Kompagniesignal der Hamburg-Amerika-Linie. Vor der Kirche Festbeleuchtung und Festtrubel, eine Art Prozession von vielen braunen Leuten in hellen Gewändern. Eine Musikbande spielte die Donauwellen. Voll des Guten, torkelte ein Festeiro zum Ufer. Festtagsstimmung überall. Man feierte Pfingsten, das liebliche Fest. O armes Christentum!

Oberhalb Itacoatiára fällt das linke Ufer in hohen Lehm- und Sandbarrancas, dann in schroffen Felsen ab. Wir passierten die Mündung des gewaltigen Rio Madeira, die von Inseln verdeckt bleibt, und lenkten am Mittag des 1. Juni in den Rio Negro ein, dessen schwarzes Wasser sich hier von den graugelben Amazonasfluten scharf abhebt und noch weit flußabwärts durch dunkle Flocken die Nähe des mächtigen Tributärs anzeigt. Bald ankerten wir vor der alten „Barra do Rio Negro", dem heutigen Manáos. (Abb. 2.)



Abb. 2. Manáos. Hafen.
Im Vordergrunde die Kathedrale.

Manáos hat in den letzten Jahrzehnten einen fast nordamerikanischen Aufschwung genommen. Noch vor 50 Jahren war es kaum mehr als ein kleines schmutziges Indianernest ohne nennenswerte Bedeutung[2]), von dem Avé-Lallemant in seinen köstlichen Schilderungen sagen konnte: „Alles sah aus, als ob man erst noch auf etwas wartete, was allem den rechten Impuls geben sollte." Dieses „Etwas" ist rascher gekommen, als man damals ahnte. Heute ist Manáos mit seinen über 50 000 Einwohnern die bedeutendste Handelsstadt des inneren

---

[2]) Nach einem brasilianischen Bericht aus dem Jahre 1852 hatte damals Manáos 8500 Einwohner, darunter 4080 reinblütige Indianer und nur 900 Weiße, die übrigen Neger und Mischlinge. Vgl. Robert Avé-Lallemant: Reise durch Nordbrasilien im Jahre 1859. II. Teil, S. 126/127. Leipzig 1860.

Amazonasgebietes, die Ausfuhrstation für die ungeheuren Mengen Kautschuk, die alljährlich in mühevoller und gefährlicher Arbeit an den zahlreichen Nebenflüssen des gewaltigen Stromes gewonnen und auf den europäischen und nordamerikanischen Markt gebracht werden. Mehrere europäische Dampferlinien, darunter die Hamburg-Amerika-Linie und die Booth-Linie, vermitteln einen komfortablen Verkehr mit den Vereinigten Staaten und der Alten Welt, und zahlreich sind die größeren und kleineren Flußdampfer, die von dieser Zentrale aus bis hoch in die Quellgebiete der Amazonaszuflüsse vordringen, um den vorgeschobenen Posten die „Segnungen der Zivilisation" zu bringen und dafür mit hohem Gewinn das „schwarze Gold" einzutauschen, von dem man freilich nicht sagen kann: „Non olet!"

Die Zahl der Deutschen in Manáos ist verhältnismäßig stark, sind doch die beiden bedeutendsten Geschäftshäuser mit ihrem zahlreichen Personal deutsche Firmen. Die Totalsumme der Kautschukausfuhr des Jahres 1905 betrug 23 529 566 kg.

Diese Zahl mag einen kleinen Begriff geben von der Bedeutung, die Manáos im Welthandel hat. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß man dort mühelos Reichtümer erwerben könne, daß einem sozusagen die gebratenen Tauben in den Mund flögen. Auch wenn man das böse „Manáosfieber", das fast jährlich eine Anzahl Ausländer hinrafft, glücklich hinter sich hat, so gehört doch noch eine gesunde Natur und gewaltige Energie dazu, oft bis spät in die Nacht hinein in den düsteren, schlecht ventilierten Kontors zu sitzen und angestrengt zu arbeiten, und zwar in den Sommermonaten, wenn nach dem in den engen Straßen doppelt glühend heißen Tag eine schwüle Nacht kaum etwas Abkühlung bringt. Was Wunder, wenn der junge Geschäftsmann nach des Tages Last und Hitze seine Erholung sucht, und an Gelegenheiten dazu fehlt es in Manáos nicht, verschieden je nach Neigung und Geldbeutel. Der feinere Ästhetiker eilt in das Theater, das, viel zu groß und prächtig angelegt, mit seinem in buntem Mosaik gehaltenen, mächtigen Kuppelbau die Stadt überragt. Bescheidenere Kunstfreunde begnügen sich mit dem Variété, auf dessen weltbedeutenden Brettern manche Pariser Chansonette ihre alten Tage versingt. Der ganz Bescheidene aber amüsiert sich — vielleicht am besten — in den volkstümlichen Tanzlokalen, wo man mit den braunen Schönen die „Matchiche" tanzt, eine Art Bauchtanz, der wohl aus Afrika seinen Weg hierher gefunden hat. Wer seine Sinne noch mehr auf das Materielle richtet, findet reichliche, wenn auch für durstige Kehlen etwas kostspielige Erfrischung in den größeren Cafés beim Glase echten Pschorrbräus. Auf der Hauptstraße von Manáos, der schönen, breiten „Avenida Eduardo Ribeiro", trifft sich tagtäglich die Gesellschaft. Hier findet man sich

nach Sonnenuntergang an kleinen runden Tischen zusammen zum stark geeisten „Shop“, einem „Whisky com Soda“ oder der matteren Limonade. Man schwatzt und lärmt, schließt Geschäfte ab, politisiert, besonders die älteren Herren, man macht ein Spielchen, Billard, Schach, knobelt die Zeche aus und findet immer noch Zeit, die eleganten Damen der Welt und Halbwelt zu bekritteln, die zwischen den auf den breiten Trottoirs aufgestellten Tischen Revue passieren. Eine beliebte Erholung, besonders am Sonntag Vormittag, ist eine Fahrt mit der nach nordamerikanischem Muster eingerichteten elektrischen Bahn durch den Urwald, der sich in tropischer Wildheit unmittelbar hinter der Stadt erstreckt, bis zur Endstation Flores, einigen Indianerstrohhütten, wo man eine bescheidenen Ansprüchen genügende Bewirtung findet. Andere, die es sich leisten können, halten sich dazu ein Reitpferd oder huldigen in ihrer freien Zeit dem Ruder- und Segelsport auf den dunklen Fluten des „schwarzen Stromes“. Die Deutschen haben sogar eine Kegelbahn. Einmal in der Woche und an hohen Festtagen konzertiert die Kapelle der wohlgeschulten Polizeitruppe vor der mächtigen Kathedrale oder in dem schönen Garten des Gouvernementspalastes. Sie spielen nicht übel, die meist braunen und schwarzen Kerle, und nicht nur taktfeste Märsche und Tänze; die schwersten Opernmelodien, Wagner u. a., bewältigen sie mit der größten Leichtigkeit. Diese musikalischen Abende bieten der Jugend eine willkommene Gelegenheit zu ausgiebigem Flirt, und in manchem leicht bewegten Jünglingsherzen entfacht ein feuriger Blick aus tiefgründigen Augen den Funken der Leidenschaft zu hellloderndem Brand. Ja, Manáos hat hierin und in vielem anderen einen kleinen Stich ins Großstädtische. Nur manchmal, besonders an Volksfesten, wenn die Gemüter erhitzt sind, wird man daran erinnert, daß man sich an der Grenze der Wildnis befindet.

Das Klima in Manáos kann man gerade nicht ungesund nennen. Doch tritt hier außer vereinzelten Epidemien von Gelbfieber, das von der Küste her eingeschleppt wird, bisweilen eine Art typhösen Fiebers auf, das wohl dem sumpfigen Grund, auf dem ein großer Teil der Stadt erbaut ist, zuzuschreiben ist. Es äußert sich in dreitägiger, sehr hoher Körpertemperatur ohne Schweiß und endet in den meisten Fällen mit Herzschlag. Auch ich lernte leider diese unangenehme Zugabe kennen und schwebte tagelang zwischen Leben und Sterben.

Wie in früheren Zeiten, so machen noch heute die Indianer einen Hauptbestandteil der Bevölkerung von Manáos aus. Überall sieht man die braunen Leute. Teils sind sie schon seit langem „zivilisiert“ und bewohnen als Caboclos die Vorstädte, entartete Nachkommen der einstigen Herren des Landes, teils leben sie — wie in Pará — als Bedienstete in den vornehmen Häusern oder

führen als Ruderer die großen Lastboote von weither zur Stadt, teils bringen sie in leichtem Kanu den Ertrag ihrer Felder und die Beute der Jagd und des Fischfanges zum täglichen Markt. Nicht selten sieht man auch ursprünglichere Indianer in kleineren und größeren Trupps in den Straßen der Stadt. Zwar tragen sie hier die vorgeschriebene europäische Kleidung, Hose und Hemd, doch sind sie durch ihren auffallenden Gang — sie gehen stets einer hinter dem andern — und andere Merkzeichen leicht von den einheimischen Caboclos zu unterscheiden und als echte Waldmenschen zu erkennen.

Der „Director dos Indios", der nominell über alle Indianer des Rio Negro gesetzt ist und für seine „Tätigkeit" monatlich 1 Conto de Reïs (1000 Milreïs = 1000 Mark im Jahre 1903) bezieht, war zwar ein ausgezeichneter Kenner der Orchideen, von denen er eine Menge der herrlichsten und seltensten in seinem Garten züchtete, von seinen Schutzbefohlenen aber wußte er weniger wie nichts, nicht einmal die Namen. Um so größere Förderung wurde mir in dieser Beziehung von meinem Freunde Georg Hübner, dem Besitzer der „Photographia Allemã", der den Orinoco, Rio Negro und oberen Amazonas aus eigener Anschauung kannte und nie müde wurde, mich aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen mit Rat und Tat zu unterstützen.

Schon hier konnte ich von einigen Ipuriná-Indianern größeres linguistisches Material sammeln. Ihr Patron, ein Mestize, hatte sie aus ihrer Heimat am Ituxý, einem rechten Nebenfluss des Purús, nach Manáos gebracht, um sie dem Gouverneur vorzustellen und von ihm Unterstützungen zu bekommen zu ihrer „Katechese"; ein christliches Wort von trefflichem Klang. Leider dient es in Brasilien häufig dazu, die Vergewaltigung der armen Indianer zu verschleiern. Außerdem wollte er von der Regierung eine Konzession erlangen zur Ausbeutung der dortigen Kautschukwälder, was natürlich die Hauptsache war. Die Leute sollten, wie ihr Herr sagte, in der Stadt „die Zivilisation lernen, um sie später unter ihren Stammesgenossen zu verbreiten". Ein schönes Experiment! —

Was ich für meine ethnographischen Studien in Manáos besonders schmerzlich vermißte, war ein Museum. Dies ist in der Tat ein bedauerlicher Mangel schon im Gegensatz zu Pará mit seiner ausgezeichneten Anstalt, doppelt bedauerlich, da Manáos als Grenzstadt nach dem freien Indianergebiet hin und als Zentrale des Kautschukhandels gewissermaßen in beständiger Fühlung mit den unverfälschten Indianerstämmen steht und zum ethnographischen Sammeln sozusagen prädestiniert ist. Wohl bestand vor Jahren auch in Manáos ein hübsches Museum, das eine Zeitlang unter der trefflichen Leitung des bekannten brasilianischen Botanikers João Barboza Rodrigues und des

Deutschen Dr. Pfaff stand; aber es hat sich längst in Wohlgefallen aufgelöst, und die Sammlungen sind in alle Winde zerstreut. Es befanden sich prächtige Stücke darunter, so die interessanten Ethnographica, die Barboza bei den sogenannten Krischaná des Yauaperýflusses erworben, und die grosse Sammlung, die der österreichische Reisende Richard Payer vom oberen Rio Negro und Uaupés mitgebracht hatte. Spurlos verschwunden sind auch die keramischen Schätze aus den prähistorischen Ausgrabungen bei Itacoatiára und im Weichbilde der Stadt. Noch jährlich werden bei Erdarbeiten, besonders in der Nähe der Kathedrale, derartige wertvolle Stücke nebst alten Steingeräten zutage gefördert, die meistens in die Hände der Geistlichen oder einflußreicher Personen übergehen. Die Menge solcher Funde in und um Manáos setzt eine starke prähistorische Bevölkerung oder eine lange Besiedelung voraus. Im Jahre 1905 nahm man wieder einen Anlauf zur Gründung eines zoologisch-botanisch-ethnographischen Museums. Ein großer Waldkomplex, der auf luftiger Höhe gelegene „Bosque", ein beliebter Ausflugsort, war dafür bestimmt, und fieberhaft wurde daran gearbeitet. Doch bald erlahmte das Interesse, und die Arbeiten wurden bis auf weiteres eingestellt.

Den Hauptverkehr unterhält Manáos mit den südlichen Nebenflüssen des Amazonas, besonders Madeira, Purús, Juruá, Javarý, die den besten und meisten Kautschuk ausführen, und weiterhin mit Perú über Iquitos, bis wohin sogar die Überseedampfer der Boothlinie fahren. Der Handel mit dem Rio Negro-Gebiet dagegen ist ziemlich unbedeutend schon wegen der geringen Ausbeute an Kautschuk, der dazu noch von minderwertiger Qualität ist, ein Glück für den Ethnographen; denn wo die rohen Banden der Kautschuksammler hinkommen, da ist kein Bleiben für den wilden Indianer.

II. Kapitel.

Dampferfahrt auf dem Rio Negro bis Trindade.

Mein Diener Otto Schmidt. Passagiere. Leben auf dem Dampfer. Sprachstudien mit Baré- und Baníwa-Indianern. Der untere Rio Negro. Moura. Die „Menschenfresser“ Yauaperý. Barcellos. Verbindung zwischen Rio Negro und Yapurá. Santa Izabel. Neue Passagiere. Die erste Stromschnelle Tapurú-cuára. Curicuriarý-Gebirge. Trindade. Alfred Stockman. Abschied vom Dampfer. Abfahrt der Batelões. Uanána-Indianer. Makú-Indianer. Eine fürchterliche Sprache. Fest der Dreifaltigkeit.

Für den 27. Juni war die Abfahrt des Rio Negro-Dampfers festgesetzt, der mich bei dem damaligen hohen Wasserstande bis Trindade unterhalb der großen Stromschnellen bringen sollte. Von einem auf den anderen Tag wurde, treu der sprichwörtlichen brasilianischen „paciencia“, die Reise verschoben, besonders wegen des Peter Paul-Tages am 29. Juni, an dem zugleich zu Ehren des Floriano Peixoto, eines Helden aus der Revolution, großer Festtrubel in Manáos herrschte. Endlich am 30. Juni wurde es Ernst. Das Schiffchen hatte die Ausfahrtsflagge aufgezogen. Um 5 Uhr abends sollte es losgehen — es wurde den andern Morgen zwischen 4 und 5 Uhr.

Der damalige Gouverneur des Staates Amazonas, Exzellenz Silverio Nery, der selbst seine Abstammung auf die Ureinwohner des Landes zurückführt, hatte mich mit den besten Empfehlungen an alle Behörden des Rio Negro-Gebietes ausgestattet. Meine Ausrüstung hatte ich in Manáos sehr vervollständigt und als Diener einen jungen Brasilianer, Sohn deutscher Eltern, Namens Otto Schmidt aus Victoria in Espirito Santo, engagiert, der mir während der ganzen Dauer meiner Reise ein treuer und nützlicher Kamerad war. So waren alle Vorbedingungen erfüllt.

Unser alter Radkasten „Solimões“, 1882 im Staate Delaware gebaut, gehörte dem großen Handelshaus Araujo Rozas & Co. in Manáos, das den Handel im Rio Negro-Gebiet fast ausschließlich beherrscht. Er war mit Fracht überladen und ging sehr tief, was bei seinem „Marasmus senilis“ wenig vertrauenerweckend war. Wir Passagiere waren eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft: Eingeborene Brasilianer und Venezuelaner, Spanier und Portu-

giesen, ein Korse und ein Syrer vom Libanon, Handelsleute vom oberen Fluß, die sich ein paar Wochen in Manáos aufgehalten hatten, um Geschäfte abzuschließen und nebenbei etwas „Großstadtluft“ zu atmen. Sie führten eine Menge Waren mit sich als Lohn für die Arbeiter in der kommenden Kautschukernte. Eine interessante Persönlichkeit war Don André Level aus einer alten spanischen Familie Venezuelas, früherer Gouverneur des venezuelanischen Territoriums „Rio Negro“ und — natürlich — General, wie so viele. Er kannte diesen Fluß und den Orinoco wie kein zweiter und hatte ein bewegtes Leben voll Abenteuer hinter sich, von denen er gern mit famoser Mimik erzählte, ein reizender alter Herr von jugendlichem Feuer und der Typus eines spanischen Edelmannes. Die Baréindianer des oberen Rio Negro nannten ihn wegen seiner eisernen Energie und Unermüdlichkeit und wegen des zwingenden Einflusses, den er auf die Eingeborenen ausübte, „kamahaí mináre“, „den Herrn des Giftes“, d. h. „den großen Zauberer“.

Das Oberdeck, das zugleich die I. Kajüte verkörpert, ist bei diesen kleinen Flußdampfern überdacht, aber nach den Seiten offen und dient zugleich als Speise-, Rauch- und Schlafsalon. Nachts hängt hier eine Hängematte neben der andern; denn in den dumpfen Kabinen zu schlafen, ist kein Genuß. Sie bleiben für einige Frauen und Kinder und das Handgepäck der Passagiere reserviert. Moskiten gibt es, Gott sei Dank, am Rio Negro nur wenige, und wenn man nachts auch einmal vom Regen überrascht wird, man gewöhnt sich bald daran, kriecht unter die warme Decke und schläft weiter trotz Sturm und Ungewitter. Während wir in Manáos schon mitten in der Trockenzeit waren, hatten wir bereits eine Tagereise flußaufwärts merkwürdigerweise eine ganz andere Jahreszeit und fast jede Nacht, häufig auch am Tage heftige Regengüsse, bisweilen echte wütende Tropenunwetter, von denen man sich in unserem gesitteten Europa keine Vorstellung machen kann; ein unheimliches und zugleich ungemein großartiges Schauspiel. Die dichten Wände der Ufervegetation sind in der finsteren Nacht von ununterbrochenen Blitzen grell beleuchtet. Schmetternde Donnerschläge lassen das Schiff erzittern und finden ihren lange anhaltenden Widerhall in den Gründen des Urwaldes; dazu tobt der Sturm, und gießt ein Regen herab, den man eigentlich nicht mehr „Regen“ nach unseren zahmen Begriffen nennen kann: der Himmel bricht einfach zusammen.

Das Essen auf unserem Dampfer war erträglich, doch spielten „Carne secca“ (getrocknetes Salzfleisch) und geräucherter Pirarucú-Fisch (Sudis gigas Cuv.) in verschiedener Form der Zubereitung eine große — nach dreitägiger Fahrt die einzige — Rolle. Die Fleischtöpfe von Manáos lagen hinter uns.

Auch das „Zwischendeck", d. h. das Hinterdeck unter uns, war stark besetzt. Überall lagen die Leute in den kreuzweise übereinander gespannten Hängematten, auf dem Gepäck und am Boden umher, in friedlicher Nachbarschaft des Proviantochsen. Unter ihnen befand sich ein halbes Dutzend Indianer, Baré und Baníwa vom oberen Rio Negro, Bedienstete der Kajütpassagiere. Täglich trieb ich mit ihnen Sprachstudien bis zur gegenseitigen Ermüdung, ich glaube, zum Entsetzen der meisten Passagiere, die lieber Tag und Nacht Hasard spielten.

Die Fahrt auf dem unteren Rio Negro bietet viel Abwechslung, schon wegen der zahlreichen Ansiedlungen, die teils die hellen Häuschen der wenigen weißen Anwohner zeigen, teils die braunen Palmstrohhütten der mehr oder weniger zivilisierten Indianerbevölkerung, die am ganzen Fluß überwiegt. Oft lagen wir stundenlang an kleinen Plätzen still, um Holz einzunehmen zur Heizung des Dampfkessels. Malerische Palmengruppen unterbrechen bisweilen die schöne Hochwaldvegetation der Ufer; hohe Barrancas aus rötlichem Sandstein wechseln mit längeren Strecken flachen Landes, die das Hochwasser überschwemmt hat. Besonders das nördliche Ufer ist niedrig und der Überschwemmung ausgesetzt, weshalb sich auch auf dem südlichen höheren Ufer fast alle Niederlassungen befinden. Ohne bemerkenswerte Strömung, wie ein riesiger See, breitet sich die dunkle Flut aus. Zahlreiche Inseln verbergen das andere Ufer. Die Tierwelt ist außerordentlich arm; wenn das Wild sich von den Ufern zurückzieht, und die Fische sich in dem überschwemmten Walde verlieren, sind die Bewohner bisweilen ernstlichen Nahrungssorgen ausgesetzt.

Am frühen Morgen des 3. Juli liefen wir Moura an, die erste größere Ortschaft seit Manáos. Im Halbdunkel unterschieden wir einige Häuschen und Hütten in Reih und Glied am Ufer aufmarschiert. Wir befanden uns hier an klassischer Stelle. Gegenüber mündet der westliche Arm des geheimnisvollen Rio Yauaperý, des Schlupfwinkels der „Indios bravos", der „anthropophagos", der gefürchteten Yauaperý, wie sie am Rio Negro allgemein heißen, oder Uámiri, wie sie sich angeblich selbst nennen, oder Krischaná, wie sie Barboza Rodrigues taufte, dem es zuerst gelang, mit ihnen in friedlichen Verkehr zu treten. Es ist ein noch fast unerforschter, zur Karaibengruppe gehörender Stamm, vor dem einst sogar Manáos gezittert haben soll. Im Jahre 1875, so erzählte uns Don André, der selbst einen Zusammenstoß mit diesen Wilden gehabt hatte, überfielen sie plötzlich in zwölf großen Kanus die Ortschaft Moura. Sie zwangen die Bewohner, sich auf eine Insel im Strome zu flüchten, wo sie sie mehrere Tage lang belagerten und mit Pfeilen beschossen, was diese mit Kugeln aus ihren Winchesterbüchsen erwiderten, bis endlich

ein beherzter Mourenser einige Soldaten von Manáos holte, die die Indianer wieder in ihre Wälder jagten.

Bald oberhalb Moura passierten wir das Delta des Rio Branco, des größten linken Nebenflusses des Rio Negro, der in seinem Oberlaufe goldreiche Gegenden durchfließt, die Brasilien neuerdings von den Engländern streitig gemacht werden. Scharf hebt sich das helle Wasser des „weißen Flusses" von dem dunkeln des Rio Negro ab und soll noch über 100 km neben diesem herfließen, ohne sich mit ihm zu vermischen.

Am 4. Juli lagen wir einige Stunden vor Barcellos, der Hauptstadt des mittleren Rio Negro. Seit 1756, zu einer Zeit, als Manáos noch ein unbedeutendes Indianernest war, war Barcellos, das ehemalige Indianerdorf Mariuá, die Hauptstadt der ganzen „Capitanía Rio Negro" und hatte mehrere tausend Einwohner. Jetzt zählt es deren kaum ein paar hundert und macht mit seinen halbverfallenen Häusern einen verwahrlosten, öden Eindruck. Die Bewohner sind bleich, hohlwangig, vom Fieber zerrüttet. Von den Beamten in Manáos geht niemand gern dorthin. Auch wir gaben dem Friedhof unseren Tribut, einen Baréindianer, der auf der Reise im Zwischendeck gestorben war. Zwei Kameraden trugen ihn in der Hängematte zur letzten Ruhestätte, die anderen folgten im Gänsemarsch. Schon dreimal hatte der Dampfer getutet, und keiner der Leidtragenden kam zurück. Schließlich mußte der Kapitän sie durch Matrosen auf dem Gottesacker zusammenlesen lassen. Sie hatten zuviel auf die Auferstehung des Toten getrunken.

Barcellos liegt am Beginn eines riesigen Flußbeckens, dessen größte Breite 5 bis 6 Legoas, etwa 35000 m, betragen soll. Der Rio Negro ist hier bedeutend breiter als der Amazonenstrom unter demselben Längengrade. Nur wenige Inseln durchsetzen den Fluß. Das südliche Ufer erhebt sich in steilen Granitwänden.

Gegenüber der Ansiedlung São Joaquim, einer der ansehnlichsten und saubersten Ortschaften des Rio Negro, führt der Padauirí sein weißes Wasser dem Hauptstrom zu, der wichtigste Nebenfluß des ganzen Flußgebietes wegen seines außerordentlichen Reichtums an Kautschuk, aber auch der ungesundeste wegen seiner schweren Fieber, die alljährlich eine größere Anzahl Kautschuksammler, besonders Indianer, hinraffen.

Der Yurubaxý, ein rechter Nebenfluß des Rio Negro, dessen Mündung wir am 6. Juli passierten, gewährt insofern ein besonderes Interesse, als von seinem Quellgebiet aus ein alter, oft benutzter, kurzer Weg zu einem Nebenfluß oder einer Lagune Marahý, nach anderen Marahá, des Yapurá führt, der schon von de la Condamine erwähnt wird. Letzterer spricht sogar von einer Kommuni-

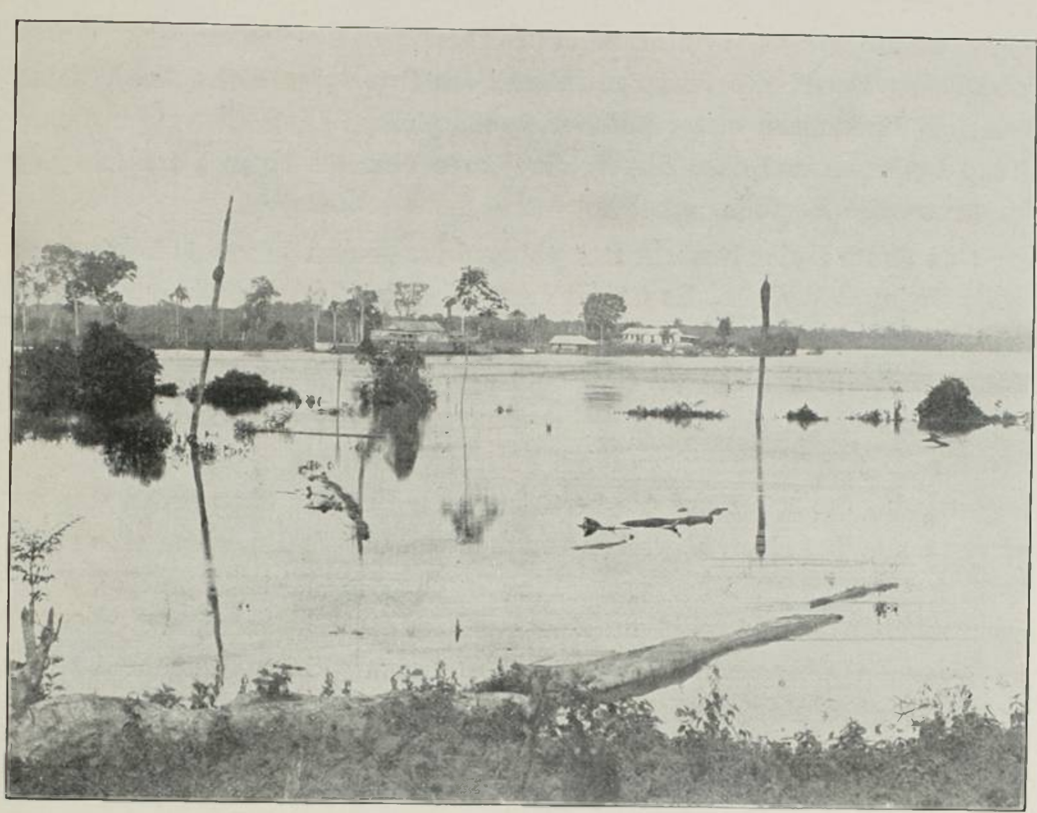


Abb. 3. Sta. Izabel bei Hochwasser.

kation beider Flußgebiete an dieser Stelle zur Zeit des Hochwassers[3]). Auch andere südliche Nebenflüsse des Rio Negro haben derartige Kommunikationen mit Nebenflüssen des Yapurá: so ist der weiter oberhalb mündende Marié nur durch einen kurzen Pfad von dem Macucrú getrennt. In den Quellgebieten des Yurubaxý und Marié streifen zahlreiche Makú, unstete Waldnomaden. Sie liegen in erbitterter Fehde mit einem Stamme der Yapuráseite, den sogenannten Guaríba oder Guaríua-tapuyo (Brüllaffen-Indianern), von denen ich später am Yapurá böse Geschichten hörte.

Am Nachmittag des 6. Juli kamen wir in Santa Izabel an, dem für den Handel des oberen Stromes wichtigsten Punkte des Rio Negro (Abb. 3).

Santa Izabel besteht aus wenigen mit Wellblech gedeckten Häuschen und einigen Indianerhütten, die, zerstreut und halb im Waldesgrün versteckt, auf dem südlichen Ufer und auf einer fast baumlosen Insel liegen. Wir durchschnitten die starke Strömung, die die nahe Cachoeira (Stromschnelle) an-

[3]) M. de la Condamine: Relation abrégée d'un voyage fait dans l'Intérieur de l'Amérique méridionale. Paris 1745. S. 127 ff.

zeigte, und hielten vor dem Besitztum des Portugiesen Fructuoso, eines dicken gemütlichen Herrn, des reichsten Mannes am Orte. Im Hafen lagen neben schlanken Einbäumen einige Batelões, große plumpe Lastboote, die bisweilen 15 000 kg fassen und dazu dienen, die Waren über die bösen Stromschnellen des oberen Rio Negro zu schaffen.

In Santa Izabel herrscht fast während des ganzen Jahres zu bestimmten Zeiten ein reger Verkehr. Es ist die Endstation der Dampfer, die nur bei sehr hohem Wasserstande bis Trindade, an den Fuß der großen Cachoeiras, fahren können. Allmonatlich bringen ein Raddampfer des Hauses Araujo Rozas & Co. in Manáos und ein eleganterer Schraubendampfer der englischen Amazonaslinie für die Handelsleute des oberen Flusses Waren, die in den Lagerhäusern aufgestapelt oder sofort auf die bereitliegenden Batelões übergeladen werden. Hier in Santa Izabel ist, abgesehen von den wenigen Weißen, schon alles indianisch, merkwürdig häßliche Typen. Die „lingoa geral" (Gemeinsprache), dieses aus dem alten Tupi geschaffene Kunstprodukt der Missionare, das sich im Laufe der Zeit über einen großen Teil des Amazonasgebietes ausgebreitet hat, dient hier schon als unentbehrliches Verkehrsmittel.

Am anderen Morgen fuhren wir weiter. Die Batelões hatten einen Teil der Fracht übernommen und wurden an der Seite des Dampfers angebunden oder in das Schlepptau genommen, wo sie bei jeder Veränderung des Steuerruders weit herumschlenkerten. Die Besatzung dieser Boote bestand nur aus Indianern, Baníwa vom Içána, einem rechten Nebenfluß des oberen Rio Negro. Einige neue Passagiere waren hinzugekommen, unter ihnen Salvador Garrido aus São Felippe, der Herr eines Batelão, mit dem mich später noch herzliche Freundschaft verbinden sollte, und Ricárdo Vicente Cluny, Superintendente[1]) von São Gabriel, der Hauptstadt des oberen Rio Negro, an den ich offizielle Empfehlungen hatte; ein günstiger Zufall.

Gleich hinter der Niederlassung brauste die erste Stromschnelle Tapurúcuára (Raupenloch), wie sie in der Lingoa geral heißt, und gab uns einen kleinen Begriff von dem, was unser stromaufwärts harrte, aber nur einen ganz kleinen. Wir hatten zu wenig Dampf und konnten sie nicht nehmen. Der Dampfer stand zeitweise still, trotzdem wir mit aller Kraft fuhren. Rechts vom Schiff ragten gewaltige Felsen aus dem schäumenden Wasser hervor. Wir gerieten in Gefahr, auf sie aufgetrieben zu werden. Allseits große Aufregung und viel Geschrei, besonders auf den nachschleppenden Booten, die von der Brandung heftig hin und her geschleudert wurden. Zwei und eine halbe Stunde

[1]) Der „Superintendente" entspricht etwa unserem „Landrat".

standen wir so auf demselben Fleck und kamen trotz aller Anstrengung nicht weiter. Der Dampf ging aus, und unser alter Kasten glitt zurück. Mehr Dampf wurde angesetzt, ein neuer Anlauf genommen, und endlich gelang es. Wir überwanden den toten Punkt und fuhren langsam an den gefährlichen Felsen vorbei in ruhigeres Wasser.

Oberhalb Tapurú-cuára wird der Fluß viel schmäler und hat fortgesetzt starke Strömung, die sich an den vorspringenden Granitfelsen des rechten Ufers bricht und zahlreiche Strudel (Rebojos) bildet. Wir waren in die Gebirgsregion eingetreten. Gegen Mittag kamen voraus im Westen auf dem rechten Ufer kegelförmige Berge in Sicht, eine ganze Kette, Serra de Jacamí. Wir passierten die Ansiedlung Boa Vista. Ein hübsches Wohnhaus von ganz zivilisiertem Aussehen, einige bescheidenere Häuschen und Hütten, reizend unter schlanken Palmen und hohen Laubbäumen auf felsigem, sanft ansteigendem Ufer gelegen, rechtfertigten den Namen. Mit Sonnenuntergang legten wir uns angesichts des Gebirges für die Nacht an einem Baume fest, dessen Krone das Hochwasser erreicht hatte. Wir hatten nur einen Lotsen, hier Pratico genannt, der zwölf Stunden ununterbrochen Dienst tat, und die Fahrt in den engen Kanälen zwischen den Felsen, die bisweilen nur wenig unter Wasser liegen, bietet mancherlei Gefahren.

Meine Sprachstudien mit den zahlreichen Indianern an Bord setzte ich eifrig fort. Die Sprache der Baníwa des Içána fand ich wesentlich verschieden von der Sprache ihrer Namensvettern am Guainía, dem venezuelanischen Teile des oberen Rio Negro, und von dem Baré des Casiquiare, der Bifurkation zwischen Orinoco und Rio Negro. Doch sind alle drei Idiome Glieder einer Gruppe, des Aruak. Von meinen Mitpassagieren erfuhr ich interessante Einzelheiten über die freien Indianerstämme des Uaupés, die sie zum Teil aus eigener Anschauung kannten. Nach allem schienen mir diese Gegenden ein ethnologisches Eldorado zu sein, wohl wert einer eingehenden Erforschung.

In den nächsten Tagen passierten wir mehrere kleinere Stromschnellen, so die von zahlreichen Felsen durchsetzte Maçarabí-Cachoeira, und näherten uns dem Curicuriarý-Gebirge, das sich auf dem rechten Ufer nahe der Mündung des gleichnamigen Nebenflusses in majestätischer Massigkeit bis zu 1000 m erhebt und mit seinen kahlen, schroff abfallenden Felskuppen aus rötlichem Gestein einen herrlichen Anblick gewährt. Von diesem Gebirge erzählt man sich wunderbare Geschichten. Auf dem Gipfel des höchsten Berges breite sich ein großer See aus, und auf ihm sei ein steinernes Boot aus uralter Zeit. An einer anderen Stelle finde man ein hohes Steintor und dahinter Felsen in Gestalt von allen möglichen Tieren. Indianerlügen und Übertreibungen. Die

„Lust zu fabulieren", die gerade in dieser Tropenwelt die üppigsten Blüten zeitigt. Vor einigen Jahren habe eine schwache Erderschütterung stattgefunden, und ein Teil des Gebirges sei abgestürzt.

In den Wäldern in der Nähe der Serra streifen zahlreiche wilde Makú, die teilweise noch in der Steinzeit leben sollen. Bisweilen erscheinen sie am Rio Negro-Ufer, um europäische Kleinigkeiten gegen Jagdbeute einzutauschen.

Kurz oberhalb der Mündung des Curicuriarý liegt die Niederlassung Trindade, unser vorläufiges Reiseziel, wo wir am 10. Juli ankamen. Sie war das Besitztum des Portugiesen José Antonio dos Reis, der am ganzen Rio Negro unter seinem Spitznamen Salabardot bekannt war, und bestand aus einem halben Dutzend Häuschen und Indianerhütten und einer Kapelle, die dem Einsturz drohte. Die Ameisen hatten sie untergraben. Hinter der Ansiedlung erstreckte sich bis zum Urwald ein weiter künstlicher Kamp, auf dem zahlreiches Vieh weidete. Die Vegetation darauf sah ganz europäisch aus, rote Malven und blaue Blümchen ähnlich unserer „Männertreu". Und doch war es anders. Die Luft, die Beleuchtung stimmte nicht dazu, und das frische Grün unserer Fluren fehlte.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, die wir jedoch auch in Europa beobachten können, daß an Stellen, wo der Wald abgerodet wird, sofort eine ganz andere, sich stets gleichbleibende Vegetation emporschießt, deren Samen bis dahin im Boden schlummerten. Charakteristisch für derartige Kampflächen, aber weniger erfreulich sind unzählige Mucuim, winzig kleine rote Milben, deren Stich höchst unangenehm juckende Pusteln hervorruft.

Eine Landungsbrücke führte zum Fluß. Daneben stand ein etwas primitives Lagerhaus. Das Ufer wimmelte von Indianern, der Hafen von Batelões und Kanus, die auf ihre Herren und die Waren warteten, die der Dampfer bringen sollte. Zu meiner Freude traf ich hier einen „halben Landsmann", einen Deutschengländer, Herrn Alfred Stockman, der für die „Para Rubber Plantation Company" in New York reiste und über den Casiquiare zum Orinoco fahren wollte, um die dortigen Wälder auf Kautschuk zu untersuchen. Während der nächsten vier Wochen teilten wir als gute Kameraden Freud und Leid der Reise.

Es entwickelte sich hier sofort eine fieberhafte Tätigkeit. Die Waren wurden aus dem Dampfer auf die Boote übergeladen. Eine Unmenge Cachaça (Rum) war dabei, dieser edelste Helfershelfer der sogenannten Zivilisation. Es war erstaunlich, welche schweren Lasten diese Indianer, wohlgebaute, sehr muskulöse, wenn auch durchschnittlich kleine Leute, auf dem bloßen Rücken schleppen konnten. Auch wir brachten unser Gepäck einstweilen in einem der Häuser unter bis zur Ankunft des Bootes, das uns der Super-

intendente von São Gabriel versprochen hatte. Zwischendurch machte ich noch Sprachaufnahmen mit den Indianern, von denen immer einige bei uns umherlungerten und um Cachaça und Zigaretten bettelten. Sie betätigten ihr künstlerisches Talent mit Bildern von Menschen und Tieren, die sie teils mit dem Bleistift in mein Skizzenbuch, teils mit Kohle auf die weißgetünchte Hauswand und auf Pappdeckel zeichneten, die von dem Auspacken umherlagen. Besonders die Kohlezeichnungen waren dank dem vertrauteren Material, mit dem die Künstler arbeiteten, flott und äußerst treffend entworfen.

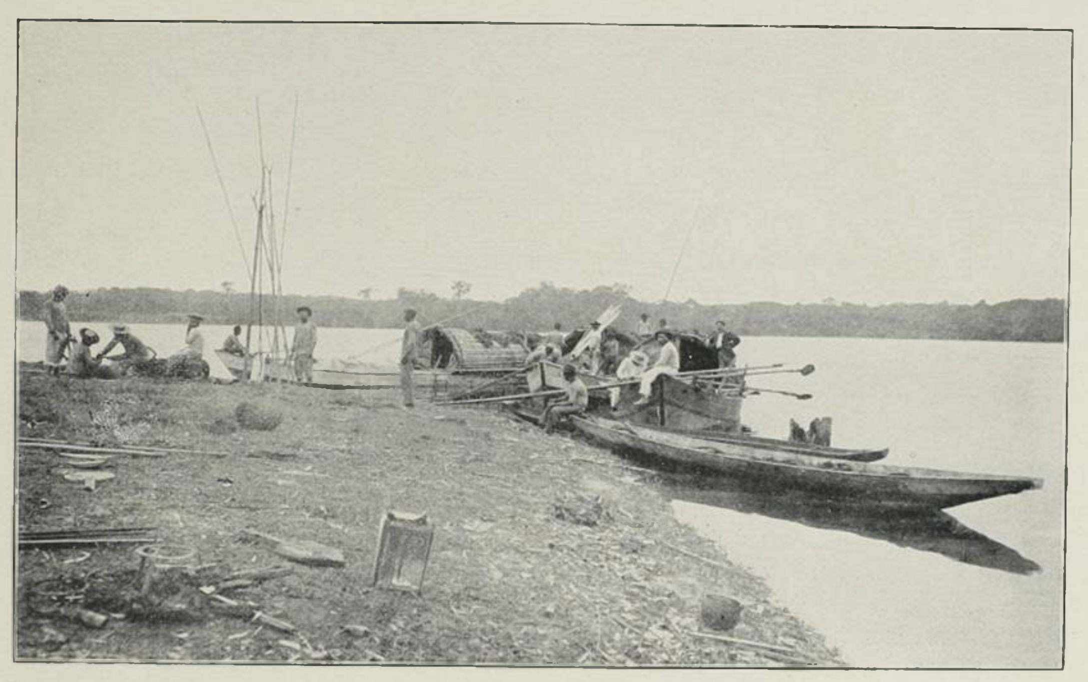


Abb. 4. Venezuelanische Batelões vor Trindade.

Am Morgen des 12. Juli fuhr der Dampfer nach Manáos zurück, und wir nahmen damit gewissermaßen für längere Zeit Abschied von der zivilisierten Welt. Nachmittags setzten sich auch die plumpen Batelões, von den kräftigen Indianergestalten taktmäßig gerudert, stromaufwärts in Bewegung. Meine Freunde hatten mich noch wiederholt eingeladen, sie auf ihren Besitzungen zu besuchen, und mir jede Hilfe zugesichert (Abb. 4).

Diese Batelões haben je nach ihrer Größe 10 bis 16 Ruderer, die, auf einem erhöhten Verdeck am Bug stehend, das Fahrzeug an ruhigeren Stellen mit langstieligen Paddelrudern fortbewegen. Das Heck bedeckt die mehrere Meter lange Tolda, ein aus Latten und mehreren Lagen Palmblätter festgefügtes Sonnendach. Am äußersten Ende des Bootes, das Querholz des mäch-



Abb. 5. Abfahrt der Batelões von Trindade.

tigen Steuerruders mit fester Hand haltend, waltet der Pilot seines verantwortungsreichen Amtes, der Tüchtigste der Mannschaft, der jeden Stein in den oft sehr engen Kanälen der Cachoeiras kennen muß, und von dessen Können und Kaltblütigkeit häufig das Leben aller Insassen abhängt (Abb. 5).

Bei stärkerer Strömung wird das Fahrzeug mit Haken am Ufergebüsch weitergezogen und mit gabelförmig auslaufenden Stangen fortgestoßen. In den Cachoeiras aber dient vor allem die Espia, ein armdickes, etwa 50 m langes Tau, auch Cabo de Piassába genannt, weil es aus den sehr widerstandsfähigen Fasern der Piassábapalme (Attalea funifera Mart.) geflochten ist. Die Fabrikation solcher Taue, die sich zu diesem Dienst besonders eignen, da sie auf dem Wasser schwimmen und nicht faulen, bildet einen einträglichen Industriezweig der zahmen Indianer des oberen Rio Negro. Auch Besen werden aus diesen Fasern gemacht. In den Stromschnellen fährt die Bedienungsmannschaft der Espia, die beiden Espieiros, im leichten Kanu voraus, schlingt das Tau fest um einen Uferbaum und kehrt mit dem anderen Ende zum Batelão zurück. Die Ruderer des Batelão holen nun die Espia ein und ziehen so das Fahrzeug stromaufwärts. Das Kanu ist währenddessen an der Seite des Batelão befestigt und nimmt das Tau auf, das sorgfältig in regelmäßigen Windungen aufgeschichtet wird, damit es sich nicht verwirrt. Oben angekommen, wiederholt sich dieselbe Sache. Bisweilen werden vier bis fünf solcher Espias zusammengebunden. In den größeren Cachoeiras, besonders an Abstürzen, wird der Ba-

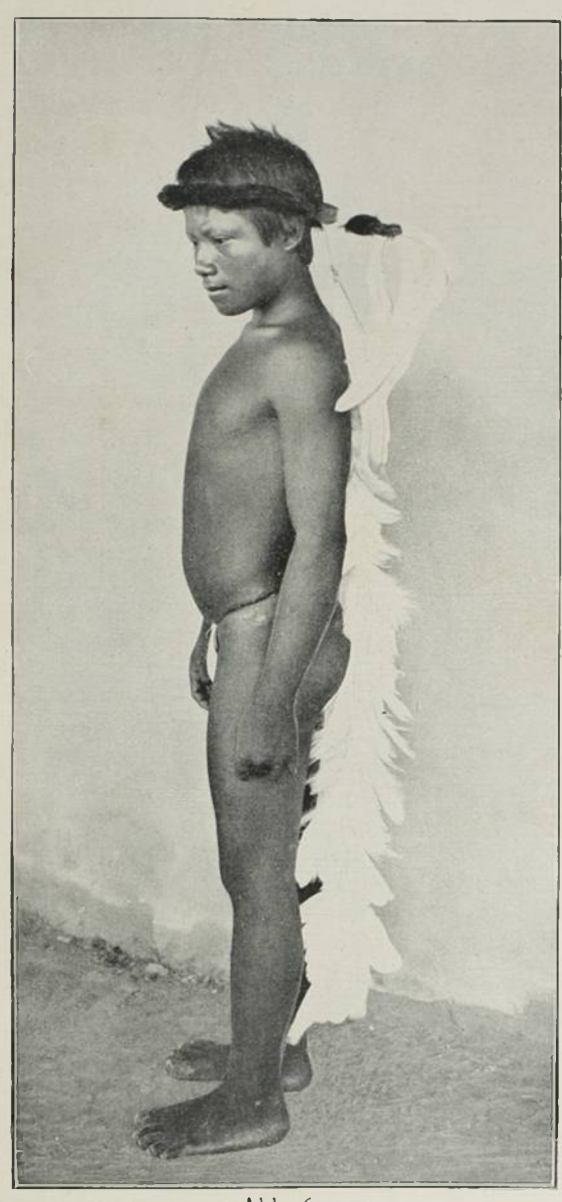


Abb. 6.
Uanána vom Caiarý-Uaupés im Festschmuck.

telão entladen und mit großer Mühe und Zeitverlust von Remanso[5]) zu Remanso bugsiert und über die Felsen geschoben, wobei man noch von Glück sagen kann, wenn das Fahrzeug nicht von den heftigen Wogen wider die zackigen Klippen geschleudert wird und zerschellt. Daher kommt es, daß eine solche Reise nur sehr langsam vonstatten geht, und daß man z. B. zum Passieren der Cachoeiras des Rio Negro bei der Aufwärtsreise eine Woche braucht, während man dieselbe Strecke bei der Talfahrt in einem Tage zurücklegt.

Die Wartezeit bis zur Ankunft unseres Bootes konnte ich sehr nützlich mit Indianerstudien verbringen. Der Schwiegersohn Salabardots, ein junger, flotter Portugiese, hatte von einer Reise zum oberen Caiarý, wie der Uaupés in diesen Gegenden allgemein genannt wird, einige Uanána-Indianer mitgebracht, unverfälschte Naturkinder mit offenen, freundlichen Gesichtern, die noch etwas verwundert in die ihnen ungewohnte Welt schauten. Einen prächtigen Jüngling photographierte ich im Tanzschmuck. Er hatte ein niedriges Diadem aus roten und gelben Tukanfederchen um den Kopf gebunden. Hinten im Haar steckte ihm ein langer, fein gearbeiteter Kamm, dessen beide Enden lange, mit bunten Federn reich verzierte Stäbe trugen. Von der Mitte des Kammes fiel ein Schweif aus weißen Reiherfedern fast bis zu den Fersen herab (Abb. 6).

[5]) „Remanso" ist eine ruhige Stelle in der Strömung unterhalb einer Klippe, einer Insel oder eines Ufervorsprungs, wo das Wasser häufig stark flußaufwärts fließt.

In Jucabý, einer kleinen Ansiedlung nahe der Mündung des Curicuriarý, wohin ich am 14. Juli einen Abstecher im Kanu machte, lernte ich auch die Sprache der Makú kennen. Der Besitzer des Sitio unterhielt mit diesen Waldnomaden einen freundschaftlichen Verkehr und zog sie vielfach zu der Arbeit in seinen Kautschukwäldern heran, ließ sie Piassába-Fasern holen, die am Curicuriarý häufig vorkommen, oder beschäftigte sie als Jäger und Fischer. Man stellte mir einen kleinen alten Kerl vor, gerade keine Schönheit seines Geschlechts, mit verkniffenem Gesicht, auffallend dicken Stirnwülsten, schief gestellten,



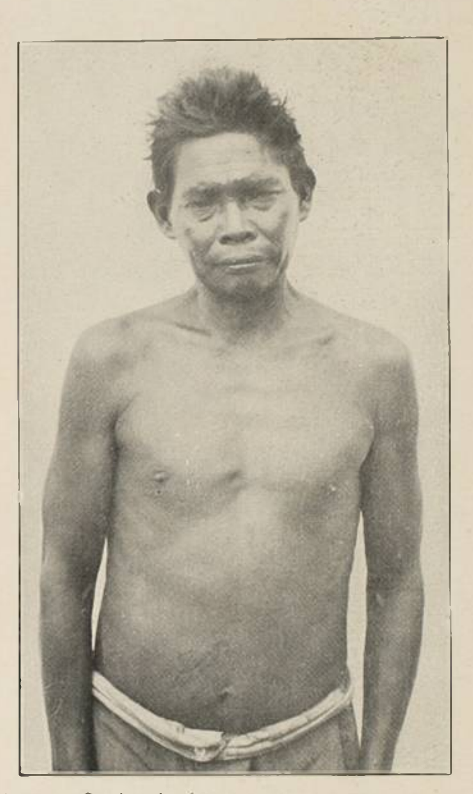


Abb. 7. Makú vom Curicuriarý.

schielenden Augen und struppigem Haar (Abb. 7). Er war nur 1,52 m hoch und hatte sehr dunkle Hautfarbe. Schon an den ersten Vokabeln, die ich abfrug, erkannte ich zu meiner Freude, daß ich es mit einer ganz neuen Sprache zu tun hatte, und zwar nicht mit irgend einem unbekannten Dialekt einer der großen Sprachgruppen, sondern mit einem Idiom, das nirgends in Südamerika eine Verwandtschaft hat. Die Sprache weist eine Menge nasaler und gutturaler Laute auf und ist sehr undeutlich, besonders in den Wortendungen. Die Wörter werden zum Teil, wohl infolge der vielen konsonantischen Endungen, kurz abgehackt gesprochen, bald scheu hervorgestoßen, bald zögernd verhalten,

tierisch, wie das ganze Wesen dieser niedrig stehenden Waldbewohner ist. Nur bei scharfem Hinhören und mehrmaliger Wiederholung konnte ich die merkwürdigen Laute festhalten. Über die Lebensverhältnisse dieser Makú erfuhr ich von dem Indianer selbst, der auch die Lingoa geral sprach, und von den Ansiedlern manche interessanten Einzelheiten. Man faßt unter dem Namen ,,Makú" eine Menge Stämme zusammen, die verschiedene Sprachen und Dialekte sprechen. Sie halten das rechte Ufer des Rio Negro besetzt und wurden mir angegeben an den Nebenflüssen: Jurubaxý, Marié, Curicuriarý, Caiarý-Uaupés und seinen rechten Zuflüssen Tiquié und Papurý, auf einem Gebiet, das sich über fünf Längengrade erstreckt. Unstet und flüchtig, ohne feste Wohnsitze, streift der Makú durch die Wälder, verachtet und verfolgt von dem höher stehenden Nachbar, dem er als Sklave in Haus- und Feldarbeit dienen muß, und von dem er bisweilen für europäische Waren an die Weißen verhandelt wird. Ein Makújunge gilt eine einläufige Vorderladeflinte und weniger. So kommt es, daß man in fast allen Ansiedlungen des oberen Rio Negro Makúsklaven antrifft, die wegen ihrer angeborenen Intelligenz und ihrer ausgezeichneten Jägereigenschaften sehr geschätzt sind. Ihr falsches lügnerisches Wesen, ihr diebischer Sinn und ihr Hang zur Trunksucht sind freilich die Kehrseiten der Medaille. Die wilden Makú führen Bogen mit verschiedenen Sorten Pfeile, darunter Giftpfeile mit Spitzen aus hartem Palmholz, Blasrohre mit Giftpfeilchen und Keulen; die Stämme des Innern sollen noch Steinbeile im Gebrauch haben. Das Kanu kennen sie nicht, sondern passieren die Flüsse schwimmend oder durch Untiefen watend.

Am 19. Juli kam endlich der kleine Batelão, den mir der Superintendente von São Gabriel geschickt hatte; doch löste er sich in der Nacht auf etwas geheimnisvolle Weise vom Ufer und trieb mit der starken Strömung weit flußabwärts. Erst nach drei Tagen wurde er wieder zurückgebracht. So mußte ich auch noch die ,,festa da trindade", das ,,Fest der Dreifaltigkeit" über mich ergehen lassen, das eine Menge Caboclos von nah und fern in Trindade vereinigte. Es war trotz des sehr fadenscheinigen christlichen Mäntelchens, trotz Heiligenbilder und im höchsten Diskant schreiend vorgetragener Lobgesänge ein echt heidnisches Fest. Denn am Rio Negro gibt es zwar viele Kapellen, aber keinen einzigen Priester, und so feiert das ,,christliche" Volk die Heiligenfeste nach seinem Geschmack, d. h. mit ausgiebigem Spektakel und — last not least — Strömen von Cachaça.

Salabardot, der Gastgeber, der ,,imperador da festa", befand sich zur Zeit unserer Anwesenheit gerade in seiner Heimat Portugal, aber seine sehr energische Gattin, eine Mestizin, Donna Antonia, machte vortrefflich die

Honneurs und kommandierte die Leute wie ein preußischer Unteroffizier, so daß der „juiz do mastro“, der eigentliche Festordner und Zeremonienmeister, ein harmloser, zerlumpter Indianer, neben ihr nur eine klägliche Rolle spielte. Der „juiz do mastro“ hat die Vorbereitungen zum Fest zu besorgen und die Masten aufzurichten, an deren Spitzen Bananen und Orangen als Geschenke gehängt werden; daher auch sein Name. Die ganze Komödie dauert acht Tage und kostet den Festgeber einige tausend Mark. Alle Tage fanden Prozessionen statt mit wehenden Fahnen, auf die geschmacklose Heiligenbilder gemalt waren, unter dem Lärm der Trommeln und Flöten und anderer Radauinstrumente. In helle Festgewänder gekleidete, braune Schönen trugen die kleinen Heiligenfiguren. Unaufhörlich knatterten Freudenschüsse und zischten Raketen im Sonnenschein.

Am Abend des 22. Juli erstrahlte ganz Trindade in feenhafter Beleuchtung. Alle Wege waren illuminiert. Da die Lampen nicht ausreichten, taten auch mit Petroleum gefüllte halbe Orangenschalen gute Dienste. Wir waren von Donna Antonia zu Tisch gebeten. Nachdem alle Gäste, sämtliche Diener und Dienerinnen und alle Ruderknechte der im Hafen liegenden Boote mit Kaffee, Tee, Doce (Marmelade), süßem Gebäck und dünnen Beijús (Mandiocafladen) reichlich bewirtet waren, schritt man zum Tanz, der für die „Hautevolée“, fast ausschließlich reine Indianer, in einer großen überdeckten Halle am Hause stattfand. Walzer wechselte mit Polka und Galopp nach den Klängen einer Ziehharmonika. Man schien sich zu amüsieren, doch war die Konversation zwischen Tänzer und Tänzerin gleich Null. Man war wohl noch nicht recht aufgetaut und genierte sich auch vor den Fremden. Zwischendurch wurden Zigaretten und ausgezeichneter Portwein gereicht, ein Geschenk des Schwiegersohnes, viel besserer, als ich seinerzeit in Oporto für schweres Geld getrunken hatte. Erst als einheimische Tänze an die Reihe kamen, wurden die braunen Leutchen lebhafter. So tanzten sie eine originelle „Ronda“. Zunächst machten zwei Trommler und Vortänzer einen Rundgang, trommelnd und eintönig singend. Immer mehr Teilnehmer schlossen sich ihnen im Gänsemarsch an, Männer und Weiber, erstere als Begleitung taktmäßig in die Hände klatschend, bis alle Tänzer zuletzt einen großen Kreis bildeten. Zuweilen machten die Trommler beim raschen Vorwärtsschreiten eine Linkswendung nach der Mitte zu, der alle folgten. Auf ein Zeichen der Trommler stellten sich alle mit dem Gesicht nach der Mitte hin auf, und es begannen die Einzeltänze. Zwei Tänzer traten in den Kreis, tanzten eine Zeitlang durch den Saal voreinander hin und her, während die andern im Takt dazu trommelten, klatschten und sangen. Darauf faßten sie sich, einander zugewendet, mit dem gekrümmten rechten Fuß

und versuchten, auf dem linken Beine hüpfend, sich zu drehen. Manche machten ihre Sache schlecht und wurden ausgelacht. Die Weiber tanzten nur zu zweien in hüpfenden und drehenden Bewegungen in der Mitte des Kreises herum. Währenddessen krachten draußen unaufhörlich eine kleine Messingkanone und Flinten, die fast bis zur Mündung geladen waren. Alle diese Tänze haben nur wenig Indianisches und sind wahrscheinlich afrikanischen Ursprungs, ebenso wie einige der dabei verwendeten Instrumente, die Trommeln, mit Schlangenhaut überspannte Holzzylinder, und ein vielfach eingekerbtes Bambusstück, auf dem der Musiker mit einem Holzstab hin und her streicht und kratzende Geräusche hervorruft, die nur höchst unzivilisierten Ohren angenehm klingen mögen.[6])

Später gingen wir zum Volk, das in einer Strohhütte tanzte. Ein kleiner Raum, von wenigen schwelenden Öllampen düster beleuchtet; ein wüster Haufe total betrunkener und mit heiseren Kehlen grölender Menschen, die in den tollsten Sprüngen tanzten und sich wie die leibhaftigen Teufel gebärdeten. An den Wänden saßen halbnackte braune Weiber mit nackten Kinderchen, die zum Teil noch an der Brust lagen und so den Schnaps mit der Muttermilch einsogen. Dazu der dumpfe Lärm der Trommeln, der Staub, den die Tänzer aufwirbelten, der Qualm der unvermeidlichen Zigaretten, der scharfe Geruch von den Ausdünstungen der vielen Menschen, das Ganze durchtränkt von Cachaça-Duft — — —. Ein Bild voll Häßlichkeit und düsterer Romantik, würdig eines Hogarthschen Stiftes! Wir waren froh, als wir wieder draußen waren und die frische Nachtluft atmeten. Noch lange konnten wir vor dem Lärm nicht zur Ruhe kommen. Hexensabbath überall! Segnungen der Zivilisation! —

---

[6]) Dasselbe primitive Musikinstrument beobachtete ich im Jahre 1899 bei dem Cururú-Tanz der Neger und zivilisierten Indianer Matto Grossos.

III. Kapitel.

Mit Ruderbooten durch die Stromschnellen des Rio Negro bis São Felippe.

Unfreiwilliger Aufenthalt bei Camanáos. Cachoeira das Furnas. São Gabriel, die „Hauptstadt“ des oberen Rio Negro. Reizvolle Umgebung. Fortaleza. Mündung des Caiarý-Uaupés. São Felippe. Don Germano. Kautschukhandel. Schuldsklaventum. Ein pflichtvergessener Grenzkommandant. Wertvolle Studien für die Weiterreise. Wanderameisen.

Am nächsten Morgen fuhren wir ab. Wir passierten mit Mühe die ersten Stromschnellen, doch mußten wir bereits am 25. Juli oberhalb Camanáos, einer kleinen Ortschaft auf dem linken Ufer, den Batelão mit unserem gesamten Gepäck verlassen, da er ein starkes Leck bekommen hatte, und ich bei einer Fahrt durch die gefährlichen Cachoeiras weiter oberhalb nicht die ganze Expedition aufs Spiel setzen wollte. So lagen wir nun hier wiederum fest, vierzehn lange Tage, unter einem elenden, nach allen Seiten offenen Indianerschuppen, der gegen die jeden Tag und fast jede Nacht niedergehenden schweren Wetter mit Sturm nur ganz ungenügenden Schutz gewährte. Der Führer des nach São Gabriel zurückgesandten, lecken Batelão, der uns in wenigen Tagen mit einem besseren Boot abholen wollte, hielt sein Versprechen nicht, so daß wir gezwungen waren, uns an den Subprefeito (Polizeipräfekt) unterhalb Camanáos zu wenden und ihn auf Grund meiner offiziellen Empfehlungen um ein Fahrzeug zu ersuchen, das wir auch nebst der nötigen Mannschaft nach einigen Weitläufigkeiten erhielten.

Endlich, am 8. August ging es weiter. Eine ganze Anzahl schlimmer Stromschnellen, die je nach dem Wasserstande einen sehr gefährlichen oder ganz harmlosen Charakter haben, war noch zu passieren, so die Cachoeira das Furnas mit ihrem malerischen Felsengewirr. Auf ihrem schroff abfallenden Ufer bilden übereinandergetürmte Felsblöcke eine tiefe Grotte (furna), die dem Platz den Namen gegeben hat. Nicht weit davon ruht ein riesiger Felsen mit seinem spitzen Ende auf einem anderen, hart an der Grenze der Möglichkeit, wie ein gewaltiger Pilz; ein etwas beängstigender Anblick. Am 10. August kamen wir nach São Gabriel, wo wir drei Wochen vorher hätten sein müssen.

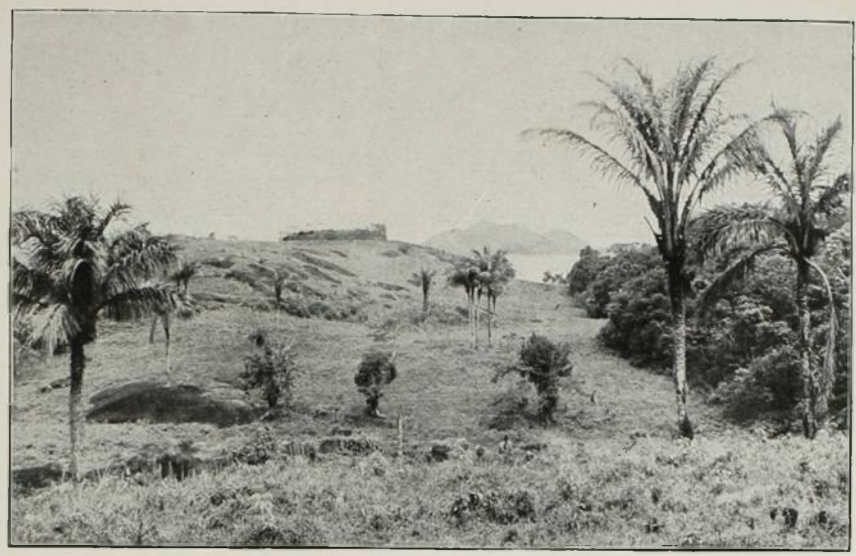


Abb. 8. Umgebung von São Gabriel. Rio Negro.
Blick auf die Fortaleza und das Cabarý-Gebirge.

São Gabriel, die „Hauptstadt“ des oberen Rio Negro, ist ein erbärmliches Nest, fast ohne Einwohner. Die Häuser sind zum großen Teil verlassen und liegen in Ruinen. Die einzige Straße ist dicht mit Gras und Unkraut bewachsen, mit Kothaufen bedeckt, ein Tummelplatz des lieben Viehes. Der felsige Boden trägt nur eine dünne Humusschicht und ist wenig fruchtbar, höchstens als Viehweide zu benutzen. Etwas Rindvieh wird gehalten, ein paar magere Schweine, die nachts in den Häuserruinen ihren Unterschlupf finden. Die wenigen Bewohner des Städtchens haben selbst nichts zu essen; dort herrscht das umgekehrte Verhältnis wie gewöhnlich: die Einwohnerschaft nährt nicht die Durchreisenden, sondern wartet, bis diese ihr Lebensmittel bringen. Doch — São Gabriel ist der Sitz der Regierung, des Superintendenten mit einer Leibwache von fünf Polizeisoldaten, die in einem halbverfallenen Hause, das den stolzen Namen „Quartel“ (Kaserne) führt, tatenlos ihre Tage verbringen.

Die Umgebung des Städtchens ist reizvoll: dicht dabei erhebt sich eine steile Anhöhe, eigentlich ein einziger riesiger Felsblock, der von den Ruinen einer Festung aus alter, besserer Zeit gekrönt ist. Die wie das Innere von üppiger Vegetation überwucherten Umfassungsmauern sind in unregelmäßigem Fünfeck angelegt und noch bis zu den Schießscharten wohl erhalten. Im Innenraum, vom Gestrüpp halb versteckt, liegen an mehreren Stellen alte, plumpe, eiserne Kanonenrohre, vom Rost zerfressen und zerbrochen, die anscheinend aus dem Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts stammen und der Grenzwacht gegen die spanischen Besitzungen flußaufwärts den nötigen Nachdruck verleihen sollten.



Abb. 9. Ankunft von Indianerbooten vor São Gabriel.

Die „Fortaleza“ muß früher ein militärischer Punkt erster Ordnung gewesen sein. Nach allen Seiten beherrscht sie, an einer scharfen Biegung des Flusses gelegen, weithin die Umgegend. Die Aussicht von der Höhe ist herrlich: Im Osten, jetzt in weiter Ferne verschleiert, erblickt man die schroffen Abfälle der Serra de Curicuriarý; im Westen hebt sich das sphinxähnlich geformte Cabarýgebirge scharf vom Horizont ab (Abb. 8). Dahinter erkennt man andere Höhenzüge, Serren des Caiarý-Uaupés. Am Fuße des Felsens liegen zerstreut die hellen Häuschen von São Gabriel, braune Palmstrohhütten auf den zahlreichen Inseln im Strom. Stille Buchten, von malerischen Gruppen der Yauarý-Palme (Astrocaryum Jauari Mart.) eingefaßt, laden ein zu erfrischendem Bad (Abb. 9 und 10). Oberhalb braust mit riesigem Wogenschwall die Cachoeira da Fortaleza, die bedeutendste und gefährlichste der Stromschnellen des Rio Negro. Dazu herrscht hier oben trotz der Hitze des Äquators eine reine, gesunde Gebirgsluft. — In allem ein herrliches Bild und, sieht man von dem verrotteten Menschenwerk ab, ein herrliches Fleckchen Erde.

Daß ich diesen Platz jedoch nicht als Stützpunkt für meine künftigen Unternehmungen wählen konnte, war klar, zumal jetzt die Arbeit in den Kautschukwäldern begann, und in kurzem das ganze Nest leer stehen würde. So beschloß ich, der Einladung meiner Freunde vom Dampfer zu folgen und zunächst Herrn Garrido in São Felippe aufzusuchen, wo ich, wie man mir versicherte, die weitestgehende Hilfe finden würde. Ich hoffte auch von dort aus am besten eine Reise zum Rio Içána unternehmen zu können, der mir als der

Sitz einer Reihe wenig berührter Indianerstämme gerühmt worden war. Ihre in alten Aruakmustern reich ornamentierten keramischen Erzeugnisse und Flechtarbeiten, von denen ich Proben in São Gabriel sah, hatten mich entzückt und mein ethnographisches Interesse im höchsten Grade erregt.

Der Superintendente stellte mir in liebenswürdiger Weise ein größeres Boot zur Verfügung, und am 18. August begann abermals die beschwerliche Cachoeirareise. Am dritten Tag der Fahrt hatten wir alle Stromschnellen hinter uns und machten einen kurzen Halt in São Joaquim, einem Indianerdorf an der Mündung des Caiarý-Uaupés, um Ruderer zu wechseln. Auch diese Ortschaft

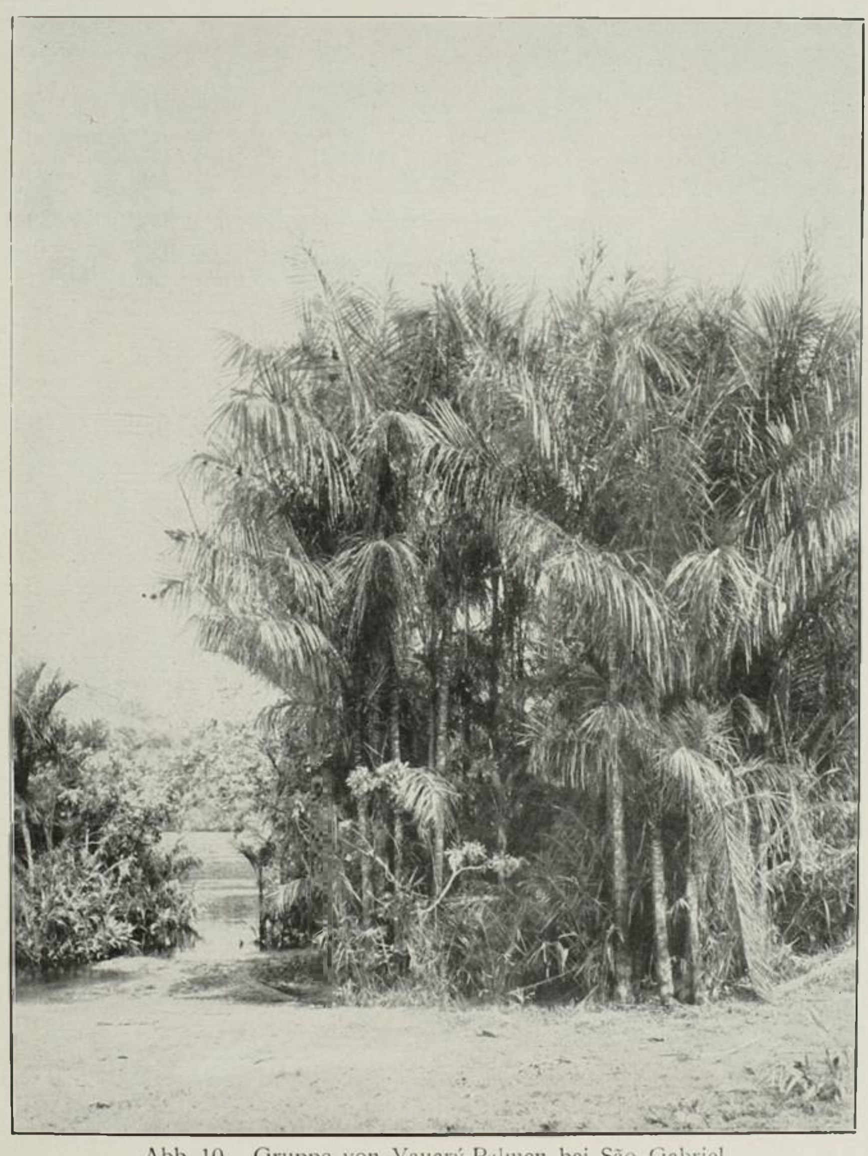


Abb. 10. Gruppe von Yauarý-Palmen bei São Gabriel.

stand unter dem Zeichen der Heiligenfeste; doch gab es unter der Menge der Festeiros keinen einzigen Betrunkenen, was nicht etwa einer ausnahmsweise nüchternen Gesinnung zu verdanken war, sondern dem traurigen Umstande, daß die Würze des Festes, der Cachaça, ausgegangen war, den sie nun von uns haben wollten.

Das ganze Cachoeira-Gebiet des Rio Negro, in dessen Mittelpunkt ungefähr São Gabriel liegt, besteht eigentlich aus e i n e r fortgesetzten Stromschnelle, die von den Anwohnern nach den einzelnen Abstürzen und Felsvorsprüngen an beiden Ufern in etwa vierzig verschiedene Cachoeiras mit besonderen Namen geteilt wird.

In der Nähe der Mündung des Caiarý-Uaupés trifft man am Rio Negro schon überall halbzivilisierte Uaupés-Indianer, Tariána, Tukáno, Desána u. a., aus den ehemaligen Missionen, deren wohlgebaute, saubere Palmstrohhütten, oft tief im Walde versteckt, an Nebenbächen (Igarapés) liegen, wo sich die Bewohner vor Übergriffen der Obrigkeit einigermaßen sicher fühlen.

Am 22. August passierten wir das Indianerdorf Santa Anna auf dem linken Ufer, eine ehemalige Mission, an die noch die ruinenhafte Kapelle erinnerte. Die Bewohner waren alle beim Fest in São Joaquim. Gegen Mittag kamen wir in São Felippe an.

„Die Ortschaft S.-Philippe, etwas südlich von der Mündung des Içana, liegt auf niedrigem Boden und zählte im Oktober 1857 neun kleine Häuser und eine Kapelle, alle mit Stroh gedeckt und zusammenfallend.

Der Ort war verlassen und mit Gebüsch verwachsen. Als ich am 1. Januar 1858 die Einwohner versammelte, zählte ich 20 Männer, 26 Weiber und 14 Kinder.

Die Männer sind fast alle Mamelucos[7]) und sprechen gut Portugiesisch; die Frauen dagegen sind bronzefarben und reden nur die Lingoa geral.“[8])

So sah es dort vor 50 Jahren aus. Heute würde der brave Grenzkommandant, der uns die obige Schilderung hinterlassen hat, die einstige Missionsruine kaum wiedererkennen. Dank der Intelligenz und der dreißigjährigen rastlosen Tätigkeit e i n e s Mannes bildet heute São Felippe eine wohltuende Ausnahme in den verlotterten Zuständen des Rio Negro. Don Germano Garrido y Otero, ein geborener Nordspanier, führt hier ein strenges, aber gerechtes Regiment. Das ganze kleine Gemeinwesen mit seinen sauberen, freundlichen Häuschen, die von Germano und seinen beiden ältesten Söhnen mit ihren Familien bewohnt werden, glänzt von Ordnung und Wohlstand (Abb. 11). Die vorgelagerte, riesige

---

[7]) Mischlinge zwischen Weißen und Indianern.

[8]) Dr. Robert Avé-Lallemant: a. a. O. II, S. 162. Nach dem offiziellen Bericht des brasilianischen Grenzkommandanten Joaquim Firmino Xavier vom 31. Dezember 1858.

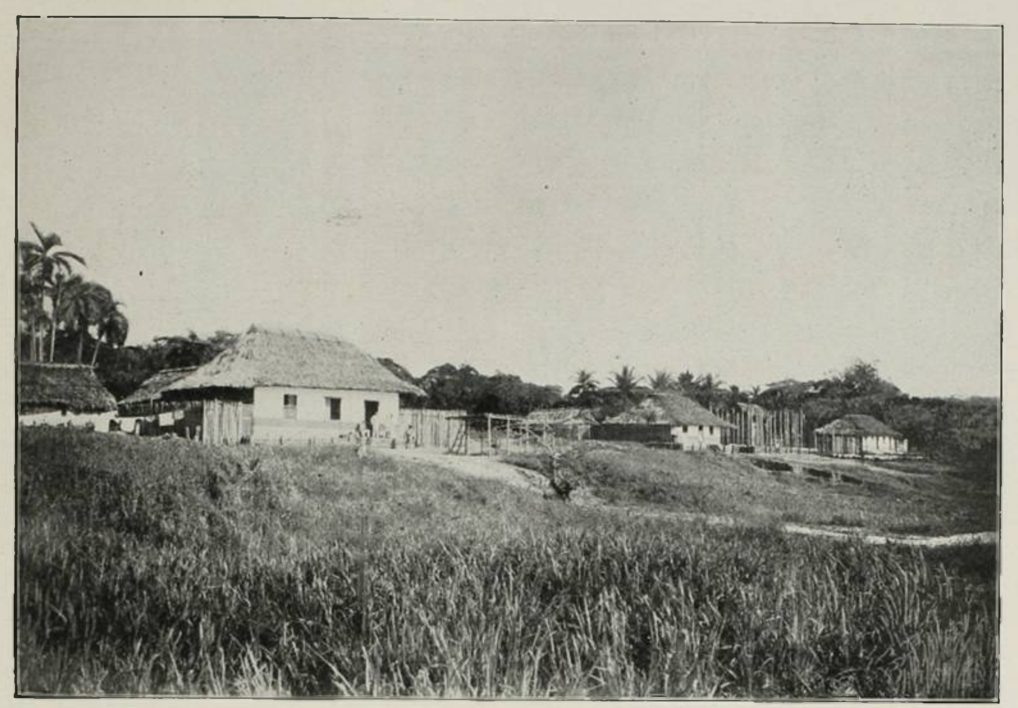


Abb. 11. São Felippe. Rio Negro.

Sandbank, das weithin sichtbare Wahrzeichen von São Felippe, bietet in ihrer blendenden Reinheit gewissermaßen ein Sinnbild des ganzen Ortes und des Charakters seiner Bewohner. Ich wurde hier auf das herzlichste aufgenommen und lernte in Don Germano einen in jeder Beziehung außergewöhnlichen Mann kennen. Er hat sich sein europäisches Wesen und Denken treu bewahrt, und das will viel heißen in diesem Lande, zumal dort an der äußersten Grenze europäischer Gesittung.

Wenn ich hier bei der Schilderung dieses besten meiner brasilianischen Freunde länger verweile, so ist es ein Herzensbedürfnis und eine Pflicht der Dankbarkeit dem gegenüber, der an dem Gelingen meiner Reisen einen großen Anteil hat. Ich habe kaum je einen Mann in seinem Alter getroffen, der über eine so vielseitige Bildung, eine solche Spannkraft des Körpers und Geistes und jugendliche Begeisterungsfähigkeit verfügte, wie mein alter Freund. Ich habe ihn oft bewundert, wenn er nach schwerer Tagesarbeit bis spät in die Nacht hinein in lebhaftem und anregendem Gespräch aushielt. Ich muß gestehen, er brachte mich oftmals in die größte Verlegenheit, wenn er in einem Atem über das europäische Gleichgewicht, den Nobelpreis, die „gelbe Gefahr“ u. a. diskutierte, wenn er in der alten, neueren und neuesten Geschichte den besten Bescheid wußte und aus den Schlachten der Napoleonischen Kriege genau die Namen der führenden Offiziere und die Stellungen der einzelnen Armeekorps kannte. Über die Welt

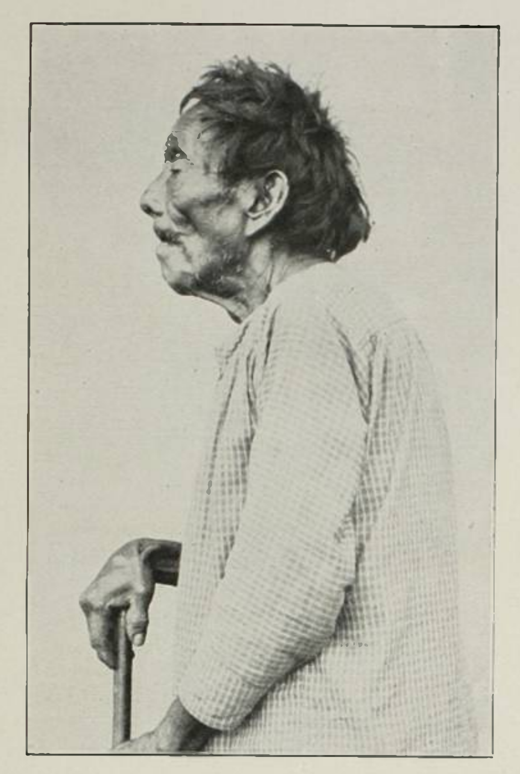
lage war er wohl orientiert, denn er hielt gute Zeitungen, wenn auch die „Neuigkeiten“ infolge des weiten Weges erst einen Monat später nach São Felippe gelangten. Sein größter Stolz war seine kleine Bibliothek, die nur gute Bücher der verschiedensten Wissenschaften und von Schriftstellern verschiedener Nationalität in spanischer und portugiesischer Übersetzung enthielt. Gustav Freytags herrliches „Soll und Haben“ war seine Lieblingslektüre, und Sienkiewiczs „Quo vadis?“ lernte ich erst hier in portugiesischem Gewande kennen.

Meinen Studien brachte Don Germano das größte Interesse entgegen und suchte mir stets die Wege zu ebnen. Seine unbeschränkte Gastfreundschaft, seine uneigennützige Hilfe, die nie versagte, seine wahrhaft väterliche Liebe werde ich nie vergessen. Als ich nach meinen zweijährigen Kreuz- und Querfahrten endgültig von dem prächtigen Alten Abschied nahm, da war es ein schwerer Abschied für uns beide.

Zwischen den beiden größten und volkreichsten Nebenflüssen des oberen Rio Negro, dem Caiarý-Uaupés und dem Içána, und nur wenige Tagereisen von der venezuelanischen Grenze, an einer geraden, ruhigen Flußstrecke hat São Felippe eine vortreffliche beherrschende Lage. Es ist die natürliche Station für die großen venezuelanischen Lastboote, die den Verkehr zwischen San Carlos und Manáos, zwischen Venezuela und Brasilien, vermitteln.

Seinen Hauptverdienst aber findet das Haus Garrido, wie so viele andere, im Kautschukhandel. Während der Regenzeit, wenn der Fluß seinen hohen Stand hat und die Schiffahrt bequemer und weniger gefahrdrohend ist, schickt Don Germano allmonatlich einen Batelão flußabwärts nach Trindade oder Sta. Izabel, um die Waren zu holen, die der Manáosdampfer auf seine Bestellung dorthin gebracht hat, und die dann in São Felippe aufgestapelt werden. Kommt die Trockenzeit heran, der „Sommer“, der gewöhnlich vom August bis in den Februar hinein dauert, dann rüstet man sich zur Kautschukernte. Don Germano sendet seine stattlichen Söhne aus, die teils am unteren Caiarý mit halbzivilisierten Indianern selbst Kautschuk ausbeuten, teils den oberen Rio Negro bis zur venezuelanischen Grenze befahren, um als sogenannte Regatões Kautschuk gegen europäische Waren einzutauschen. Sind mehrere tausend Kilo beisammen, so bringt sie ein großer Batelão zum Manáosdampfer, wo sie von dem Vertreter des Hauses Araujo Rozas & Co. in Empfang genommen und nach dem jeweiligen Preis berechnet werden; eine etwas unsichere Spekulation, da der Preis für den Kautschuk beständig schwankt und bisweilen auch infolge künstlicher Machinationen der Großhändler in Manáos von heute auf morgen erheblich fällt.

Das fortwährende Hin- und Herfahren in den großen Ruderbooten und die Ausbeutung der Kautschukwälder erfordern natürlich das ganze Jahr hin-



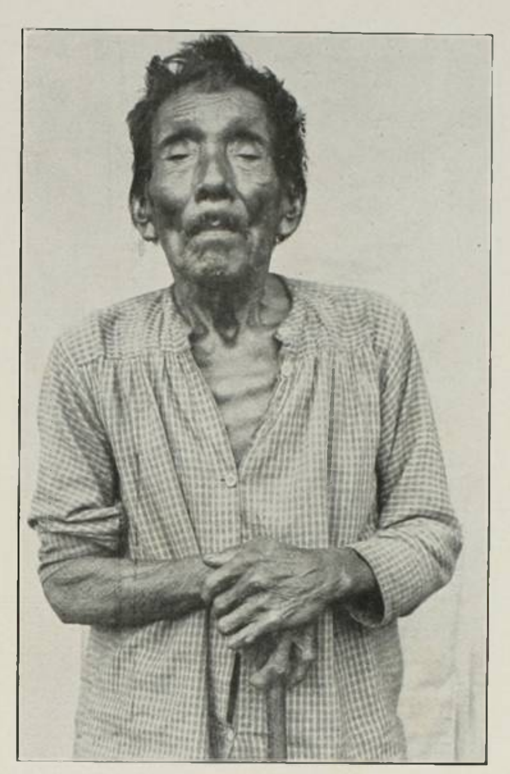


Abb 12. Dérunei. Rio Içána.

durch eine Menge Arbeitskräfte, die für São Felippe in erster Linie der untere Içána stellt. Die dortigen Indianer stehen, ebenso wie ein guter Teil der Indianer des unteren Caiarý, zum Hause Garrido in einer Art von Schuldsklavenverhältnis, das am ganzen Rio Negro von den weißen Grundbesitzern und Händlern gegenüber den Eingeborenen angewendet wird.

Der Weiße liefert dem Indianer so viele Waren, wie er haben will, auf Vorschuß und berechnet sie je nach seiner Ehrlichkeit mit entsprechend hohen Preisen. Der Schuldner muß nun die oft sehr großen Summen abarbeiten, entweder durch Lieferung von Farinha (Mandiocamehl), Sarsaparilha[9]) und anderen Landesprodukten oder durch Arbeit in den Kautschukwäldern. Bisweilen wird er auch monatelang in der nächsten Umgebung des Herrn als Jäger und Fischer verwendet. Bei der Abrechnung wird es dann stets so eingerichtet, daß der Indianer nicht aus der Schuld herauskommt, und selbst wenn er seine ganze Schuld getilgt hat, so erhält er wieder soviel neue Waren auf Vorschuß, daß er immer in Abhängigkeit bleibt. Dieses System der Schuldsklaverei ist vom rein

[9]) Sarsaparille, Salsaparille, Sassaparille (port.: Sarsaparilha): Smilax L., Gattung der Liliazeen. Kletternder Strauch; der Absud der Wurzel liefert ein Mittel gegen konstitutionelle Syphilis. Die Sarsaparille wurde früher am Rio Negro viel ausgebeutet.

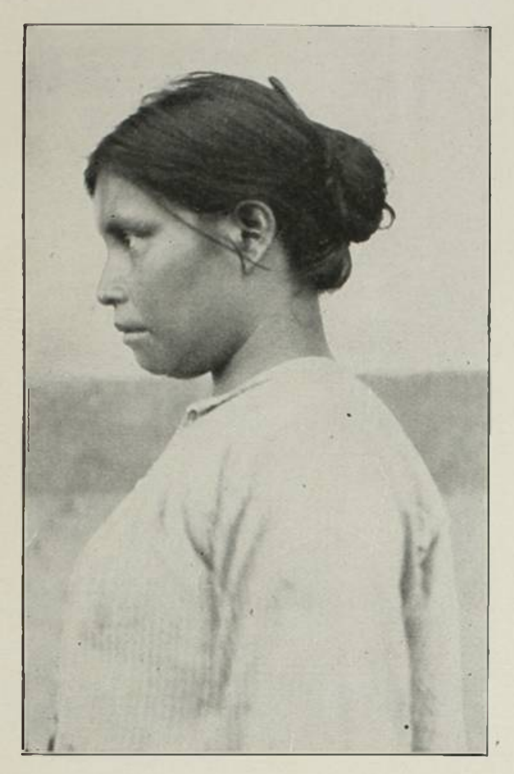
moralischen Standpunkte aus gewiß zu verwerfen, aber es ist in diesen Gegenden ein durchaus notwendiges Übel, um überhaupt Arbeitskräfte zu bekommen, und hat seinen Grund in der Indolenz der Indianer und ihrem Widerwillen gegen ungewohnte Arbeit. Es bedarf eines gewissen Druckes, um den Indianer zu einer regelrechten Arbeit zu bewegen, und dieser Druck wird eben durch die Schulden ausgeübt. Gewissenlose Händler und Ansiedler machen sich freilich dieses System häufig zunutze und beuten die armen Indianer in unverantwortlicher Weise aus. Schon der treffliche Hauptmann Firmino klagt in beredten Worten über diese Zustände und nennt die Schuldigen „Krebse, die am Rio Negro nagen und um derentwillen die Indianer zurückschreiten“.[10]).

Don Germano sucht mit aller Macht diesem Unwesen zu steuern und die Indianer vor ihren Ausbeutern zu schützen. Sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn zeigt sich gerade in seiner Stellung zu seinen zahlreichen Untergebenen. Er behandelt seine Indianer mit patriarchalischer Strenge, aber doch mit Güte, wie ein Vater seine Kinder. Die Indianer wissen, daß sie von ihm nie mißbraucht oder übervorteilt werden. Sie wissen, daß er ihr Freund ist, und suchen bei ihm Schutz vor den Übergriffen anderer. Ich könnte davon manche Beispiele erzählen. So bezahlte er einmal einem uralten gebrechlichen Indianer vom unteren Içána (Abb. 12), den fremde Kautschuksammler zur Arbeit mitschleppen wollten, seine ganze Schuld, mehrere hundert Milreis, und kaufte ihn dadurch von den Unmenschen los.

Die Abhängigkeit der Indianer von einzelnen großen Herren kann für den Reisenden eine Kette von Verzögerungen werden. Auch für viel Geld und gute Worte kann man oft am Rio Negro keine Boote und Ruderer bekommen, da die Bewohner entweder auf Arbeit abwesend sind, wie in der Kautschukzeit, oder doch beständig ihren Herren zur Verfügung stehen müssen. Nur die Freundschaft mit letzteren öffnet einem meistens die Wege.

In meinem Entschluß, zunächst den Rio Içána und die anwohnenden kunstfertigen Stämme der Aruakgruppe vorzunehmen, wurde ich von Germano sehr bestärkt. Es traf sich nämlich insofern günstig, als sein Sohn Salvador, mit dem ich schon auf dem Dampfer Solimões Freundschaft geschlossen hatte, in den ersten Tagen des September den Içána ein gutes Stück aufwärts fahren sollte, um Farinha aufzukaufen und Indianer für die bevorstehende Arbeit in den Kautschukwäldern zu holen. Unsere Abreise wurde jedoch sehr verzögert durch unangenehme Zwischenfälle, die die Indianer der ganzen Umgegend in Aufregung versetzten. Der Kommandant der brasilianischen Grenzstation Cucuhý, acht

[10]) Avé-Lallemant: a. a. O. II, S. 166.



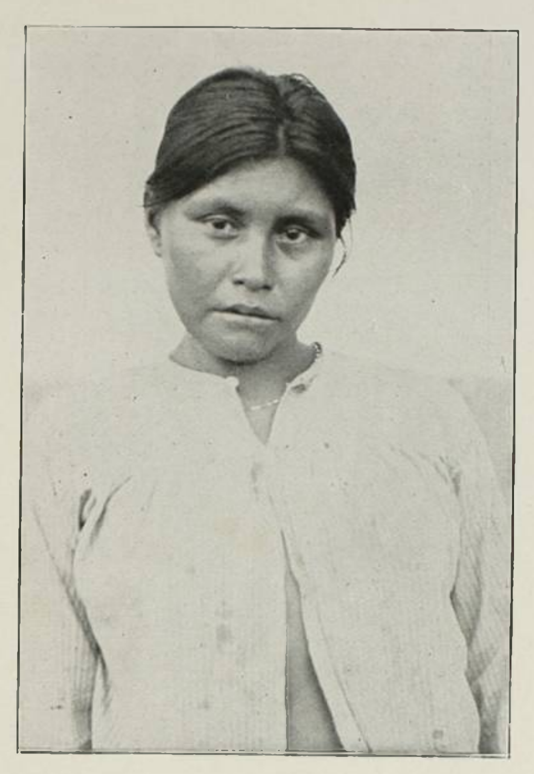
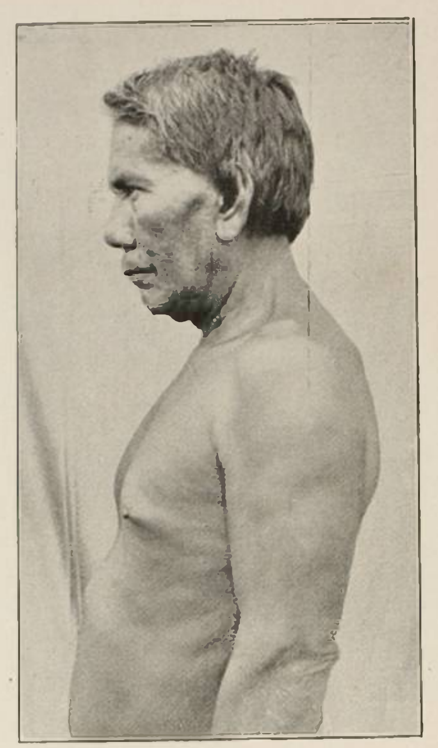


Abb. 13. Makú-Frau vom Rio Tiquié. Dienerin in São Felippe.

Tagereisen oberhalb São Felippe, ein simpler Leutnant mit fünf Mann, trieb einen schwunghaften Handel mit Venezuela. Er ließ Waren in Transit von drüben kommen und schmuggelte sie über die Grenze. Als Ruderer für seine Boote ließ er durch seine Soldaten — es sind gerade nicht die besten, die in diese entlegenen Grenzstationen gesteckt werden — am untern Içána Indianer mit Gewalt und unter argen Mißhandlungen ausheben. Freilich entliefen sie ihm bald wieder sämtlich, aber die Nachricht von diesen Gewalttätigkeiten hatte sich rasch am ganzen Flusse verbreitet und die Bewohner weithin bewogen, ihre Dörfer zu verlassen und sich in die Wälder zu flüchten. Don Germano tat natürlich alles, um dem pflichtvergessenen Offizier, der sich noch immer mit seiner wüsten Soldateska in der Nähe herumtrieb, das Handwerk zu legen, was seinem ohnehin gespannten Verhältnis zu dem sauberen Grenzwächter gerade nicht förderlich war. An eine Reise zum Içána war unter diesen Umständen vorläufig nicht zu denken.

Meine unfreiwillige Wartezeit verstrich nicht unbenutzt. Ich konnte meine Kenntnisse in der Lingoa geral, diesem einzigen Verkehrsmittel auch mit entfernter wohnenden Stämmen, befestigen und in aller Ruhe photographische und linguistische Aufnahmen machen, wodurch ich eine gute Grundlage für



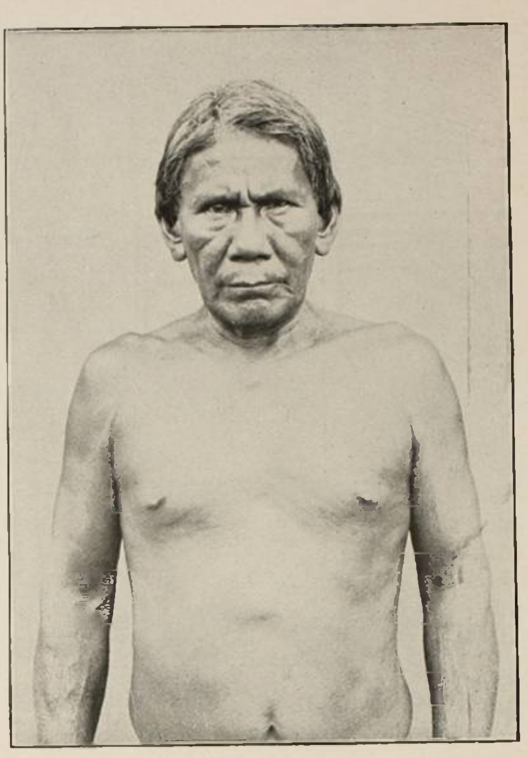


Abb. 14. Tukáno Lorenzo vom Rio Caiarý Uaupés.

meine späteren Unternehmungen gewann. Abgesehen von den zahlreichen Hausbediensteten, die verschiedenen Stämmen angehören (Abb. 13 und 14), herrscht in São Felippe ein starker Verkehr von Indianern des Içána und des Caiarý Uaupés. Don Germano stellte mir alles bereitwilligst zur Verfügung und ließ oft Leute von weither kommen, um mir dienlich zu sein. Auch über die netzartige Verästelung der Flußsysteme des oberen Rio Negro und des Orinoco entweder durch Bifurkation, besonders zur Regenzeit, oder durch kurze Landwege erhielt ich schon hier wertvolle Angaben, die ich später zum Teil aus eigener Erfahrung bestätigen konnte.

Eines Tages brachte ein Massenbesuch der Wanderameise (Eciton spec.) die kleine Ansiedlung in etwas komische Aufregung. Ein dichter Zug dieser energischen Tierchen, die in der Lingoa geral t a u ó k a heißen, kam vom Walde her und richtete sich gerade auf die Häuser. Einen großen Schuppen, unter dem Bauholz und Piassábataue lagerten, hatten sie bereits in Besitz genommen; die Termiten verließen entsetzt ihre Schlupfwinkel. Wir befürchteten schon, daß sie auch den Wohnhäusern einen unliebsamen Besuch abstatten würden, denn kein Hindernis hält sie auf ihrem Wege auf, aber sie schienen sich eines Besseren zu besinnen und wandten sich in einem großen Bogen wieder dem Walde zu.

Eine solche Einwanderung ist bisweilen so arg, daß selbst die Menschen zeitweise das Feld räumen, d. h. ihre Häuser verlassen müssen, solange die Reinigungsarbeit dieser fleißigen Tiere dauert. Alles Ungeziefer, Schaben, Termiten, Skorpione, Tausendfüße, ja selbst Schlangen, werden erbarmungslos von ihnen vertilgt. Auf meinen späteren Reisen sah ich mich mehrfach gezwungen, das Waldlager mitten in der Nacht abzubrechen und an das andere Ufer zu fahren, um ihren schmerzhaften Bissen zu entgehen. In verhältnismäßig kurzer Zeit sollen diese Ameisen auf ihrem unaufhaltsamen Zuge große Strecken zurücklegen.

IV. Kapitel.

Reise den Rio Içána aufwärts bis Tunuhý.

Frühere Mission Nossa Senhora da Guia. Nebenfluß Cubâte. Retiro des „Heilands“. Messiasbewegung. Pedras de Camarões. Einförmigkeit des unteren Içána. Starke Tagereisen. Äquatorialnächte. Baníwa, Karútana, Korekarú. Kunstfertigkeiten. Verlassene Indianerdörfer. Inspektor Raphaëlo. Mündung des Umaçá. Die ersten Stromschnellen. Felszeichnungen. Cachoeira und Dorf Tunuhý. Abschied von Salvador und Hildebrando. Besuch bei den geflohenen Katapolítani. Handel. Inspektor Diogo. Inspektor Antonio. Besuch von Siusí- und Ipéka-Indianern vom oberen Içána.

Inzwischen hatten sich die Gemüter etwas beruhigt, der saubere Kommandant hatte sich nach seiner Grenze zurückgezogen, und am Mittag des 28. September fuhren wir endlich ab. Unser Fahrzeug war ein kleiner Batelão mit festem Sonnendach (tolda), der einige tausend Kilo Last faßte und als Besatzung sechs Ruderer und den Steuermann hatte. Führer des Bootes war Salvador. Sein jüngerer Bruder Hildebrando war ihm als Adjutant beigegeben; mein Diener Schmidt und ich verkörperten die Passagiere. Zwei Indianer fuhren im leichten Kanu voraus und hatten für Jagd und Fischfang zu sorgen. Zunächst ging es in nördlicher Richtung durch einen Flußarm, der vom rechten Ufer und zwei langgestreckten Inseln gebildet wird, und nachmittags lenkten wir in den breiten Içána ein, der noch dunkleres Wasser als der Rio Negro hat und, aus NW kommend, während seines ganzen Laufes im wesentlichen seine Richtung beibehält.

Ein Platz auf dem rechten Ufer nahe bei einigen Felsen heißt noch heute Destacamento. Vorzeiten lag hier ein Detachement von einigen Soldaten, um Desertionen über den Içána nach Colombia zu verhindern. Etwas nördlich von der Mündung wird die Ortschaft Guia sichtbar oder, wie ihr voller Name lautet, Nossa Senhora da Guia, ein Dutzend Häuschen nebst einer halbverfallenen Kapelle, auf hohem Ufer gelegen. Es ist eine alte Mission, begründet mit Indianern aus den Aruakstämmen der Baré, Baníwa und Uarekéna, die heute neben der Lingoa geral fast sämtlich Portugiesisch sprechen und zivilisierte Caboclos geworden sind.

Am nächsten Morgen passierten wir die Mündung des Cubâte, eines kleinen Nebenflusses zur Rechten, der dadurch eine gewisse Bedeutung hat, daß an ihm Anizetto, der Heiland der Içána-Indianer, seinen Sitz hat. Dieser Anizetto ist ein Vagabund, ein Hermaphrodit, wie Germano sagte, Gott weiß, von welchem Stamm. Vor etwa 25 Jahren trat er am Içána als Messias auf und gab sich als einen zweiten Jesus Christus aus. Es entstand eine große Bewegung unter den Indianern, die auf ihn schwuren. Viele scharten sich um ihn. Er heilte Kranke durch Beblasen und Bestreichen und besuchte die Dörfer unter großen Zeremonien. Seinen Anhängern sagte er, sie brauchten nicht mehr in den Pflanzungen zu arbeiten, da alles von selbst wachsen würde, wenn er die Felder segne. Von weither kamen Leute, um ihn zu konsultieren. Sie brachten ihm alles, was sie hatten, feierten nur noch Feste auf Feste und tanzten Tage und Nächte lang. Eine Strafexpedition, die man von Manáos aus gegen diese Bewegung schickte, schlug fehl. Ein Nationalgardist, wurde dabei von den Indianern erschossen. Einer anderen Strafexpedition gelang es, Anizetto zu fangen. Er wurde nach Manáos geschafft und mußte beim Bau der Kathedrale über ein Jahr lang Zwangsarbeit tun. Dann erklärte man ihn für unzurechnungsfähig und harmlos, da er sich blödsinnig stellte, und entließ ihn wieder in die Heimat. Heute ist er nicht mehr gefährlich, doch hat er auch jetzt noch große Macht bei den Içána-Indianern, die fest an ihn glauben, so daß man durch ihn viel erreichen kann. Sein Dorf am Cubâte ist eine Art Retiro, in dem er Indianer verschiedener Stämme und Gegenden, sogar vom Caiarý-Uaupés, um sich vereinigt hat, Lumpen wie er, die meist etwas auf dem Gewissen haben und es für nötig finden, die Öffentlichkeit zu fliehen, eine Art „Mucambeiros“, wie die entlaufenen Neger, die sich in Holländisch-Guayána und am Trombetas, Urubú und anderen nördlichen Nebenflüssen des Amazonas zu Niederlassungen vereinigt haben. Während der Hochflut dieser Bewegung ermordeten Huhúteni vom Cubâte, Parteigänger Anizettos, aus einem Stamm, der noch heute am mittleren Içána und seinem Nebenfluß Aiarý einen etwas zweifelhaften Ruf genießt, eine andere Indianerfamilie von sieben Personen, Männern, Weibern und Kindern, auf schreckliche Weise, indem sie sie mit ihren Waldmessern in Stücke hieben; vielleicht ein alter Familienzwist, ein Akt der Blutrache.

Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war am oberen Rio Negro ein venezuelanischer Indianer, namens Venancio, als Messias aufgetreten, dessen Tätigkeit sich von der des Anizetto in nichts unterschied. Er hatte, wie uns Avé-Lallemant nach dem Berichte des Hauptmanns Firmino erzählt, „die Geschicklichkeit gehabt, die Eingeborenen glauben zu machen, er wäre ein

zweiter Christus und ein Gesandter des Weltschöpfers". „Er hatte seine Anhänger geprügelt, und man hatte sich um ihn herum gruppiert, um sich dem Trunke, Ausschweifungen und wilden Tänzen" hinzugeben. So waren nach und nach viele Indianer „ihm und seinem tollen Wesen zugefallen; und da solche Zusammenrottungen keineswegs ohne Bedeutung sind, so hatte man einen jungen Offizier mit einigen Soldaten dorthin geschickt. Dieser war nicht ohne Ungestüm und Grausamkeiten verfahren und hatte zwar den Christus und seine Schar, aber auch manche andere kleine Aldea (Dorf) oder Ansiedlung auseinandergejagt, womit die dortige Kultur ihren Anfang genommen hatte". So kam es, daß der Hauptmann Firmino, als er im Jahre 1857 seine kühne Fahrt bis in das Quellgebiet des Içána unternahm, um die Indianer zu beruhigen, fast alle Dörfer verlassen und zum Teil niedergebrannt fand. „Um dieselbe Zeit", sagt Firmino in seinem Bericht, „erschien ein Deserteur, Bazilio Melgueiro, der sich einen neuen Christus nannte und die Szenen des Venancio erneuerte. Die Indianer ließen die Arbeit liegen und ergaben sich einem zügellosen Faulenzerleben."[11])

Im Jahre 1880 gab sich am mittleren Caiarý-Uaupés ein Zauberarzt aus dem Stamme der Arapáso für den Heiland aus. Er nannte sich Vicente Christo und führte Zwiegespräche mit den Geistern der Verstorbenen und mit „Tupána", dem Christengott. Seine Anhänger ließ er um das Kreuz tanzen. Er behauptete, der Vertreter des Tupána zu sein und — der Vater der Missionäre, die Gott erst auf seine Bitte hin an den Caiarý gesandt habe. (!) — Durch die Macht seiner Persönlichkeit fanatisierte er die Indianer am ganzen Fluß und hatte einen großen Zulauf. Bald aber mißbrauchte er seine Gewalt. Er riet seinen Anhängern, alle Weißen zu verjagen, da sie das indianische Volk betrögen. Am Rio Negro war man entsetzt und fürchtete schon einen Aufstand der Indianer. Da bemächtigten sich einige beherzte Kautschuksammler des „Messias", ließen ihm eine tüchtige Tracht Prügel geben und warfen ihn mehrere Tage in das Gefängnis zu Barcellos. Damit waren sein Ansehen und seine Macht dahin, und seine Jünger verliefen sich. Bis in die neueste Zeit aber hat dieser Christo am Caiarý Nachfolger gehabt.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß diese Messiasbewegung gerade in dieser Gegend immer wieder aufflackert. Offenbar haben wir es hier mit einer altindianischen Sage in christlichem Gewand zu tun, die besonders den Aruakstämmen eigentümlich ist und von einzelnen ebenso schlauen, wie gewissenlosen

---

[11]) Avé-Lallemant: a. a. O., II, S. 154 ff.

Zauberärzten zu ihrem Vorteil ausgenutzt wird. In der ganzen Welt finden wir Analogien dieses Glaubens an einen Heiland, vielleicht den wiederkehrenden Stammesheros, der sein Volk von dem Joch der Unterdrücker befreien wird.

Etwas Ähnliches berichtet Appun aus Britisch-Guayána, wo ein verkommener Indianer, früherer Dolmetscher Schomburgks, am Berge Roraíma als Messias auftrat und an tausend Indianer der verschiedensten, sonst untereinander feindlichen Stämme um sich vereinigte, mit denen er wochenlang wüste Orgien feierte. Die Bewegung endete mit einem furchtbaren Blutbade.[12])

Am zweiten Tage unserer Reise machten wir einen kurzen Halt an den Pedras de camarões auf dem rechten Ufer, die interessante und wohlerhaltene Felsritzungen tragen. Außer einigen deutlich erkennbaren Abbildungen von Vögeln und Fischen finden sich hier in einer Reihe angeordnet drei seltsame Figuren, in denen die Indianer Krabben (port.: camarões) sehen, daher der Name des Platzes. Auf mehreren Felsen bemerkt man runde polierte Gruben und lanzettförmige glatte Rillen, Steinaxtschliffe aus alter Zeit, die fast stets in Gesellschaft der Felsbilder anzutreffen sind. Hier ist die größte Enge des Stromes.

Die Uferszenerie des unteren Içána ist außerordentlich einförmig. Fast in gerader Horizontale, wie eine ununterbrochene dichte Wand, schneidet der dunkle Hochwald gegen den Himmel ab. Das Tierleben tritt ganz zurück, kaum daß man durch einen Schwarm grüner Papageien und ein Paar leuchtender Arára, die mit heiserem Geschrei vorüberfliegen, an die Tropen erinnert wird. In kurzen Stößen flattert der komische Tucáno (Pfefferfresser)[13]) hinter seinem unförmigen Schnabel her. Hier und da taucht, durch die Ruderschläge aufgeschreckt, ein neugieriger Delphin mit halbem Leib aus dem Wasser und treibt nahe beim Boot laut prustend sein neckisches Spiel, unbekümmert um die Menschen, die er nicht zu fürchten hat, da sein Tod ihnen nichts nützen kann. Unsere Jäger mußten oft weit in die kleinen Nebenbäche hineinfahren, um einen Mutum[14]) oder einige Fische zu erbeuten. Der Içána ist in seinem unteren Lauf ein „Hungerfluß", ein „rio faminto", wie der Brasilianer sagt, und die Anwohner haben häufig selbst nichts zu essen, zumal sie oft monatelang im Dienste der weißen Ansiedler des Rio Negro stehen und dadurch ihre Pflanzungen vernachlässigen. Die Strömung ist durchweg reißend, besonders an vorspringenden Felsecken, wo sich die Wasser brechen. Unsere Ruderer hatten schwere Arbeit.

[12]) Carl Ferdinand Appun: Unter den Tropen, II, S. 257 ff. Jena 1871.

[13]) Ramphastus spec.

[14]) Ein Hühnervogel: Crax spec.

Wir machten starke Tagereisen, da Salvador die verlorene Zeit wenigstens teilweise wieder einholen wollte. Zudem war der Fluß schon sehr gefallen, und er mußte befürchten, sein schweres Boot nicht mehr über die Stromschnellen bringen zu können. Ich habe auf dieser Reise oft die zähe Ausdauer der Indianer bewundert. Mit nur einstündiger Mittagspause arbeiteten sie täglich durchschnittlich 18 Stunden in stoischem Gleichmut.

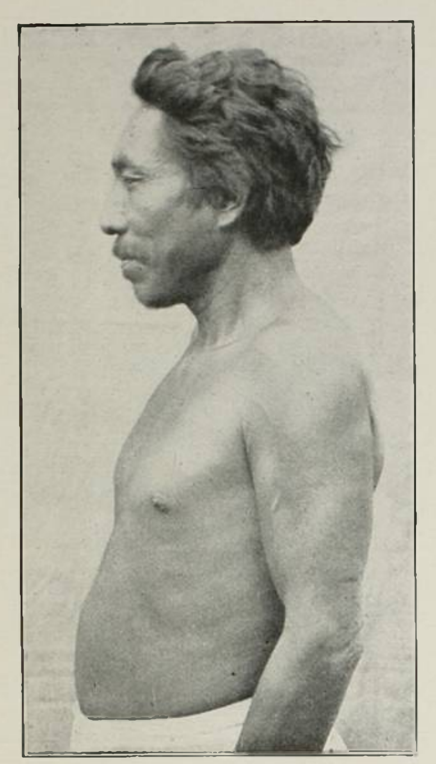
Erst spät abends, wenn die Sonne schon längst hinter den dunklen Uferwald getaucht war, machten wir Halt und schlugen unser Lager auf einer der riesigen Sandbänke auf, die der sinkende Fluß bloßgelegt hatte. Schnell hatten die Indianer Pfähle in den weichen Sand gerammt, die Hängematten wurden angeknüpft, und mit wohligem Behagen streckte man die durch das lange ruhige Sitzen im Boot steif gewordenen Glieder in der kühlen Nachtluft.

Sie haben ihren eigenen Reiz, diese Äquatorialnächte unter freiem Himmel, besonders in der schönen Jahreszeit, wenn man keinen störenden Regen zu befürchten braucht. Gleich funkelnden Diamanten leuchten die zahllosen Sterne durch die klare Luft herab und werfen lange glitzernde Streifen auf die Wellen des Flusses. Im Südwesten erstrahlt das herrliche Sternbild des Skorpion, das die Indianer wegen seiner kühnen Windungen „die große Schlange" nennen. Das gleichmäßige Zirpen der Zikaden, das melancholische Konzert der Frösche führt uns allmählich in das Reich der Träume, bis kurz nach Mitternacht der Ruf des Führers ertönt und zur Weiterfahrt mahnt. Der Vollmond ist emporgestiegen und zeigt uns mit seinem hellen Schein den Weg.

Von Zeit zu Zeit, wenn wir an Häusern vorbeikamen, entlockte ein Ruderer einer großen Seemuschel, die Salvador stets auf seinen Reisen mit sich führt, dumpfe Töne, die lebhaft an das Heulen einer Dampfsirene erinnerten. Man glaubte fast, sich auf einem Dampfer zu befinden, wozu freilich der taktmäßige Ruderschlag der Indianer nicht passen wollte. Das wohlbekannte Zeichen sollte die Bewohner beruhigen und ihnen Kunde geben, daß ihr Herr nahte.

Die nicht unbedeutende Bevölkerung des unteren Içána verteilt sich auf einzelne Häuser (Sitios) oder kleine Dörfer (Povoações), meistens frühere Missionsstationen, die an hohen Orten stets in der Nähe eines Nebenflüßchens liegen, dessen fruchtbare Ufer den Anbau lohnen. T e r r a f i r m e nennt der Brasilianer dieses nutzbringende Land im Gegensatz zu dem I g a p ó , dem unbrauchbaren Überschwemmungswald. Die Wohnungen sind die der ärmeren Brasilianer, Palmstrohhütten mit Lehmfachwerk.

Diese Indianer sind allgemein unter dem Namen B a n í w a bekannt und bezeichnen auch sich selbst so den Weißen gegenüber. Es ist ein Sammel-



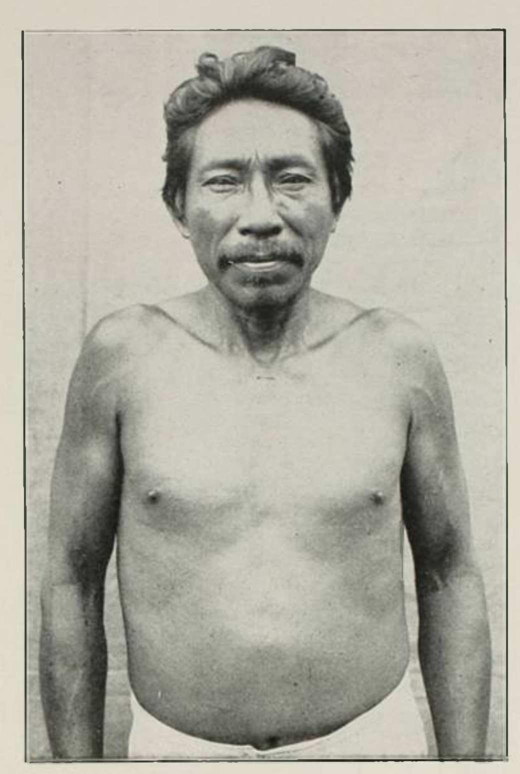


Abb. 15. Karútana Raphaëlo. Rio Içána.

name, unter dem man in dieser Gegend alle Stämme der Aruakgruppe begreift. Von ihren nördlichen Nachbarn werden die Baníwa des unteren Içána mit dem Spitznamen Karútana oder Korekarú bezeichnet wegen ihrer Gewohnheit, beständig die Worte „karú" „nicht, nein", „karupakápa" „es ist nicht da" im Munde zu führen. Ich habe den Namen Karútana für die Indianer des unteren Içána, die, abgesehen von geringen dialektischen Verschiedenheiten, ein Aruakidiom sprechen, adoptiert, um endlich einmal mit dem Sammelnamen Baníwa zu brechen, der nur Verwirrung und Verwechslung mit dem gleichnamigen Stamme des benachbarten Venezuela hervorrufen muß. In ihrer Intimität führen diese Indianer besondere Hordennamen, die häufig nur durch eine kleine Dorfgemeinschaft repräsentiert werden. So gehören die Bewohner der Dörfer Pirayauára, Sta. Anna und Carmo, die in nur einem Tage zu passieren sind, drei verschiedenen Horden an, den Dzáui-mínaneï (Jaguarindianern), Mabátsi-dákeni und Uátsoli-dákeni (Aasgeierindianern).

Die Karútana sind durchschnittlich mittelgroße Gestalten mit kräftig entwickelter Muskulatur und von charakteristischem Typus. Ihre scharfgeschnittenen Gesichter mit den starken Hakennasen unterscheiden sich sofort

von den weicheren Zügen der Baré und Baníwa des Guainía (Abb. 15). Einige Familien dieser Baníwa und der Uarekéna, eines anderen Aruakstammes des oberen Rio Negro, haben sich unter den Karútana niedergelassen und werden von ihnen noch heute als Fremdlinge bezeichnet, wenn sie auch schon längst die Sprache ihrer neuen Freunde angenommen haben. Die Bewohner der kleinen Niederlassung Mumbáca, die eine Tagereise Içána aufwärts auf dem linken Ufer liegt, sind vorzeiten von Norden her eingewandert und werden Dérunei genannt (Abb. 12).

Wie alle Aruakstämme des Içána, so sind auch die Karútana in mancherlei Kunstfertigkeiten sehr geschickt, und ihre mit geschmackvollen alten Mustern verzierten Töpfe und Flechtarbeiten können selbst höheren Ansprüchen genügen. Der europäische Einfluß ist nicht so durchgreifend gewesen, als man bei dem langen Verkehr mit den Weißen annehmen sollte, und ihre Haushaltung und ganze Lebensweise ist, abgesehen von einigen europäischen Kulturerrungenschaften, echt indianisch geblieben. Die Männer tragen gewöhnlich Hose und Hemd, die Weiber Röcke und bisweilen Leibchen aus billigem Kattun. Neben ihrem Idiom sprechen die Karútana fast durchweg fließend Lingoa geral, aber nur wenige Portugiesisch. Sie sind dem Namen nach Christen und feiern die Heiligentage mit vielem Lärm, mit vielem Schnaps — wenn sie ihn bekommen können — und ohne Verständnis, wie die Caboclos des Rio Negro.

Auf der ganzen Fahrt begegneten wir den Spuren des edlen Grenzkommandanten. Fast alle Häuser waren verlassen. In einem Sitio kurz oberhalb der Pedras de camarões empfingen uns nur einige Vertreterinnen des schönen Geschlechtes, die die Bekleidung des Oberkörpers schon für sehr überflüssig zu halten schienen. Sie waren auf die Nachricht von dem Abzug der Soldaten zurückgekehrt. Der Hausherr hatte zwei Weiber. So sehr haben diese „christlichen" Indianer die Lehren der frommen Väter vergessen. Überall krabbelten Kinderchen umher; ein Zeichen, wie ernst der Gute seine Pflicht nahm.

Die vier sauberen Häuschen von Pirayauára,[15]) die wir am 30. September erreichten, standen leer. Der von rechts einmündende größere Igarapé gleichen Namens, der etwa fünf Tagereisen aufwärts mit Kanu zu befahren ist, hatte den Bewohnern und ihrer beweglichen Habe einen guten Zufluchtsort gewährt. Am nächsten Tage passierten wir die ebenfalls verlassenen Ortschaften Sta. Anna und Carmo auf dem linken Ufer, die mit ihren acht und fünf Häusern als die Zentren der Karútanabevölkerung gelten können. Carmo, eigentlich Nossa Senhora do Carmo, liegt außerordentlich malerisch auf einer steilen Fels-

---

[15]) Pirayauára = Hundsfisch. So heißt der Süßwasserdelphin in der Lingoa geral. Die Brasilianer nennen ihn Boto.

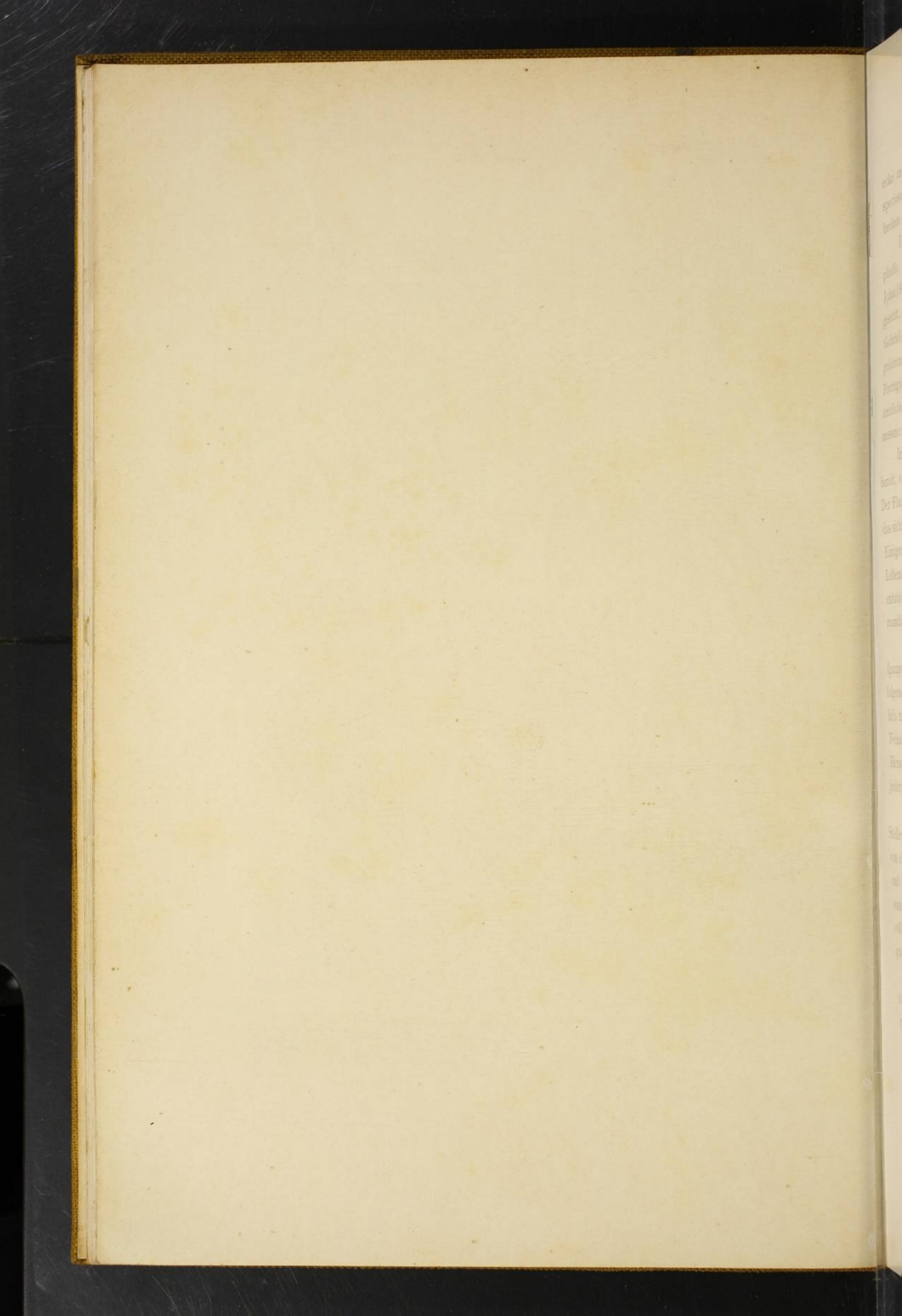



A B

TANZMASKEN DER KÁUA. RIO AIARÝ.

A) RAUPE-ÁKORO. B) SCHMETTERLING-MAKÁLU.

VERLEGT BEI ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN.



ecke am Fuß einer niedrigen Kuppe. Schlanke Pupunhapalmen (Guilielma speciosa), deren goldgelbe Früchte ein vortreffliches Nahrungsmittel liefern, breiten wie zum Schutz ihre schönen Wedel über die stillen braunen Häuschen.

Der Tuschaúa (Häuptling oder Ortsvorsteher) von Carmo, der alte Raphaëlo, ein Vertrauensmann Don Germanos, ist der „Inspektor" des unteren Içána (Abb. 15). Derartige Inspektoren werden von der Regierung an Flüssen eingesetzt, die vorwiegend von Indianern bewohnt sind. Der Superintendente in São Gabriel ernennt zu diesem Amt Eingeborene, die alten Häuptlingsfamilien angehören oder sonstwie bei ihren Stammesgenossen im Ansehen stehen und etwas Portugiesisch sprechen. Sie haben — dem Namen nach — in ihrem Bezirk amtliche Gewalt und müssen z. B. vom Staat empfohlenen Personen gegen angemessene Bezahlung Ruderer stellen.

In einzelnen Ansiedlungen war ein Bewohner als Wache zurückgeblieben, bereit, ebenfalls auszureißen und die anderen zu warnen, wenn Gefahr nahte. Der Fluß war wie ausgestorben. Nur selten begegneten wir einem Fischerboot, das sich scheu am Ufergebüsch hin drückte und im nächsten Igarapé verschwand. Einigemal brachte man uns gegen Munition, Tabak und andere Herrlichkeiten Lebensmittel in schön gemusterten, flachen Körben, die mein Ethnographenherz entzückten. Ängstlich erkundigten sich die armen Kerle stets nach dem Kommandanten und seiner Bande.

Am 3. Oktober passierten wir links die Mündung des ansehnlichen Umaçá-Igarapé, der die alte Grenze zwischen den Karútana und den stromaufwärts folgenden Stämmen bildet. Zwischen beiden Abteilungen, die sich heute sprachlich nur wenig voneinander unterscheiden, besteht von alters her eine gewisse Feindschaft. Sie halten sich gegenseitig für große Giftmischer, geschickt in der Herstellung des M a r a k a ï m b á r a , jenes geheimnisvollen Zaubergiftes, dem jeder Todesfall zugeschrieben wird.

Die heftige Strömung, die uns schon an der Felsecke von Carmo und anderen Stellen zu schaffen gemacht hatte, artete jetzt in einzelne Cachoeiras aus, die von den Ausläufern niederer Kuppen gebildet werden, so die von Capím (Gras) und Cauaróca (Wespennest), die nur bei niedrigem Wasserstande unangenehm, sonst einfache Schnellen (Corredeiros) sind, und die gefährliche Malacaxeta, die voll Felsen und Abstürze ist und erst nach mehrstündigen schweren Anstrengungen mit Hilfe der Espia zu überwinden war.

Kurz oberhalb liegt auf dem linken Ufer der Sitio Tatupiréra (Gürteltierschale), so benannt nach einer schon stark verwitterten Felsritzung, 36 in drei parallelen Reihen angeordneten Grübchen, die eine sehr entfernte Ähnlichkeit mit der Zeichnung auf der Schale eines Gürteltieres haben.

Andere Felsritzungen, zum Teil von demselben Charakter, finden sich am Sitio Taiasucaũéra (Schweinsknochen), zwischen dessen wildem Felsengewirr wir um ein Haar gekentert wären.

Ein häßliches Andenken erhielt ich hier von einem handlangen Tausendfuß, der sich in meinem Schlafanzug angesiedelt hatte und mich in den Unterarm biß. Die Stelle schwoll sofort an, und ich hatte heftige Schmerzen bis in die Fingerspitzen und die linke Brustseite, die mehrere Stunden anhielten. Noch einen Monat später litt ich an der eiternden Wunde.

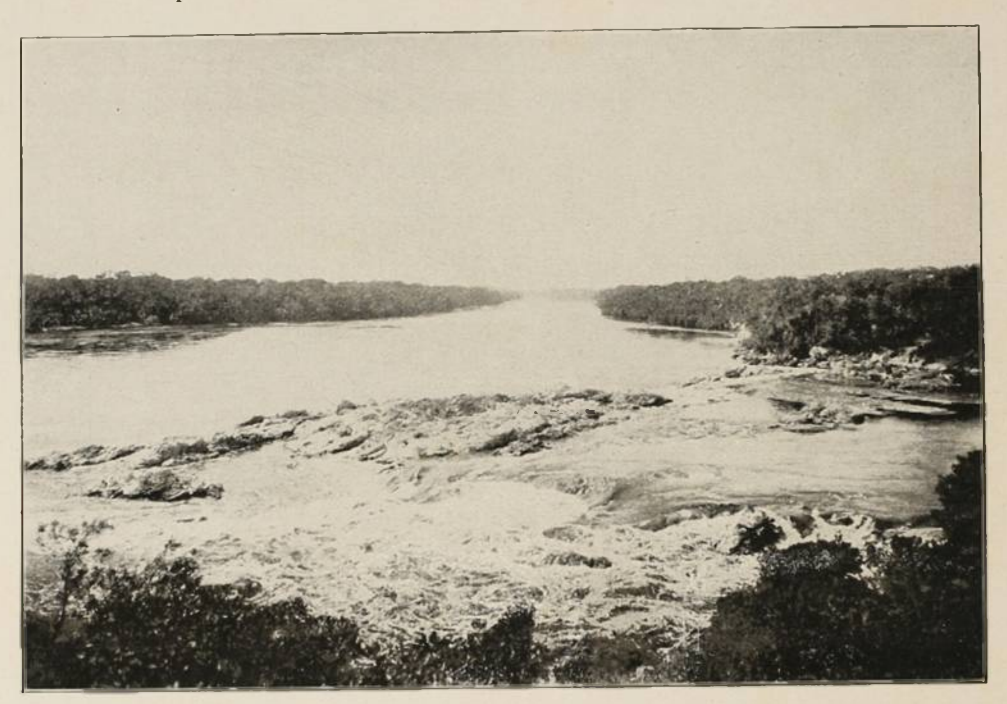


Abb. 16. Cachoeira de Tunuhý. Blick den Içána abwärts.

Nach einer scharfen Krümmung, während der man die schöngeformte Serra de Tunuhý bald voraus, bald im Rücken hat, führt ein langer Estirão[16]) in fast nördlicher Richtung unmittelbar auf das malerische Gebirge zu, das den Fluß abzuschließen scheint. Noch vier Stunden strammer Fahrt auf ruhigem Wasser, und wir landeten am Morgen des 6. Oktober am Fuße des Gebirges, am Ausgange der tosenden Cachoeira (Abb. 16), im unteren Hafen des gleichnamigen Indianerdorfes.

Ein halsbrecherischer Pfad führt auf ein niedriges Felsplateau, das dem eigentlichen Gebirge vorgelagert ist und durch starke Einengung des Flusses die Cachoeira bildet. Hier liegt die Povoação Tunuhý, ein nach indianischen Be-

[16]) Estirão im Portugiesischen = lange, gerade Flußstrecke.

griffen großes Dorf von 14 bewohnbaren Lehmhütten, die in zwei sauberen Straßen angeordnet sind. Der Ort hat schon wechselvolle Schicksale gehabt. Er ist entstanden aus einer alten Missionsstation und benannt nach dem Schutzheiligen des ganzen Içána: São Antonio de Tunuhý. Der österreichische Naturforscher Johann Natterer, der im Jahre 1831 auf seiner Içánareise bis zur Tunuhý-Cachoeira kam, fand an derselben Stelle die geringen Überreste „eines großen Dorfes von Banívas“ vor.[17]) Später muß der Ort wieder bewohnt gewesen sein, denn der Hauptmann Firmino berichtet im Jahre 1857, daß die Indianer aus Furcht vor den Soldaten die Häuser verbrannt und sich in den Wald geflüchtet hätten. Auf seine Veranlassung kam „der Tuchaua aus dem Walde mit seinen Leuten und fing an, eine neue Aldeia auf dem entgegengesetzten Ufer zu bauen“,[18]) deren Capoeira[19]) noch jetzt zu erkennen ist. Und heute nach 50 Jahren fast dasselbe Bild. Die Ortschaft öde und verlassen, die Bewohner entflohen aus Furcht vor den bösen „surára“.[20])

Wir bezogen mit unserem ganzen Gepäck Quartier in einem der leerstehenden Häuser, das voll schön bemalter Töpfe steckte, herrlicher Erzeugnisse des hiesigen Kunstfleißes, aber auch von Flöhen, winzig kleinen Feuerameisen[21]) und anderem Ungeziefer wimmelte. Auf die Kunde von unserer Ankunft eilten einige Indianer aus ihrem Schlupfwinkel herbei, um uns beim Passieren der Cachoeira zu helfen, aber es war schon zu spät. Der Fluß war zu sehr gesunken, und nach mehrstündigen übermenschlichen Anstrengungen, das schwere Boot über die spitzen Felsen am linken Ufer emporzuziehen, gab Salvador den Versuch auf und beschloß, den Batelão hier zu lassen und mit leichteren Booten weiterzufahren.

Das kleine Vorgebirge, auf dem die Ortschaft liegt, und die Cachoeirafelsen bestehen aus weißem, sehr feinkörnigem Quarzit, dessen Oberfläche vielfach mit einer rötlichen Verwitterungsschicht bedeckt ist. Von der Höhe der zunächst gelegenen Kuppe (Abb. 17), die mit lichtem Wald (Catinga) bewachsen ist, hat man eine herrliche Fernsicht. Flußabwärts überblickt man den mächtigen Strom bis zu seiner großen Krümmung und kann seinen Lauf noch weithin

[17]) Nach unveröffentlichten Briefen und Tagebuchblättern des Reisenden, die mir von Herrn Regierungsrat Franz Heger vom K. u. K. Hofmuseum in Wien in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt wurden.

[18]) Avé-Lallemant: a. a. O. S. 166/167.

[19]) kapuéra heißt in der Lingoa geral ein Platz, wo früher eine Ansiedlung stand.

[20]) So nennen die Indianer die Soldaten. Das Wort ist entstanden aus dem portugiesischen soldato.

[21]) formiga de fogo im Portugiesischen; tasíua oder tasíua piránga in der Lingoa geral.

verfolgen an dem Einschnitt in der gleichmäßigen Ebene der Urwaldwipfel. Im Süden ragen einzelne Berge in grotesken Gestalten empor, Wasserscheiden zwischen dem Içána und dem Caiarý-Uaupés. Im Nordwesten verläuft in weiter blauer Ferne eine langgestreckte Serra, und von Westen her grüßen die beiden schroffen Felsspitzen von Cucuhý herüber, die natürlichen Marksteine zwischen Brasilien und Venezuela.

Am 8. Oktober fuhren unsere Freunde weiter zum Cuiarý, einem ansehnlichen Nebenfluß des Içána, der kurz oberhalb Tunuhý zur Linken mündet.



Abb. 17. Serra de Tunuhý. Rio Içána.

Salvador hatte noch wohl für uns gesorgt. Die Tunuhýleute, denen wir gut empfohlen waren, stellten zwei Ruderer und Boote, und der Inspektor Antonio, der etwas unterhalb der Cachoeira in einem Igarapé wohnte, hatte den Auftrag erhalten, uns weiterzuhelfen. Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, zunächst den Aiarý zu erforschen, einen rechten Nebenfluß des Içána, der von wenig berührten Aruakstämmen stark bevölkert sein sollte und noch von keinem wissenschaftlichen Reisenden besucht worden war.

Ich machte den Flüchtlingen meinen Gegenbesuch. Timotheo, einer meiner neuen Ruderer, die sofort ihren Dienst bei mir angetreten hatten, brachte mich zu ihrem Zufluchtsort. Der andere, Ignacio (Abb. 18), war schon vorausgeeilt, um mich anzumelden. Mit Tauschwaren hatte ich mich reichlich versehen, Tabak, kleinen Messern, Angelhaken, Streichhölzern, Spiegeln, Perlen und

anderem Tand, Kostbarkeiten für die Indianer. Der kleine Igarapé, durch den wir fuhren, war ganz zugefallen, so daß nur schmale Durchgänge blieben. An einigen Stellen hatte man der Natur nachgeholfen und mit Baumstämmen und Ästegewirr eine Art Verhau geschaffen. Wir landeten endlich an dem ganz versumpften Hafen mitten im Walde, wo noch einige schlanke Kanus lagen, und gelangten auf einem vielfach gewundenen echten Indianerpfad zu einer großen Mandiocapflanzung mit drei erbärmlichen, ad hoc errichteten Palmstrohhütten, dem Retiro der Tunuhýleute.

Ein unbeschreiblicher Indianerkram war darunter aufgestapelt: Kisten, Koffer, herrlich bemalte Gefäße, Körbe, Feuerwaffen, Blasrohre, Kultur und Wildheit in buntem Wirrwarr. Mein Ignacio war schon da und schaukelte sich in der Hängematte, ohne von mir Notiz zu nehmen. Die übrige Bewohnerschaft hielt sich anfangs scheu im Hintergrund. Eine junge Frau, die einen Säugling an der Brust trug, zog sich eine Jacke an. Es waren durchweg häßliche Typen, viele mit Purupurú behaftet, die am ganzen Içána stark auftritt. Eine alte Hexe war von dieser scheußlichen Hautkrankheit im Gesicht ganz schwarz. Ich bezog eine Hängematte, die mir ein halbblinder Jüngling anbot, und bekümmerte mich eine Zeitlang nicht weiter um die Gesellschaft, die in den Ecken hockte und eifrig flüsternd über den fremden Weißen ihre Glossen machte. Dann schenkte ich nach erprobter Methode dem kleinen Wurm eine dicke blaue Perle, die allgemeines Entzücken hervorrief und dem Kinde sofort um den Hals gehängt wurde, und das Eis war gebrochen! Der Handel begann. Ich stöberte in den Hütten umher und brachte eine kleine, aber wertvolle Sammlung zusammen, elegant gearbeitete Wassertöpfe und Schalen, die mit geschmackvollen roten Mustern bemalt waren, flache Körbe, die ähnliche Muster in Schwarz trugen, ein riesiges, 3 m langes Blasrohr und die dazugehörigen Giftpfeilchen, die in einem wiederum in hübschen Mustern geflochtenen Köcher steckten, einige kleine Töpfchen mit dem verderblichen Curaregift und noch viele andere schöne Sachen, die mir alle anstandslos gegen europäische Kleinigkeiten überlassen wurden. Die guten Leutchen wollten sich vor Lachen ausschütten über diesen sonderbaren Handel. Sie hielten mich offenbar für etwas verrückt, da wohl noch nie ein Weißer zu ihnen gekommen war, der solchen Kram begehrte und nach ihrer Meinung viel zu teuer bezahlte.

Die Unterhaltung ging ganz flott, da alle Indianer in Tunuhý die Lingoa geral beherrschen und sogar im Verkehr unter sich fast ausschließlich anwenden, so daß ihr einheimisches Idiom allmählich der Vergessenheit geweiht ist und schon jetzt von der jüngeren Generation nur noch teilweise verstanden wird. Vor dem Kommandanten hatten sie eine Heidenangst. Seine Schändlich-

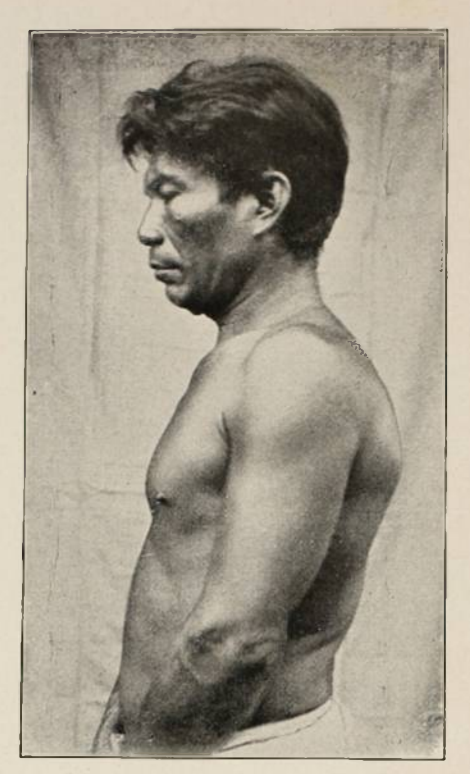
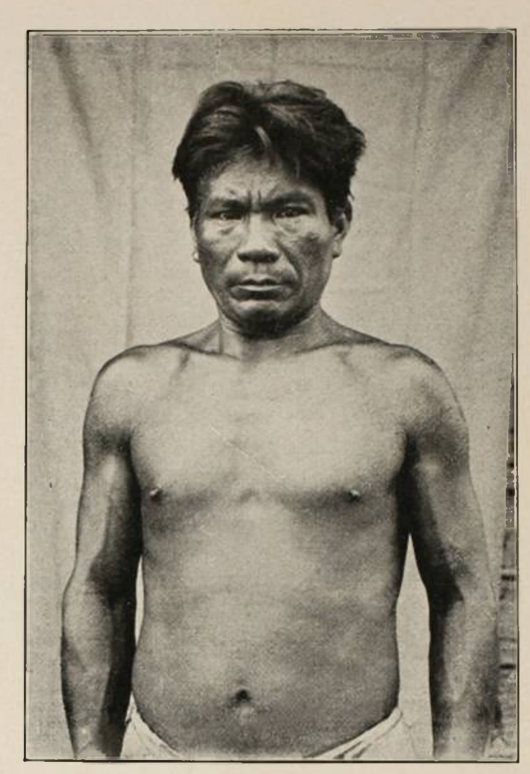



Abb. 18. Katapolítani Ignacio. Rio Içána.

keiten schienen sich im Verhältnis zur Entfernung vom Tatorte im Munde der Indianer bis ins Ungemessene vergrößert zu haben. Erst gegen Sonnenuntergang trennte ich mich von meinen neuen Freunden und trat mit meinen beiden Ruderern schwer beladen den Heimweg an, um Schmidt, der in Tunuhý bei dem Gepäck zurückgeblieben war, von seiner Einsamkeit zu erlösen.

Anderentags war die ganze Gesellschaft schon früh in unserem komfortablen Hotel und brachte eine ganze Hauseinrichtung mit, die ich ihnen gern abkaufte.

Diese sogenannten Baníwa von Tunuhý und einigen Sitios flußaufwärts sprechen heute außer der Lingoa geral einen Aruakdialekt, der in vielen Wörtern mit dem Karútana des unteren Içána identisch ist. In früheren Zeiten hätten sie eine andere, sehr häßliche Sprache, ähnlich wie die Makú, gesprochen und seien wie diese ohne feste Wohnsitze im Walde umhergestreift, bis sie von den von Nordwesten her eindringenden Baníwa (Aruakstämmen) Kultur und Sprache annahmen. Noch heute werden sie von ihren westlichen Nachbarn, den S i u s í , die hauptsächlich die Nebenflüsse Cuiarý und Aiarý bevölkern und den reinsten Aruak-Typus darstellen, etwas über die Achsel angesehen und wie von den Karútana für arge Giftmischer gehalten. Bei den Siusí heißen

sie K a t a p o l í t a n i , der Hauptmann Firmino gibt ihnen in seinem Bericht den Namen A c a i a c a s[22]), mir selbst gegenüber nannten sie sich natürlich mit Stolz B a n í w a.

Trotz ihrer christlichen Namen sind sie in ihrem ganzen Denken und in ihrer Lebensweise echte Indianer geblieben. Von der christlichen Religion, die ihnen schon seit Generationen nicht mehr gelehrt wird, wissen sie nichts und feiern nur noch einige Heiligentage, besonders das Fest des heiligen Antonius, neben ihren altheidnischen Festen mit Tänzen und Saufgelagen! Die entstellende Hautkrankheit Purupurú, die angeborene wilde Häßlichkeit ihrer Gesichtszüge und die europäischen Lumpen, mit denen sie sich behängen, dies alles verleiht den im übrigen wohlproportionierten Körpern dieser Indianer ein degeneriertes Aussehen.

Gegen Mittag — wir lagen gerade in der Hängematte und hielten Siesta — traten plötzlich mit einem „eré patrão!“ („Guten Tag, Herr!“)[23]) vier Indianer durch die Hintertür, ein wohlbeleibter Alter und drei junge schlanke Burschen. Es war der Inspektor Diogo vom Bezirk oberhalb Tunuhý. Sie waren gekommen, um Salvador beim Passieren der Cachoeira zu helfen, hatten aber schon unterwegs erfahren, daß es zu spät wäre. Erstaunt, uns hier zu treffen, hielten sie mich zuerst für den Kommandanten, schlossen aber bald mit uns Freundschaft, nachdem wir sie aufgeklärt und mit einem „Trago“[24]) und Zigaretten bewirtet hatten. Eifrigst erkundigten sie sich, ob und wann der Kommandant käme. Wir beruhigten sie und machten ihnen alle möglichen Versprechungen, wenn sie uns bemalte Töpfe und andere Sachen brächten. Mit ein paar Kleinigkeiten, Geschenken für Frauen und Kinderchen, zogen sie schließlich entzückt und befriedigt wieder heimwärts.

Am anderen Morgen traf Inspektor Antonio ein (Abb. 19). Fast hätte er mich das Leben gekostet. Ich kletterte zwischen den Felsen umher, um wilde Tauben zu schießen, die dort zahlreich nisten, als gerade die Indianerboote unter mir in den Hafen einfuhren. In der Freude meines Herzens wagte ich mich zu weit vor und stürzte eine gute Strecke ab, wobei der eine Flintenhahn auf- und zuschnappte und der Schuß sich glücklicherweise nach oben entlud, ohne mich zu verletzen. Abgesehen von einigen zerschundenen Fingern und argen Schmerzen an gewissen Körperstellen ging die Sache noch gut ab, nur kam ich etwas derangiert bei den Indianern an, die übrigens vorzüglich die

[22]) Avé-Lallemant: a. a. O. S. 167.

[23]) e r é in der Lingoa geral = ja, jawohl, heda, wohlan; z. B. eré katú! = Aufforderung zum Essen und auch zur Arbeit; wörtlich: wohlan gut!

[24]) „Schnäpschen“ im vulgären Portugiesisch.

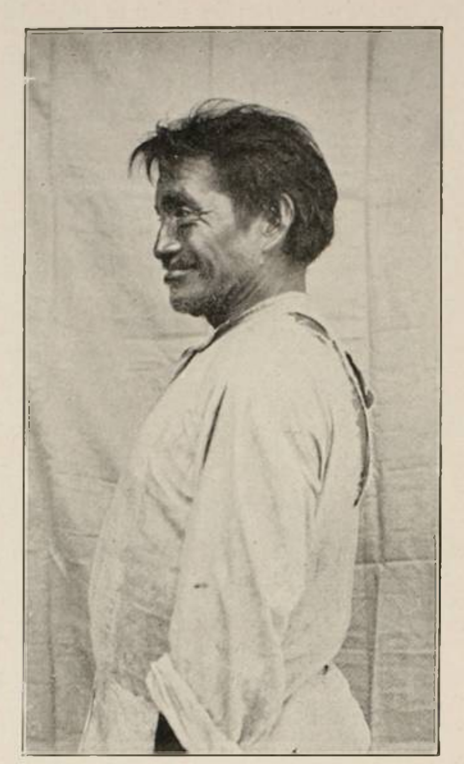
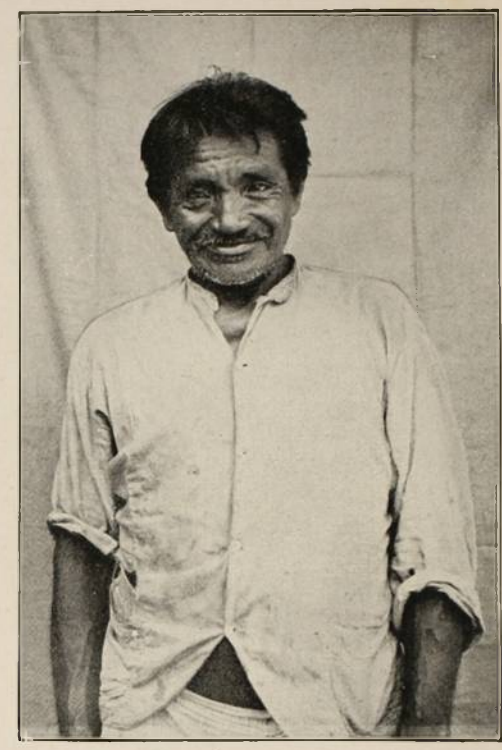



Abb. 19. Katapolítani Antonio. Rio Içána.

Fassung bewahrten. Antonio kehrte sich sogar, als ich auf ihn zutrat, um ihn zu begrüßen, zuerst von mir ab und zog rasch ein sauberes, blendendweißes Hemd über seinen nackten Oberkörper — viel sauberer als das meinige!

Er war ein würdevoller älterer Herr und sprach etwas Portugiesisch, eignete sich daher vorzüglich für unsere Zwecke. Nach längerer Beratung mit meinen beiden Ruderern, und nachdem ich ihm eine gute Belohnung zugesichert hatte, willigte er ein, uns bis zu dem größten Dorfe der Siusí am Aiarý zu bringen, eine Reise von etwa zehn Tagen.

Gegen Mittag stellte sich wirklich Diogo ein mit einer Bande von einigen dreißig Siusí von der Ortschaft Tucúmarapecúma[25]) und anderen Sitios am oberen Fluß in einem Dutzend mit Hausrat schwer beladener Kanus. Die Männer waren mit Hemd und Hose bekleidet, die Weiber meist halbnackt und, wie die nackten Kinder, am ganzen Körper mit roten Tupfen bemalt, ein Mittel gegen Schnupfen und andere Krankheiten, die die Reise mit sich bringt. Sie verkauften uns eine Menge Ethnographica. Ihre herrlich gemusterten Töpfe, Schalen und

[25]) tukumá eine Fiederpalme: Astrocaryum Tucumá. sapekúma in der Lingoa geral: vorspringende Landspitze. Das anlautende „s" verwandelt sich bei der Zusammensetzung in „r".

Körbe zeichneten sich durch besonders feine Arbeit aus (Abb. 20, 21 und 22). Große, flache Siebe, die zum Durchsieben der trockenen Mandiocamasse dienten, waren ebenfalls in roten und schwarzen geometrischen Mustern geflochten. Gegen einige Stücke Kattun und Seife für die Weiber, Munition für die Männer erhielten wir den ganzen Kram. Der Handel ging flott und geregelt. Jede Partei war zufrieden. In einer knappen Stunde war alles erledigt, und die Leute fuhren weiter. Schneidig brachten sie ihre Boote durch die brausende Cachoeira. Sie wollten zum Rio Negro, um während des Sommers in den Kautschukwäldern zu arbeiten.

Antonio besaß auch in Tunuhý ein Haus, das er jedoch nur zur Zeit der Feste bezog. Ich deponierte hier die ethnographische Sammlung, die schon stattlich angewachsen war, bis zu unserer Rückkehr, doch meinte der Herr Inspektor, in seinem Hause seien die Sachen nicht sicher, wenn der Kommandant käme und die ganze Ortschaft niederbrenne.

Kurz vor unserer Abreise kam noch eine Ipékafamilie an[26]), ein schöner, schlanker Indianer mit feingeschnittenen Zügen, der einen merkwürdigen Strohzylinder auf dem schwarzen Haar trug, seine noch jugendliche Gattin und fünf stramme Jungen wie die Orgelpfeifen. Sie befanden sich auf der Heimreise zum oberen Içána, wo dieser Aruakstamm oberhalb der großen Katarakte eine Reihe von Dörfern bewohnt. Mit Hilfe Antonios gelang es mir, die beiden ältesten Söhne als Ruderer zu engagieren. Außerdem nahm uns der Vater noch einige schwere Kisten bis zur Mündung des Aiarý mit und entlastete uns so etwas. Damit war das letzte Dilemma gelöst, und in der Frühe des 12. Oktober fuhren wir in zwei mit fünf Ruderern bemannten Booten ab.

[26]) Ipéka-tapuyo = Entenindianer, in der Lingoa geral.

V. Kapitel.

Zu den Huhúteni und Siusí am Aiarý.

Der Cuiarý und seine Anwohner. Weitere Ansiedlungen der Katapolítani. Cabeçudo-Schildkröte. Fischreiche Seen. Hohe Sandufer „Barreira de Yuí". Mündung des Aiarý. Allein weiter. Nebenfluß Quiarý. Verlassene Wohnungen. Fliehende Huhúteni. Urwaldpost. Endlich Bewohner. Besuch einer Huhúteni-Maloka. „Impresario" Antonio. Ein beschaulicher Vormittag. Uirauasú-paraná. Igarapé Ätiaru. Ankunft bei den Siusí in Cururú-cuára.

Abgesehen von einigen kleineren Schnellen, die jedoch nur bei niedrigem Wasserstande bemerkbar sind, fließt der Strom oberhalb der Tunuhý-Cachoeira ruhig dahin. Trotzdem kamen wir infolge unserer schwerbeladenen Fahrzeuge nur langsam vorwärts.

Bis zur Mündung des ansehnlichen Cuiarý, die wir nachmittags erreichten, begleitet das langgestreckte, nicht sehr hohe Tunuhýgebirge nahe herantretend den Fluß und gibt ihm eine fast südliche Richtung. Eine kurze Strecke verläuft es noch entlang dem Cuiarý. Dieser an Cachoeiras reiche Nebenfluß, der dasselbe schwarze Wasser wie der Hauptstrom führt, hat seine Quellen in Colombia. Von seinem linken Zufluß, dem Péua-Igarapé, geht ein kurzer, vielbenutzter Pfad zum Baníwadorf Macaréo am Aquý-Igarapé, einem rechten Zufluß des oberen Guainía, was ein beständiges Hinüber- und Herüberwechseln der Indianer zur Folge hat. Der Cuiarý ist in seiner ganzen Ausdehnung von Aruakstämmen bewohnt. An seinem Unterlauf sitzen Siusí-tapuyo (Plejadenindianer) mit ihren Unterabteilungen Sukuriyú- und Yauareté-tapuyo (Riesenschlangen- und Tigerindianer); ihnen benachbart trifft man die Kuatí-tapuyo (Nasenbärindianer) und endlich im fernen Quellgebiet die wilden Tatú-tapuyo (Gürteltierindianer). Alle diese Stämme sollen, wie mir die Indianer versicherten, abgesehen von unwesentlichen dialektischen Abweichungen, dieselbe Sprache sprechen wie die Katapolítani, was ich später für die Siusí nachweisen konnte.

Wir passierten nachmittags noch zwei weitere Sitios der Katapolítani auf dem rechten Ufer, Yapúrapecúma[27]) und São Joaquim, und verbrachten

[27]) yapú = ein Vogel: Cassicus cristatus Daud.

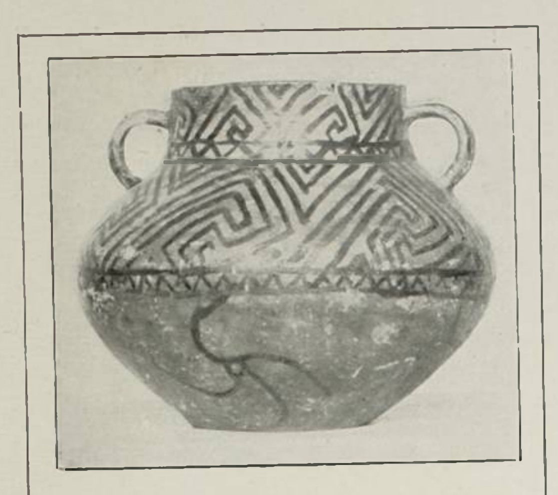




Abb. 20. Wassertöpfe der Aruakstämme des Rio Içána.[28]) 1/5 nat. Größe.

die Nacht in São José, dem aus drei Häusern bestehenden Besitztum des Inspektors Diogo. Von dem dicken alten Herrn wurden wir freundlich aufgenommen. Er suchte sofort mit uns Geschäfte zu machen, doch wir vertrösteten ihn bis zur Rückkehr. Am nächsten Morgen trafen wir auf der Weiterfahrt einige Boote mit halbnackten Siusí vom Aiarý, die auf dem Wege in das Seringal (Kautschukwald) waren. Auch sie glaubten anfangs, den Kommandanten vor sich zu haben, und zitterten vor Angst am ganzen Körper. Sie führten einen ganzen Indianerhaushalt, ein ethnographisches Museum im kleinen, mit sich. Für eine Schachtel Streichhölzer und zwei Nähnadeln verkauften sie uns eine Last geräucherter Fische.

Mit dem Sitio São Marcellino, der kurz oberhalb São José auf dem rechten Ufer liegt, hört das Gebiet der Katapolítani auf. Es kommt nun eine menschenleere Strecke von zwei Tagen Fahrt, auf der ein paar verlassene Häuser und Capoeiras die frühere Besiedelung anzeigen. Sehr lichte Catinga, aus der nur wenige hohe Laubbäume hervorragen, tritt an Stelle des Hochwaldes; mächtige Prayas (Sandbänke) aus weißem Sande ersetzen die Felsen, die oberhalb Tunuhý zahlreich zutage treten und die Schiffahrt gefährden. Die Jagd wird reichhaltiger. An den schmalen Zuflüssen im Schutze des Waldes gehen der plumpe Tapir und der kleine Rothirsch zur Tränke. In dichten Schwärmen kreisen fette Cararà (Tauchervögel)[29]) in der Luft; große schwarzweiße Enten, Yaburú,[30]) Maguarý-

[28]) Sämtliche hier abgebildeten ethnographischen Gegenstände befinden sich, wenn nichts anderes angegeben ist, im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin, Sammlung Koch-Grünberg.

[29]) Colymbus ludovicianus.

[30]) Mycteria americana.

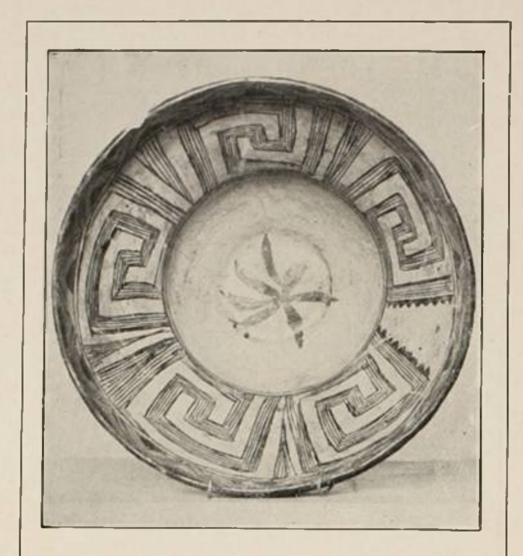






Abb. 21. Tonschalen der Aruakstämme des Rio Içána. 1/5 nat. Größe.

störche[31]) und weiße Reiher zeigen die Nähe der Seen an, und hier und da brummt im Unterholz ein Mutum, dessen schmackhaftes Fleisch einen hervorragenden Platz auf der tropischen Speisekarte verdient.

Ein sonderbares Jagderlebnis, das mich bei ungläubigen Gemütern vielleicht in den Verdacht des Jägerlateiners bringen wird, bereitete uns viel Vergnügen. Meine Indianer fingen mit den Händen an einer seichten Stelle einen riesigen Sorubimfisch[32]) von etwa 10 kg Gewicht, der eine große Cabeçudoschildkröte lebend in seinem breiten Maule trug. Sie hatte sich fest in das Maul des Fisches verkrallt und hätte ihn sicher getötet. Leider entkam sie, als die Leute den willkommenen Fang in das Boot hoben.

Der Cabeçudo, eine Wasserschildkröte, die wegen ihres dicken Kopfes den Namen führt und eine Spezialität des Içána und seiner Nebenflüsse ist, wird von den Indianern auf höchst grausame Weise zubereitet. Sie legen das Tier mit dem Rücken über ein starkes Feuer, wo es sich langsam zu Tode zappelt. Erst dann wird es ausgeworfen und zerlegt. Das Fleisch löst sich dadurch leichter von der Schale ab. Bisweilen schlagen sie dem lebenden Tier ein Loch in den Rückenschild, entfernen die Eingeweide und braten es ganz in der Schale.

In der Nähe der Mündung des Aiarý bildet der Içána ein Netz von zahl-

[31]) Ciconia Maguari.

[32]) Platystoma spec.

reichen Seen, die wegen ihres Fischreichtums am ganzen Fluß berühmt sind. Zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes kommen die Indianer von weit her und beziehen mit ihrem ganzen Haushalt auf den großen Sandbänken fliegende Lager, um hier ihren reichlichen Lebensunterhalt zu finden. Am See Cuétani, so erzählen die Siusí, stand vor alten Zeiten ein großes Haus der Fische mit Namen „Kuyánali", das jetzt für die Menschen unsichtbar geworden ist.

Mitten in dem flachen und versumpften Seengebiet steigt das rechte Ufer plötzlich zu gewaltiger Höhe empor, der weithin leuchtenden „Barreira de Yuí" (Froschgatter)[33]. Sie besteht aus feinem, weißem Sand, durch den oben einzelne dunkle Felsen schauen. Am Fuße finden sich Nester des bläulichen Tones, aus dem die Indianerinnen ihre schönen Gefäße formen. Mühsam kletterten wir, durch den nachstürzenden Sand watend, zur Höhe, die mit vereinzelten niedrigen Bäumen bestanden war. Zahlreiche breite Spuren zeigten an, daß hier Jaguare ihr Wesen trieben. Diese Campinas, wie der Brasilianer diese vegetationsarmen Sandfelder nennt, erstrecken sich weit flußabwärts und bis zum oberen Aiarý und gewähren den Indianern bequeme Verkehrswege.

Am 16. Oktober passierten wir Arapásorapecúma (Spechtspitze), den ersten Sitio der Siusí, eine Hütte brasilianischen Stils, durch eine Längswand in zwei Räume geteilt. Sie stand ganz leer, nur ein riesiger, mit Sipó (Schlingpflanze) umflochtener Topf und ein langer Holztrog, die zur Bereitung des beliebten Kaschirí, eines leicht alkoholischen Getränkes, dienten, fristeten hier ein einsames Dasein. Die Bewohner waren im Seringal. Nachmittags gelangten wir zur Mündung des Aiarý und verbrachten gegenüber im Sumpfwalde eine scheußliche Regennacht.

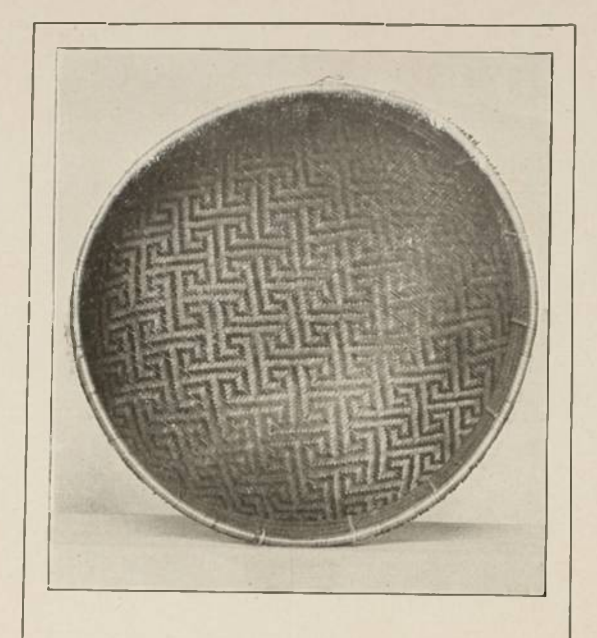
Am nächsten Morgen trennte ich mich von Schmidt, der hier die Ipékafamilie und unser übriges Gepäck erwarten sollte, und fuhr mit Antonio und Timotheo einstweilen allein weiter, den Aiarý flußaufwärts. Nach wenigen Stunden Fahrt kamen wir an der Mündung seines linken Nebenflusses Quiarý[34] vorüber, der fast so groß wie der Hauptfluß ist, aber nach Aussage meiner Leute wegen seiner versumpften, unfruchtbaren Ufer keine Anwohner hat. Die ersten Reisetage ließen sich schlecht an. Wir hatten viel Regen, ein naßkaltes, häßliches Wetter, und kämpften mühsam gegen die starke Strömung, die uns an jeder schärferen Ecke zwang, zum anderen Ufer zu kreuzen. So ging viel Zeit verloren.

Der untere Aiarý hat eine schwache Bevölkerung, Siusí und Huhúteni. Wir trafen nur wenige Wohnungen, teils am Fluß selbst, teils an kleinen Igarapés und Seen gelegen, Palmstrohhütten ohne Abteilungen mit fast auf die Erde

---

[33]) yuí = Frosch, in der Lingoa geral.

[34]) So nannten ihn mir die Siusí. Die Katapolitani sagten Tiarý.



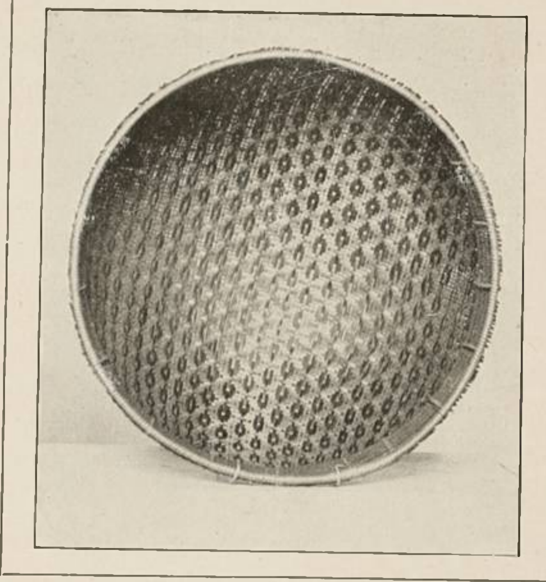


Abb. 22. Flache Körbe der Aruakstämme des Rio Içána. $^1/_6$ nat. Größe.

reichendem Dach. Sie waren bis auf einige alte Kochtöpfe und anderen unnützen Kram ausgeräumt, die Bewohner auf Kautschukarbeit abwesend. An einer Praya fanden wir einen halbverhungerten Köter, der als echter Indianerhund vor meinem Anblick scheu ausriß und sich erst mit uns anfreundete, als ihm Antonio in seiner Sprache: tsínu uatsipínu!" („Hund, komm' her!") zurief. Leider mußten wir ihn zurücklassen, um unser überladenes Boot nicht noch mehr zu beschweren und nicht noch einen hungrigen Gast mehr bei Tisch zu haben.

Am 18. Oktober hörten wir abends flußaufwärts plötzlich mehrstimmiges Hundegebell und kamen am anderen Morgen früh zu einem stillen Igarapé zur Linken, an dem, wie Antonio von Hörensagen wußte, ein Sitio der Huhúteni liegen sollte. Wir fuhren hinein und fanden wirklich auf dem ansteigenden Ufer eine Hütte und zwei Küchenschuppen inmitten einer Bananenpflanzung. Von einem Fußpfad aus, der in den Wald führte, bellten uns drei Hunde wütend an. Sonst war niemand da. Aber die Wohnung war voll Hausgerät, sogar die Waffen waren zurückgelassen, nur die Hängematten fehlten. Ich schickte Timotheo auf dem Fußpfad in den Wald den Flüchtlingen nach und stöberte mit Antonio in der Hütte umher. Sie enthielt nichts besonders Schönes und Interessantes. Die Töpfe waren fast alle unbemalt, ein schlecht gearbeiteter Köcher ohne Giftpfeilchen, einige kleine verräucherte Körbchen mit gerösteten

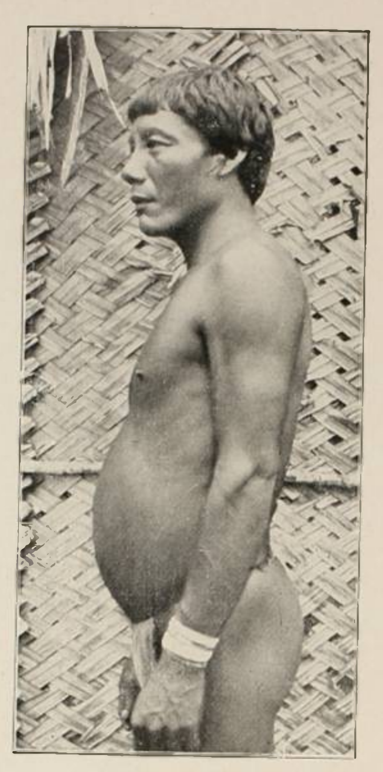
Pfefferfrüchten hingen von einem Gerüst herab, an der Wand lehnten Blasrohre, Bogen, Pfeile mit Eisenspitzen und sogar ein paar Vorderlader. Antonio rief wiederholt in seinem liebenswürdigsten Tone: „pinuadése! pinukáku pschiuaíne!“ („Kommt doch herbei! Sprecht doch mit uns!“), aber nur das Echo antwortete ihm. Endlich kam Timotheo zurück, unverrichteter Dinge. Er hatte weit im Walde einen alten Indianer getroffen, der ausruhend am Wege saß. Er rief ihn in seiner Sprache an, doch jener raffte sich auf und entfloh entsetzt. Wie sich später herausstellte, hatten uns die Leute am Abend vorher sprechen hören und waren eiligst in den Wald geflohen, da sie mich für den Kommandanten hielten, dessen Ruf bis zu ihnen gedrungen war. Schmidt fand wenige Tage später den Igarapé durch Verhaue gesperrt.

Die Ufer des unteren Aiarý zeigen wenig Abwechslung. Man freut sich schon, wenn einmal die Öffnung eines Sees oder eines kleinen Zuflusses das ewige Einerlei unterbricht. Hier und da ragen aus dem Dunkel der Laubbäume stattliche Miriti empor oder Gruppen von Carana-í, dünnstämmigen Fächerpalmen.

An weithin sichtbaren Stellen, besonders hohen Prayas, ließ ich aufklärende Schreiben an „Karíuatínga“ („den weißen Fremden“) zurück, wie die Indianer meinen treuen Schmidt wegen seiner weißblonden Haare nannten. Das Briefchen wurde, mit einigen Blättern als Schutz darüber, in einen in den Sand gerammten Stock geklemmt. Der wie ein Spiegel glänzende Deckel einer Konservenbüchse diente bisweilen als Merkzeichen für diese primitive Urwaldpost (Tafel I).

Am 20. Oktober trafen wir am Samaúmasee[35]) eine Hütte mit fünf Feuerstellen und bald darauf am Miriti-Igarapé, einem rechten Zufluß des Aiarý, ein großes wohlgebautes Sippenhaus, m a l ó k a in der Lingoa geral, die erste ursprüngliche Indianerwohnung auf dieser Reise. In beiden Häusern fehlten die Bewohner, doch war wiederum der ganze Hausrat zurückgeblieben. Die Frontseite der Maloka war bis Manneshöhe mit breiten Rindenstücken verkleidet, die mit zahlreichen rohen Kohlezeichnungen, Darstellungen von Menschen und Tieren, Ornamenten und anderem bedeckt waren. Auch hier hatte offenbar kürzlich eine Kneiperei stattgefunden. Ein Holztrog und mehrere große, umflochtene Töpfe standen noch inmitten des weiten Raumes, und im Kreise herum einige niedrige Sitzschemel, als wenn man soeben erst die Tafel aufgehoben hätte. Ich nahm ein Bündel großer Pfeile mit, deren vergiftete Holzspitzen zum Schutz des Trägers in einem feingeflochtenen Futteral steckten. Als Gegengabe ließ ich zwei Schachteln Streichhölzer zurück. Vier, die ich anfangs geben wollte, seien zuviel, sagte Antonio. Unten am Hafen lag im Wasser eine Anzahl dicker, bis 1½ m langer

[35]) s a m a ú m a oder s a m u ú m a bezeichnet in der Lingoa geral: Eriodendron Samauma Mart.



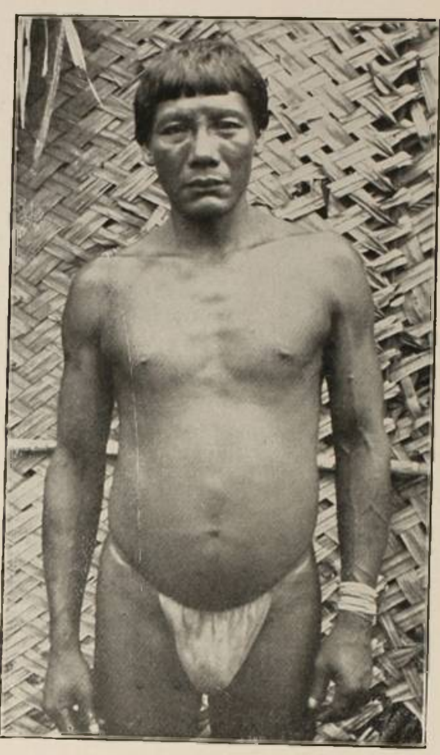


Abb. 23. Huhúteni Chico. Rio Aiarý.

Flöten aus Paxiúbaholz[36]), y a p u r u t ú in der Baníwasprache; aber sie waren schon zerplatzt und des Mitnehmens nicht wert.

Auf der Weiterfahrt trafen wir die heimkehrenden Bewohner der Maloka, einen kräftigen jungen Mann (Abb. 23), zwei Weiber und ein halbes Dutzend Kinder, in drei hochbeladenen Kanus. Sie kamen von einem Tanzfest in Cururú-cuára (Krötenloch)[37]), dem größten Dorf der Siusí, eine Tagereise flußaufwärts. Der Mann, ein prachtvoll gewachsener Mensch, war nackt bis auf die Schambinde, ein schmales Stück Zeug europäischer Herkunft, das zwischen den Beinen durchgezogen und vorn und hinten unter die Hüftschnur geklemmt wird. Die Weiber trugen kurze Kattunröcke. Ihre Gesichter waren glänzend rot überstrichen, ihre Oberkörper mit schwarzen Tupfen bemalt, Zeichen des verflossenen Festes. Die Kinder erfreuten sich noch ihrer natürlichen Nacktheit. Auf einen ermunternden Zuruf Antonios kamen sie zutraulich näher, und bald war eine flotte Unterhaltung im Gange, da sich das Katapolítani von dem Siusí, das diese Huhúteni sprachen, kaum unterscheidet. Antonio gab genaue Auskunft über das Woher und Wohin und den Zweck der Reise. Er betonte verschiedene Male, wie „vortrefflich"

[36]) Paxiúba-Palme: Iriartea exorrhiza.

[37]) Lingoa geral.

„matsiátene“ ich sei, und wie viele schöne Sachen ich mit mir führe, was anscheinend einen guten Eindruck machte. Die Fremden begleiteten seine Ausführungen mit vielen höflich-erstaunten: „óho ká! óho ká — —!“ und wiederholten einzelne wichtige Worte in anerkennendem Ton. Auch eine Art „Friedenspfeife“ ging um. Der junge Mann reichte meinen Ruderern seinen Zigarettenstummel, ein wenig Tabak in roten Baumbast (Tauarí) gewickelt, und diese gaben ihn nach ein paar Zügen wieder zurück. Wir erfuhren einige Neuigkeiten. In Cururú-cuára wohne Mandú, der Häuptling der Siusí, der gut Portugiesisch spreche. Dort seien viele Leute.

Der Huhúteni willigte rasch ein, uns zu begleiten, und stieg in mein Boot. Mehrere Schnüre blauer und weißer Glasperlen, die er um den Hals trug, steckte er beim Abschied von den Seinen sorgfältig in ein kleines Säckchen und ließ sie zurück. Seine Hängematte, Beijús (Mandiocafladen) und Farinha nahm er mit. Mit Eilzugsgeschwindigkeit ging es weiter. Freilich konnte ich mich nun gar nicht mehr rühren, denn das Boot ging kaum zwei Finger breit über Wasser, und bei der geringsten Bewegung zur Seite schlugen die Wellen von rechts und links herein. Gegen Abend kamen wir wiederum zu einer Maloka der Huhúteni auf dem linken Ufer. Im Hafen lagen vier kleine Ubás (Einbäume), drei weitere waren auf dem Lande in Arbeit. Ein Fußpfad führte landeinwärts.

Wir sandten Chico,[38]) wie Antonio unseren Huhúteni nannte, voraus, uns anzumelden, und folgten im Gänsemarsch. Der zivilisierte Herr Inspektor sagte, als wir uns zum Besuch rüsteten: „O, jetzt habe ich ein so schmutziges Hemd an!“ Ich tröstete ihn und meinte, mein Hemd sei noch viel schmutziger als das seinige, und zudem wüßten die Leute ja davon nichts, da sie selbst nackt gingen. Gegen die bösen Hunde hatten wir uns, wie es üblich ist, wenn man eine Indianerwohnung besucht, mit festen Stöcken bewaffnet. Die Maloka lag auf einer Lichtung, ein ebenso großes, sauberes Haus wie das vorige. Von dem Hausherrn, der sich durch stark gewelltes Haar auszeichnete, wurden wir freundlich aufgenommen. Ich hatte ihn etwas unter dem Wert taxiert, denn zur Feier des Empfanges trug er Hemd und Hose, die Hausfrau eine weiße Jacke. Sonst ging alles mehr oder weniger nackt. Für mich wurde sofort eine Hängematte angebunden, Antonio nahm auf einem alten Kistchen Platz, Timotheo auf einem niedrigen Schemel, und die Unterhaltung begann. Antonio als Impresario und Sprecher setzte wiederum den Leuten den Zweck meines Hierseins auseinander, so gut er es selbst wußte, und malte meine Vorzüge in den rosigsten Farben. Für Perlen, Messer und andere Herrlichkeiten wolle ich bemalte Töpfe, gemusterte

[38]) Abkürzung von Francisco.

Körbe und sonstigen Hausrat einhandeln, was natürlich wieder allgemeines erstauntes Lachen hervorrief. Ich machte bei der ganzen Unterhaltung, die in „Baníwa" geführt wurde, den stummen Zuschauer und fühlte mich als angestauntes Wundertier.

Offenbar war jetzt nur eine Familie anwesend, doch schien das große Haus gewöhnlich von viel mehr Personen bewohnt zu sein. Ich bemerkte viele schöne Ethnographica. Besonders erfreuten mich fein gemusterte, flache Körbe, die ich nach meinen bisherigen Erfahrungen hier nicht mehr vermutet hatte. Ein angefangener Korb ließ deutlich die Art der Arbeit erkennen. In dem Haus herrschte eine arge Hitze. Wir nahmen deshalb Abschied und fuhren zur gegenüberliegenden Praya, um dort die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen; sehr zu unserem Schaden, denn bald nach Mitternacht brach ein furchtbares, lange anhaltendes Unwetter los und trieb uns unter das Zelttuch, mit dem die auf dem Sande aufgestapelte Last bedeckt war. So verbrachten wir, zusammengekauert und zitternd vor Frost, die lange Nacht. Erst gegen 8 Uhr morgens kam Chico mit einem jungen Mann von drüben und holte uns ab.

Unser Wirt hatte diesmal vernünftigerweise die lästige Kleidung abgelegt und zeigte sich in seiner nackten Schönheit. Zum Willkommen bot uns die Frau eine große Kalabasse voll Schipé, in Wasser aufgelöster Farinha. Die hübsche, stramme Haustochter, die bis auf ein kurzes Röckchen und bunte Perlenschnüre um die Handgelenke nackt ging, buk uns gegen etwas Tabak einen großen Beijú. Ich hatte mir einige kleine Tauschwaren mitgenommen, doch war man nicht sehr geneigt zum Handel. Verschiedene Gegenstände, die ich gern erworben hätte, gehörten anderen Leuten, die noch in Cururú-cuára beim Fest waren. Fremdes Eigentum wird streng respektiert. Nie verkauft einer auch nur eine Kleinigkeit, die einen anderen Besitzer hat, ohne dessen Wissen und Zustimmung, nie nimmt einer die Bezahlung für einen anderen an.

Wiederum lange Unterhaltung in Baníwa. Die Wörter wurden sehr rasch, die Silben sehr kurz ausgesprochen. Der Ton war singend und gewissermaßen liebenswürdig. Ungemein störend wirkten auf die Dauer die häufigen Wiederholungen und vielen höflichen „óho ká" des Zuhörers. Ich war wieder der Gegenstand der Unterhaltung, wie ich aus ihren ungenierten Blicken und dem fröhlichen Lachen deutlich erkennen konnte. Die Hausfrau nahm aus ihrer Hängematte in einer Ecke, wo sie mit einem kleinen kranken Kinde lag, eifrig am Gespräch teil. In einer anderen Hängematte lag teilnahmlos, nur von Zeit zu Zeit leise hustend, ein uraltes Großmütterchen.

Zehn Uhr, und der Regen ließ noch immer nicht nach. So führten wir hier ein beschauliches Dasein, schaukelten uns in der Hängematte, rauchten

eine Zigarette nach der anderen und unterhielten uns, so gut es gehen wollte, auf „Portugiesisch", Lingoa geral und Baníwa. Chico begann, mit umherliegendem Material ein hübsches, rotweißes Korbmuster zu flechten. Denn die Flechterei besorgen nur die Männer, wie die Töpferei ein ausschließliches Monopol der Frauen ist. Doch bald wurde er der Arbeit überdrüssig, setzte sich an das Feuer und plauderte mit den anderen. Zwischendurch lauste die Hausfrau emsig einen kleinen Jungen an der Hintertür. Der Vater versuchte indessen, das kranke Kleine in der Hängematte zu beruhigen, das kläglich nach der „nána" (Mama) schrie. Draußen rauschte einförmig der Regen. — Stimmungsbilder. —

Erst gegen Mittag hellte sich das Wetter einigermaßen auf, und wir kamen weiter. Rechts mündete der Puraquí-Lago, von dem die Maloka ihren Namen hatte: Puraquí-cuára (Zitteraalloch)[39]. Bald darauf passierten wir links den raschströmenden, ansehnlichen Uirauasú-paraná, an dem eine große Maloka der Káua-tapuyo lag. Der Fluß hat hier eine verhältnismäßig starke Bevölkerung. Gegen vier Uhr machten wir eine kurze Rast in der großen, noch neuen Maloka Dzoroalinumána[40]) der Huhúteni auf dem rechten Ufer, wo wir nur drei Bewohner, Mann, Weib und Kind, noch festlich bemalt, antrafen. Eine knappe halbe Stunde Fahrt brachte uns zum Igarapé Ätiaru[41]), einem kleinen Zufluß zur Linken. Hier findet sich ein weiteres Haus der Huhúteni, dem wir jetzt aus Mangel an Zeit keinen Besuch abstatten konnten. Erst kurz vor Einbruch der Dunkelheit kamen wir im Hafen von Cururú-cuára an.

---

[39]) Lingoa geral; in der Siusísprache heißt diese Maloka: Dakatālikútsoa.

[40]) In der Siusísprache. Die Endung n u m á n a = Mündung (núma = Mund) deutet stets darauf hin, daß die Ansiedlung in der Nähe der Mündung eines Baches oder Sees liegt.

[41]) In der Siusísprache.

VI. Kapitel.

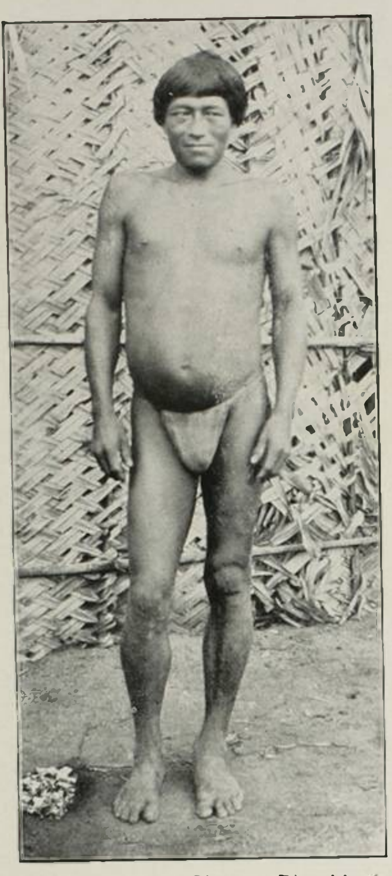
Aufenthalt in Cururú-cuára.

Feuchter Empfang. Kaschirí-Bereitung. Allgemeine Bezechtheit. Bierkomment. Handel mit dem betrunkenen Zauberarzt. Oberhäuptling Mandú. Befugnisse des Häuptlings. Das Gemeindehaus Malóka. Lage, Bau, innere Einrichtung, Größe, Zahl der Bewohner. Das Leben in der Malóka. Mandiocareibebretter. Industrie am Aiarý und Içána. Geringe Handelslust. Die ersten Maskenanzüge. Tanzstäbe. Verteilung der Jagdbeute durch den Häuptling. Männer und Weiber essen getrennt voneinander. Die Wunder der Zivilisation. Anstand, Ehrlichkeit und Eintracht der Indianer. Die Hautkrankheit Purupurú. Ärztliche Konsultationen.

Es schien noch recht fidel herzugehen. Der Lärm vieler Stimmen schallte zum Hafen herab. Einige nackte Jungen liefen die Böschung hinunter. Ein total Betrunkener kam dahergetorkelt, laut „branco, branco!" („Weißer, Weißer!") rufend. Es war der Zauberarzt des Dorfes. Er faßte mich bei der Hand und geleitete mich zum Festhause, oder besser gesagt, er führte sich an mir und ließ mir am Eingang den Vortritt. Viel nacktes Volk war in dem großen Raume anwesend, darunter, so schien es, zahlreicher Besuch. Man begrüßte mich freundlich und bat mich, in einer Hängematte Platz zu nehmen. Antonio sagte sein Sprüchlein her und fand wie immer dankbare Zuhörer. Die Kneiperei war noch in vollem Gange. Eine Menge großer Töpfe standen da, gefüllt mit dem edlen Naß. Ein bildschöner, nackter Indianer mit wahrhaft klassischen Gesichtszügen, der Bruder des abwesenden Häuptlings, machte den Gastgeber (Abb. 24). Einige alte Herren hatten des Guten schon etwas zuviel getan und lagen mit verglasten Augen in der Hängematte. Ich empfahl mich bald wieder, um den versäumten Schlaf der vorigen Nacht nachzuholen.

Unter einigen Bäumen, nahe beim Boote, hatten wir unser Lager aufgeschlagen. Vom Kaschirí-Hause drangen noch lange lebhaftes Gespräch und einzelne Juchzer der Betrunkenen herüber. Die Kröten des Cururú-cuára (Krötenlochs), des gegenüberliegenden kleinen Sees, der dem ganzen Platze den Namen gegeben hat, veranstalteten dazu ein Monstrekonzert.

Am anderen Morgen räumte man uns eine elende, nur wenig über mannshohe Baracke ein, in der wir mit unserem Gepäck kaum Platz fanden (Abb. 49).


Abb. 24. Siusí Chico. Rio Aiarý.

Cururú-cuára oder Dorátauanumána, wie der Ort in der Siusí-Sprache hieß, bestand aus zwei großen neuen Sippenhäusern, die in einer Front lagen. Das eine Haus war noch unfertig. Es fehlte die Bedeckung der Frontseite (Abb. 31). Vor einiger Zeit war das Dorf durch Kinder, die mit Feuer gespielt hatten, ein Raub der Flammen geworden. Die einzelnen Familien kampierten in provisorischen Hütten.

Der ganze Tag stand unter dem Zeichen des § 11. Ich ging bald wieder zum Festhause und nahm diesmal auch an dem Gelage teil. Beständig schwankte der schwer betrunkene Wirt zwischen den Kaschirí-Töpfen und seinen Gästen hin und her und brachte jedem einzelnen der Reihe nach die große Kalabasse, die er immer wieder von neuem füllte. Viele waren schon abgefallen. Mein Chico schnarchte lang ausgestreckt auf einer Lattenbank; in einer Hängematte lagen zwei Schlafende eng umschlungen. Trotz der allgemeinen Bezechtheit herrschte noch ein gewisser Komment. Der Gastgeber überreichte die Kalabasse mit aufmunterndem „ãhã!", worauf der Gast, der sie in Empfang nahm, „hõ!" erwiderte. Hatte er sie, meistens ohne abzusetzen, geleert, so gab er sie mit einem „ãhã" dem Wirt zurück, und dieser quittierte mit „hõ!". Auch ich trank unglaubliche Quantitäten von dem braunen Zeug, das säuerlich prickelnd schmeckte, mit einer leichten Erinnerung an Weißbier.

Höchst unappetitlich wie sein Aussehen ist auch die Zubereitung dieses am ganzen oberen Rio Negro und seinen Nebenflüssen und in vielen anderen Gegenden des tropischen Südamerika so beliebten Getränkes. Stark angebrannte Mandiocafladen werden zerkleinert in einen Holztrog geworfen und mit frischem Wasser angesetzt. Um die Gärung zu beschleunigen, werden von den Weibern oder bei manchen Stämmen auch von den Männern Mandiocafladen gekaut und hinzugetan. Blätter eines gewissen Baumes, bisweilen auch Zuckerrohrsaft, liefern berauschende Ingredienzien. Das Ganze wird von den Weibern sorgfältig durchgeknetet. Der Trog wird darauf mit frischen Bananenblättern oder mit Matten dicht verdeckt und steht in der warmen Maloka neben dem Herdfeuer, das die ganze Nacht hindurch unterhalten wird. Am nächsten Tage

kann das Gebräu als süßliches, harmloses Payaurú[42]) getrunken werden. Eigentliches Kaschirí[42]) wird es erst nach zweitägiger Gärung und enthält dann genug Alkohol, um sich darin einen tüchtigen Rausch zu holen. Die braune, breiartige Masse wird zu diesem Zweck von der Frau, die, abgesehen von dem Kauen, das Monopol der Kaschirí-Bereitung hat, durch ein großes Korbsieb gepreßt, das auf einem dreieckigen Holzgestell ruht (Abb. 25). Die immer noch dicke Brühe läuft in den darunterstehenden Topf, aus dem sie die Gastgeberin oder ihr Gatte mit der Kalabasse kredenzt. Bisweilen wird die frisch angesetzte Masse in dem Holztroge oder einem größeren Topfe oder auch nur in Bananenblätter ge-



Abb. 25. Kaschirí-Bereitung. Rio Aiarý.

wickelt wochenlang aufbewahrt, um bei Gelegenheit, mit Wasser durchgesiebt, ihre Verwendung zu finden. Die fest verschlossenen Töpfe sind häufig mit einem Netz von Schlingpflanzen umflochten, damit sie durch die Gärung nicht zersprengt werden (Abb. 26). Außer der Mandioca werden auch Cará[43]), süße Bataten,[44]) Mais und verschiedene Palmfrüchte zur Kaschirí-Bereitung verwendet. Besonders die goldgelben Früchte der Pupunha-Palme liefern ein sehr schmackhaftes Getränk.

Das Kaschirí in Cururú-cuára war sehr nachlässig durchgepreßt. Man

---

[42]) Namen in der Lingoa geral.

[43]) Dioscorea.

[44]) Batatas edulis.

mußte es beim Trinken noch einmal durch die Zähne sieben und spuckte dann den im Munde zurückbleibenden Satz ungeniert zu Boden. Die schmierigen Hände wischte man an den Hauspfosten ab, die deutliche Spuren häufiger Benutzung zeigten.

Der Zauberarzt war wieder am meisten betrunken. Ich benutzte die günstige Gelegenheit und handelte ihm einen großen Teil seines Zauberapparates ab. Es war verschiedener fremder Import darunter. Zwei fein geflochtene, zylindrische Körbchen von ganz anderem Typus als dem hier gebräuchlichen stammten vom Norden her, wahrscheinlich von Stämmen des Inírida oder Guaviare (Abb. 27); ebenso eine Halskette mit zwei riesigen Zähnen des großen Alligators, der in den Gewässern des Içána nicht vorkommt, dagegen im Orinoco und seinen Nebenflüssen um so häufiger ist (Abb. 28). Diesen Zähnen werden bei vielen Stämmen Südamerikas gewisse magische Kräfte zugeschrieben. Auch zwei Stückchen durchsichtigen Harzes gehörten zu seinem Handwerkszeug. Er rieb sie zwischen den Händen und ließ mich daran riechen, ebenso wie er es bei seinen Krankenkuren machte. Mit einem großen Bergkristall, der auch von weit her sein sollte, tat er noch wichtiger und wollte ihn um keinen Preis hergeben. Ich hatte den Stein schon halb und halb erworben, da verschwand er wieder auf geheimnisvolle Weise. Nachher, als mein Freund wieder nüchtern geworden war, tat ihm der ganze Handel leid, und er wollte ihn rückgängig machen. Doch es war zu spät.

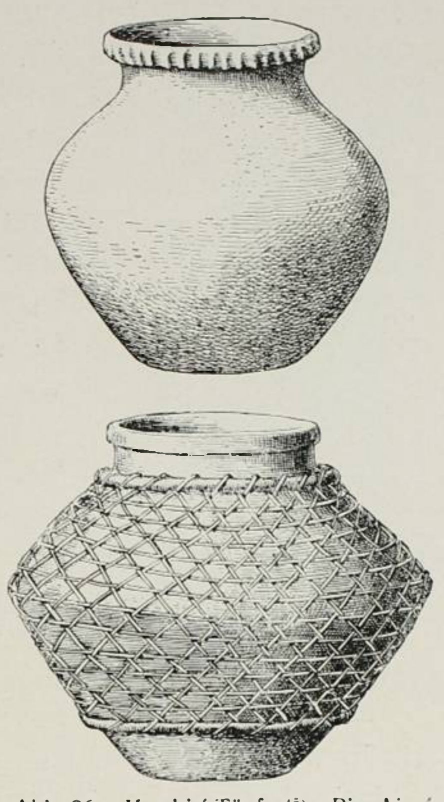


Abb. 26. Kaschirí-Töpfe.[45]) Rio Aiarý. ca. $^{1}/_{12}$ nat. Größe.

Gegen Mittag kam Tuschaua Mandú von der Arbeit; endlich einer, mit dem man vernünftig reden konnte. Er war ein Mann in den besten Jahren mit ernstem, vertrauenerweckendem Gesicht und offenbar sehr intelligent (Abb. 29). Sein Portugiesisch war zwar nicht hervorragend, genügte aber neben der Lingoa geral, die er gut beherrschte, zur Verständigung. Er versprach mir sofort, ein größeres Boot und Leute zur Weiterfahrt zu besorgen und mir überhaupt in

[45]) Nach Skizzen des Verfassers.

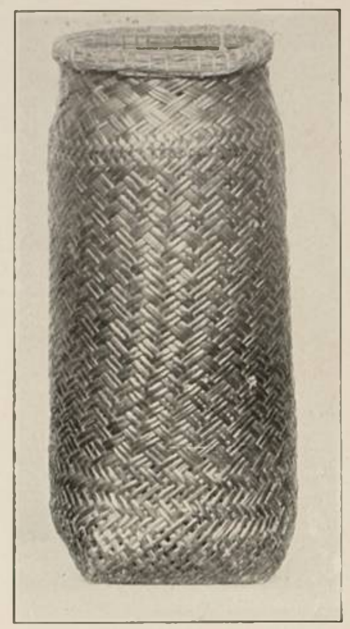


Abb. 27. Körbchen für Geräte des Zauberarztes. $^1/_6$ nat. Größe.

allen Stücken behilflich zu sein. Mandú hatte sich in seiner Jugend längere Zeit in den Ansiedlungen der Weißen am Rio Negro aufgehalten und war sich daher seines feineren Tones wohl bewußt. Außerdem hatte Antonio, der selbst vor mir einen gewaltigen Respekt hatte, mich ihm als eine hochoffizielle Persönlichkeit hingestellt, die im Auftrage des Governadors in Manáos, des „primeiro tuxaua" (obersten Häuptlings) reiste, von dessen Existenz Mandú eine dunkle Ahnung hatte.

Mandú entstammte, wie er selbst mir mit Stolz erzählte, einer uralten Häuptlingsfamilie und betrachtete sich als den Oberhäuptling über alle Bewohner des Aiarý. Vor alter Zeit seien seine Vorfahren vom oberen Içána zum Aiarý gekommen und hätten die Huhúteni, die damals noch unstet durch die Wälder streiften, unterworfen und seßhaft gemacht. Diese vergaßen allmählich ihr eigenes, „sehr häßliches" Idiom und nahmen dafür die wohlklingende Sprache der Sieger an; doch sind ihre grobknochigen Gesichter mit den stark vortretenden Jochbeinen, dem breiten Mund, der engen Augenspalte und den etwas schief gestellten Augen noch heute sofort von den fein geschnittenen, fast europäischen Zügen der Siusí zu unterscheiden. Mandú bezeichnete sich und seine zwei Brüder als reinblütige Oalíperi-dákeni, wie sich die Siusí-tapuyo in ihrer eigenen Sprache nennen. Die übrige Bevölkerung des Aiarý ist ein Gemisch aus verschiedenen Stämmen, da auch Ehen mit Weibern vom nahen Caiarý-Uaupés, besonders mit den benachbarten Uanána, nicht zu den Seltenheiten gehören.

Die Häuptlingswürde ist erblich und geht vom Vater auf den Sohn über, aber mit dem oft recht weiten Umwege über die Brüder des Vaters. Mandús Vater, ein harmloser Greis, lebte noch in Cururú-cuára (Abb. 30). Er hatte seinerzeit zugunsten seines erstgeborenen Sohnes, eines älteren Bruders Mandús, freiwillig sein Amt niedergelegt, da er die Regierungsgeschäfte nicht mehr besorgen konnte, wie mir Mandú



Abb. 28. Gehänge aus Alligatorzähnen. $^3/_4$ nat. Größe.

mit etwas anderen Worten erklärte. Als der älteste Sohn nach einiger Zeit starb, wurde Mandú Tuschaua, obwohl jener einen erwachsenen Sohn hinterlassen hatte. Stirbt auch Mandú, so folgen ihm seine beiden Brüder im Amte, immer dem Alter nach, und erst nach des jüngsten Bruders Tode kann der Sohn des ältesten Bruders Häuptling werden.

Die Machtbefugnisse eines solchen Häuptlings sind gering und beschränken sich gewöhnlich auf die Dorfgemeinschaft, der er angehört und als Ältester vorsteht. Er hat hauptsächlich eine repräsentative Stellung, empfängt die Fremden und leitet die Verhandlungen mit ihnen als Vertreter des ganzen Dorfes, dessen Wünsche er vermittelt. Bei allen Beratungen innerhalb der Dorfgemeinschaft, zu denen er Versammlungen einberufen kann, führt er den Vorsitz. Zu allen Angelegenheiten, die das ganze Dorf betreffen, gemeinsamen Jagdzügen, Fischfang, Bau der Maloka, Fehden mit anderen Stämmen, die aber jetzt kaum mehr vorkommen, kann er seine Leute zusammenkommen lassen und jedem einzelnen seinen Platz anweisen. Von Zeit zu Zeit läßt er das Haus ausbessern, den Dorfplatz reinigen und die Wege in stand setzen. Bei Tanzfesten präsidiert er als Vortänzer und Tanzordner. Verläßt er das Dorf für längere Zeit, so übergibt er seinem ältesten Bruder die Vertretung seines Amtes in einer längeren, monotonen, häufig von Klagezeremonien unterbrochenen Abschiedsrede, wie ich mehrmals beobachten konnte. Bei Streitigkeiten unter den Dorfgenossen, die höchst selten sind, schlichtet der Tuschaua mit ermahnenden Worten: „Das ist nicht gut, laßt den Lärm!" Strafen kann er nicht. Die Herrschaft über die anderen Stämme des Aiarý, Huhúteni und Káua-tapuyo, ist heutzutage fast nur noch nominell, doch wurde Mandú in allen Dörfern, die ich später mit ihm besuchte, als Häuptling empfangen und respektiert. Man könnte dieses Häuptlingssystem in seinen Befugnissen noch am besten mit dem Amte unserer Dorfschulzen vergleichen; der Gemeinderat hier ist dort die Gemeinschaft der verheirateten Männer.

Das größere der beiden Sippenhäuser in Cururú-cuára (Abb. 31) wurde von Tuschaua Mandú, seinen beiden Brüdern Gregorio und Chico, dem Zauberarzt und einem gewissen Ignacio mit ihren Familien bewohnt. Das andere Haus gehörte dem verheirateten Sohn des verstorbenen Häuptlings. Der Besitzer der kleinen Baracke, die uns zur Wohnung angewiesen worden war, ein junger Siusí mit Frau und drei kleinen Kindern, war zu ihm gezogen. Im ganzen mochte die Bevölkerung etwa 40 Seelen betragen. Alle übrigen Dörfer am Aiarý bestehen nur aus e i n e m großen Gemeindehaus, der Maloka.

Die Maloka liegt immer auf hohen, der jährlichen Überschwemmung nicht ausgesetzten Uferstellen, in unmittelbarer Nähe eines Nebenbaches, der fruchtbaren Boden für die ausgedehnten Pflanzungen einer jeden einzelnen Familie

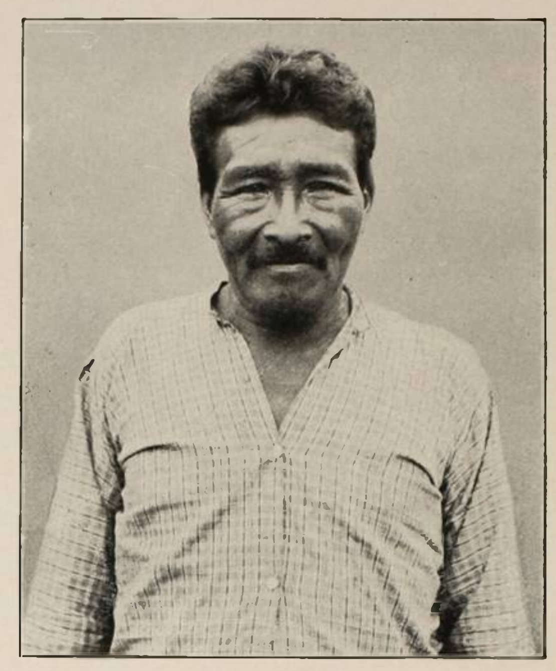



Abb. 29. Mandú, Oberhäuptling der Siusí. Rio Aiarý.

und gesundes Trinkwasser gewährt. Vor dem Hause, dessen Front stets nach dem Fluß hin gerichtet ist, erstreckt sich ein weiter freier Platz, der unvergleichlich viel sauberer gehalten wird als die Höfe unserer größeren Bauerngüter. Häufig liegt hier ein Baumstamm, auf dem sich die Männer in der kühleren Abendzeit zu einem Plauderstündchen niederlassen. Der Dorfplatz ist umrahmt von einem kleinen Hain breitblätteriger Bananen und hoher Pupunhapalmen, deren Früchte von den Frauen zu allen möglichen Delikatessen verarbeitet werden. Die Palme gehört zu den wichtigsten Nutzpflanzen des Indianers, der sie mittels Schößlinge fortpflanzt, da der steinharte Samenkern die Fortpflanzung nicht mehr ermöglicht, ja bisweilen gänzlich verschwunden ist, was auf eine jahrhundertelange Kultur schließen läßt.

Hinter dem Hause trennt nur ein schmaler Streifen gerodeten Landes, bisweilen auch eine Mandioca-, Mais- oder Zuckerrohrpflanzung die menschliche Wohnstätte von dem ewigen Urwalde.

Die Bewohner einer solchen Maloka gehören meistens im weiteren Sinne *einer* Familie an; häufig ist es nur ein älteres Paar mit seinen erwachsenen Söhnen und ihren Familien. Da aber die Frau *nie* aus dem eigenen Stamm genommen wird, so trifft man gewöhnlich unter den Weibern einer Maloka Angehörige mehrerer Stämme mit verschiedenen Sprachen. Der Familienälteste ist in diesem Falle zugleich der Orts- oder Gemeindevorsteher.

Die Konstruktion dieser Malokas bleibt sich überall, abgesehen von Unterschieden in den Größenverhältnissen, gleich und ist die folgende: Der Grundriß ist oblong bis quadratisch. Sechs Hauptstrebepfeiler, zu je zwei oben durch einen Querbalken verbunden, tragen das allmählich ansteigende, hohe Dach, das fast bis zur Erde herabreicht und durch das Gitterwerk der langen Dachsparren gebildet wird. Von der Mitte eines jeden Querbalkens aus geht ein Vertikalpfosten in die Höhe, auf dessen häufig gabelförmigem oberem Ende der Dachfirst ruht, der außerdem noch von mehreren, gewöhnlich vier, kurzen Horizontalbalken gestützt wird. Zwei Reihen von je fünf oder sechs kleineren Strebepfeilern stehen näher den sehr niedrigen Seitenwänden. Die gleich hohen Strebepfeiler werden untereinander und mit den Dachsparren durch je einen Horizontalbalken verbunden. An der Frontseite steht das Dach weit über und bietet dadurch einen gewissen Schutz vor dem Regen (Abb. 32).

Der Längsraum in der Mitte des Hauses bleibt als Durchgang und Verkehrsraum, als Festsaal und Tanzplatz frei. In den Seitenräumen befinden sich die Wohnstätten der einzelnen Familien, die meistens durch niedrige Mattenwände voneinander getrennt sind. Mannigfache Hausgeräte liegen hier umher; braune Palmfaserhängematten ziehen sich von Pfosten zu Pfosten; kohlende Holzkloben, zwischen einigen Steinen sternförmig zusammengelegt, bilden den häuslichen Herd, dessen Feuer selten erlischt. Ein allen Bewohnern der Maloka gemeinsamer Herd mit großer runder Tonplatte dient zur Herstellung der Mandiocafladen und zum Rösten des Mandiocamehls, der Hauptnahrung der Indianer. Bisweilen fehlt auch nicht die primitive hölzerne Zuckerrohrpresse des brasilianischen Ansiedlers. An den beiden kaum einen Meter hohen Seitenwänden laufen gewöhnlich mannshohe Gerüste aus Paxiúbalatten entlang, wo Körbe und anderer Hausrat untergebracht werden. Andere Körbe, für den Handel bestimmt, hängen hoch im Giebel des Hauses. In der Bekleidung des Daches, die aus mehreren schindelartigen Lagen von den Fächerblättern der Caraná-Palme besteht, stecken die wohl geglätteten, nicht sehr langen Bogen und

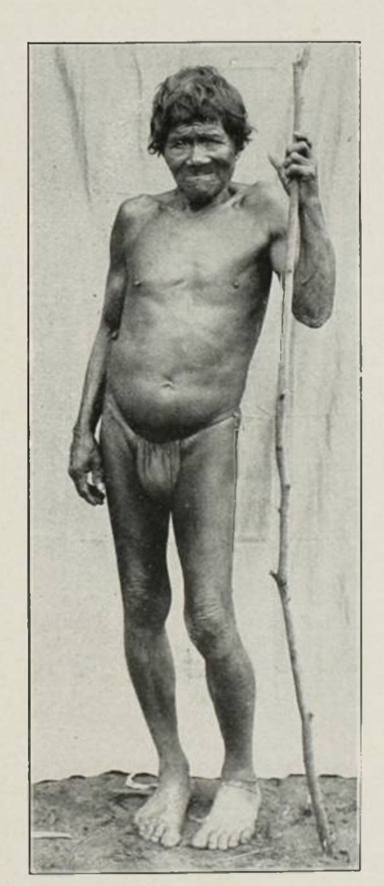


Abb. 30. Mandús Vater, früherer Oberhäuptling der Siusí.

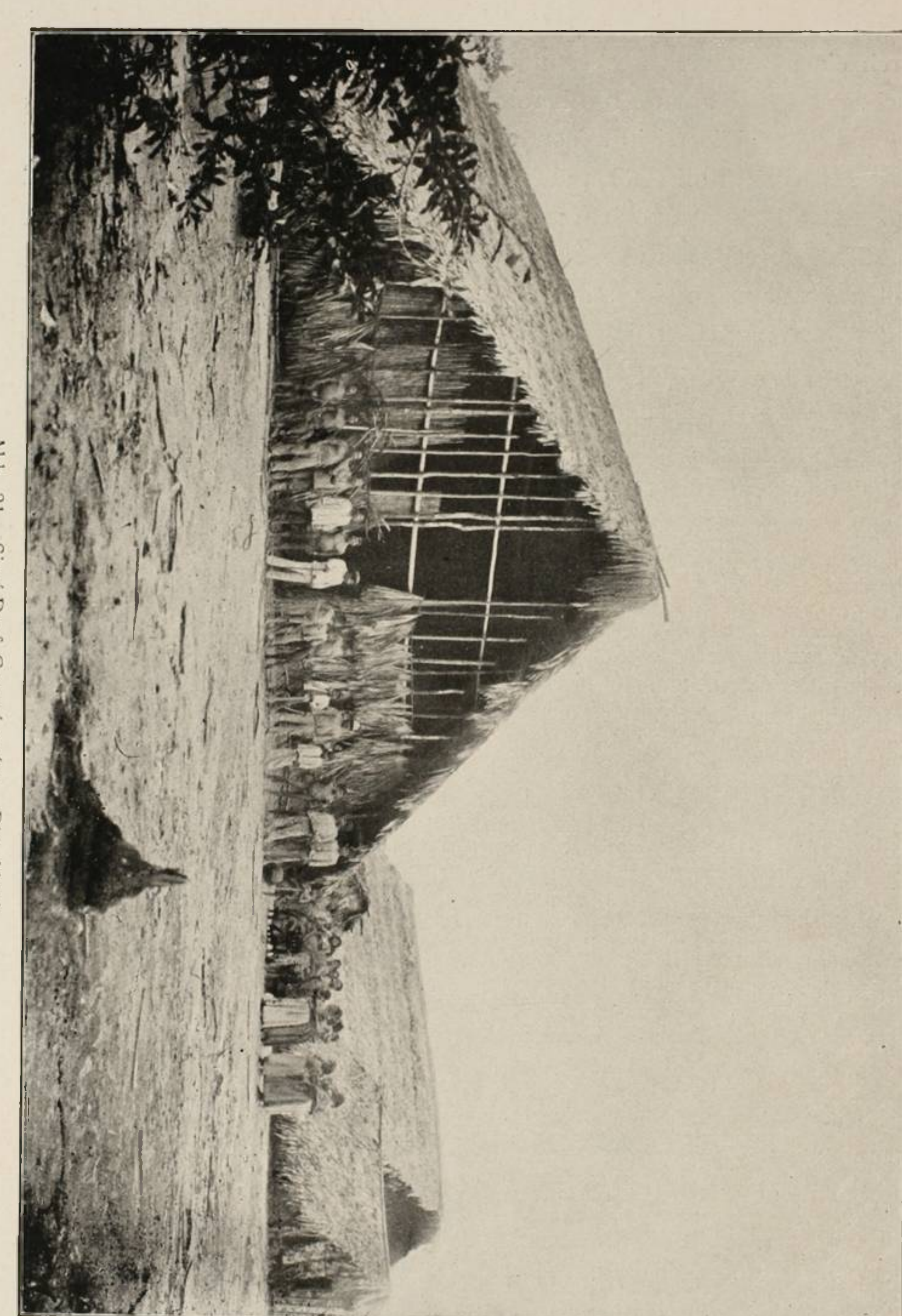


Abb. 31. Siusí-Dorf Cururú-cuára. Rio Aiarý.

ungefiederten Pfeile, die häufig schon europäische Eisenspitzen mit Widerhaken, bei den wenig berührten Stämmen aber noch Spitzen aus den harten Knochen des Barrigudoaffen (Lagothrix olivaceus) tragen und neben großen und kleinen Handnetzen zum Fischfang verwendet werden. Bündel längerer, ebenfalls ungefiederter Rohrpfeile mit vergifteten Holzspitzen, die außer wenigen Feuerwaffen zur Jagd auf größeres Wild dienen, lehnen an der hinteren Giebelwand; daneben mächtige Blasrohre, die Hauptjagdwaffe dieser Indianer, in deren Handhabung schon die Knaben eine große Gewandtheit zeigen. Von einem Gerüst hängen zierlich geflochtene Köcher herab, die die todbringenden Giftpfeilchen bergen (Abb. 33).

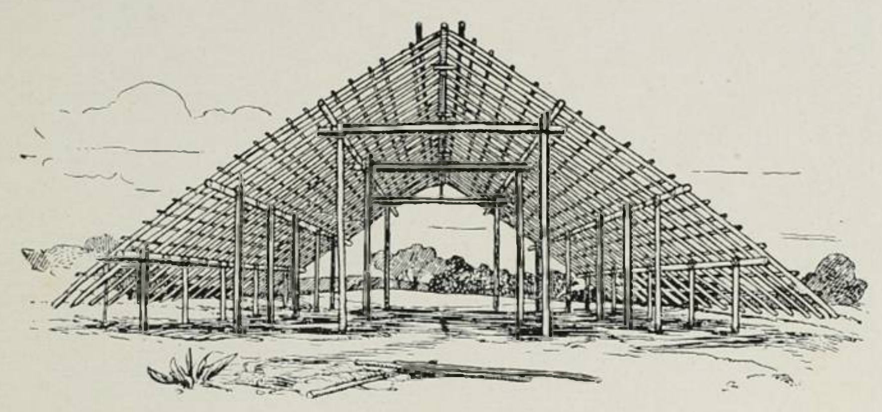


Abb. 32. Konstruktion der Maloka. Rio Aiarý.

Der Eingang und der ihm gerade gegenüber liegende Ausgang des Hauses sind hoch und breit. Den Verschluß bildet eine Art Falltür, die von oben nach unten klappt und während der Nacht geschlossen bleibt. Sie besteht aus zwei aufeinander gepaßten und durch Sipó miteinander verbundenen Gittern aus Paxiúbalatten, zwischen die eine dichte Blätterfüllung gelegt ist. Bei Tagesanbruch wird die Tür aufgeklappt und an einem vom Giebel herabhängenden Strick oder einer Liane, die unten in eine Schlinge ausläuft, befestigt.

Gestelle aus rechtwinklig sich kreuzenden Stangen bilden die Grundlage für die niedrigen Seitenwände und die beiden Giebelwände. Sie werden außen mit mehreren Schichten Caranáblätter bedeckt, auf die Paxiúbalatten horizontal gelegt und mit aller Kraft angedrückt werden. Das Ganze wird mit Sipó fest zusammengebunden, so daß eine wasserdichte Decke entsteht. Auch jedes Palmblatt der Dachbekleidung wird sorgfältig mit Sipó an den Horizontalsparren befestigt. Bisweilen sind die Giebelwände mit großen Matten aus den herrlichen

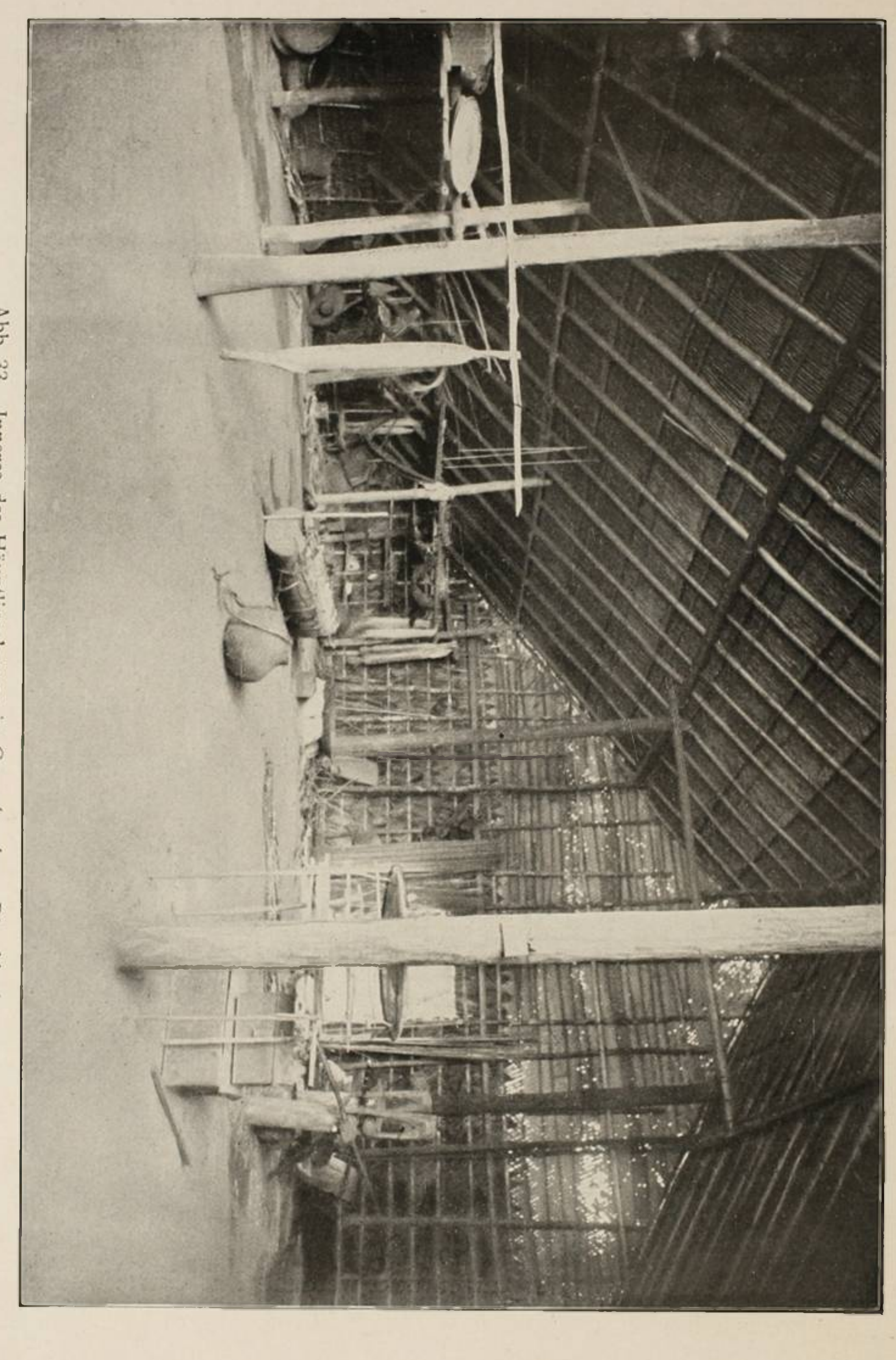


Abb. 33. Inneres des Häuptlingshauses in Cururú-cuára. Rio Aiarý.

Wedeln der Inayápalme bedeckt, deren Fiedern einmaschig miteinander verflochten sind (Abb. 23 und 49).

Bei vielen Malokas ist die Frontseite bis über Mannshöhe mit aufrechtstehenden, auseinander gebreiteten Rindenstücken belegt.

Ein Rauchfang fehlt; der Rauch entweicht durch die lockere Palmstrohbekleidung des oberen Teiles der beiden Giebelwände.

Jeder, auch der kleinste Teil des Hauses führt seinen besonderen Namen.

Dem ganzen Bau, der Wind und Wetter erfolgreich Trotz bietet, obwohl die aus mächtigen Baumstämmen hergestellten, wohlgeglätteten, zylindrischen Pfosten und Querbalken ohne alle Beschläge und Nägel nur durch Bänder von Schlingpflanzen zusammengehalten werden, kann man die gebührende Bewunderung nicht versagen.

Das Innere der Maloka wird meistens sauber gehalten. Der festgestampfte Boden wird von den Bewohnern, denen Reinlichkeit eine Hauptlebensbedingung ist, öfters gefegt. In der Regel überläßt man dieses schmutzige Geschäft, wie viele andere unangenehme Sachen, den alten Weibern, die sich ihrer Arbeit mit Liebe und Vehemenz hingeben. Leider wirbelt ihr großer Reiserbesen Wolken von Staub auf, denn sie kehren trocken und sprengen erst nachher. Der Kehricht aus dem Hause wird am Rande des Dorfplatzes in den Wald geschüttet, wo er sich häufig zu einem niedrigen Wall anhäuft. Zu gewissen Geschäften geht der Indianer weit in den Wald hinein, wodurch er sich auch vorteilhaft vor unseren Bauern auszeichnet.

Die Malokas zeigen häufig ansehnliche Dimensionen. So war das Häuptlingshaus in Cururú-cuára 18,60 m lang, 16,80 m breit und 7 m hoch. Die Höhe der Seitenwände betrug 1 m; das Gerüst zum Aufbewahren von Hausgerät war 1,80 m hoch und 2 m breit. Das andere Haus war nur wenig kleiner.

Der Bau der Maloka bleibt allein den Männern überlassen, wie ich in Cururú-cuára beobachtete. Jeder von ihnen übernimmt nach den Anweisungen des Häuptlings einen bestimmten Teil der Arbeit. Bei Arbeiten in größerer Höhe vom Erdboden bedient man sich einer primitiven Leiter, zwei dünner Baumstämme, die durch einen horizontalen Stamm miteinander verbunden sind.

Die Zahl der Bewohner ist sehr verschieden und schwankt zwischen 10 und an 100 Seelen, die in diesem einen großen Raum einträchtig beisammen leben. Monatelang habe ich in einzelnen dieser Malokas gewohnt, aber nie hörte ich unter normalen Verhältnissen Zank und Streit, und der hohen Sittlichkeit dieser Leute kann ich nur das beste Zeugnis ausstellen.



Abb. 34. Káua-Frau, von der Pflanzung heimkehrend. Rio Aiarý.

Das Leben in einem dieser großen Gemeindehäuser spielt sich an gewöhnlichen Tagen mit idyllischer Gleichmäßigkeit ab. Schon lange vor Tagesanbruch sind die Bewohner wach und unterhalten sich von Hängematte zu Hängematte quer durch die ganze Maloka hin mit rücksichtsloser Stimme, oft zu meinem Verdruß, wenn ich noch bis in die Nacht hinein gearbeitet hatte, denn an Schlaf war bei dem Geschnatter nicht mehr zu denken. Beim ersten Morgengrauen, gegen 5 Uhr, gehen alle zum Baden im nahen Flusse. Bald rufen die Frauen zum ersten Frühstück. Eine jede setzt in einem großen Tontopf die aufgewärmten Reste des gestrigen Mahls, zerkochtes und stark gepfeffertes Fischgericht oder Wildbret, und eine flache Korbwanne mit Mandiocafladen in die Mitte des Hauses. Nun verlassen auch die Männer die Hängematte, die sie nach dem Bade wieder aufgesucht hatten, hocken sich in einem Kreis um die Genüsse herum und erheben die Hände zu dem lecker bereiteten Mahle. Nach dem Essen spült sich jeder mit frischem Wasser den Mund aus und wäscht sich die Hände, um den Nachtisch in Empfang zu nehmen. Große Kalabassen gehen reihum, gefüllt mit erfrischender und zugleich nahrhafter Mandiocabrühe. Nach den Männern essen die Weiber, wie es dort Sitte und Anstand gebieten. Dann geht alles seinen Beschäftigungen nach, die Männer auf Jagd und Fischfang, die Frauen zur Arbeit in den Pflanzungen, und friedliche Stille herrscht im ganzen Dorf. Nur einige Alte sind zurückgeblieben und schaukeln sich untätig in der Hängematte. Vom Hafen her ertönt von Zeit zu Zeit der gedämpfte Lärm einiger Kinder, die dort im Wasser herumplätschern, oder aus dem Gipfel eines Baumes am Waldesrande der heisere Schrei eines zahmen Papageis.

Steigt die Sonne höher, und wird die Hitze für die Arbeit im Freien unerträglich, so kehren die Frauen allmählich vom Felde zurück, gebückt daherkeuchend unter der schweren Last der mit Mandiocawurzeln wohlgefüllten, großen Tragkörbe, die ihnen an einem über die Stirn gelegten Bastband auf dem Rücken hängen (Abb. 34 und 35). Das kleinste Kind, das die sorgliche Pflege der Mutter noch nicht entbehren kann, reitet lose umschlungen auf ihrer Hüfte oder ruht

in der breiten Tragbinde aus rotem Bast schlummernd an der Brust der Mutter, die das zarte Köpfchen mit einem Bananenblatt oder einem kleinen Sieb vor den grellen Sonnenstrahlen schützt.

Sofort nach ihrer Heimkehr gehen die fleißigen Frauen an die Verarbeitung der mitgebrachten Vorräte. Bald kommen auch die Männer zurück mit der Beute, die ihnen die fischreichen Gewässer gewähren. Die Fische werden von den Frauen mit viel Pfeffer zum Abendbrot gekocht, das gegen 6 Uhr stattfindet. Die Szenen vom Morgen wiederholen sich. Dann sitzt man noch ein Weilchen bei einer Zigarette zusammen und erzählt sich Jagderlebnisse und andere Geschichten. Kurz nach Sonnenuntergang sucht die ganze Bürgerschaft ihre Lagerstätten auf.

Die Industrie war in Cururú-cuára sehr gering. Nur die wenigen Weiber, die vom Içána stammten, verstanden es, hübsch bemalte Töpfe und Schalen und Mandioca-Reibebretter zu verfertigen. Obgleich ich sofort bei meiner Ankunft derartige Sachen bestellt hatte, fiel es doch niemand ein, mehr davon herzustellen, als sie gerade für den Hausgebrauch nötig hatten. Die Leute waren überhaupt keine Freunde von überflüssiger Arbeit. Die Männer gingen lieber auf die Jagd oder zechten Kaschirí, und die jungen Burschen konnte ich nur mit allen möglichen Versprechungen dazu bringen, mir einige schön gemusterte Körbe zu flechten.

Die Bretter zum Reiben der Mandiocawurzeln sind mehr oder weniger rechteckig und tragen in die leicht konkave Oberfläche als Zähne eingelassen spitze Steinchen (Abb. 36). Ich photographierte die Schwester Mandús, eine freundliche, mir wohlgesinnte ältere Dame, als sie gerade mit der Herstellung eines solchen Reibebrettes beschäftigt war. Eine feine, mühselige Arbeit! Auf dem Brette waren schon dieselben hübschen Grecquemuster, wie sie die Weiber

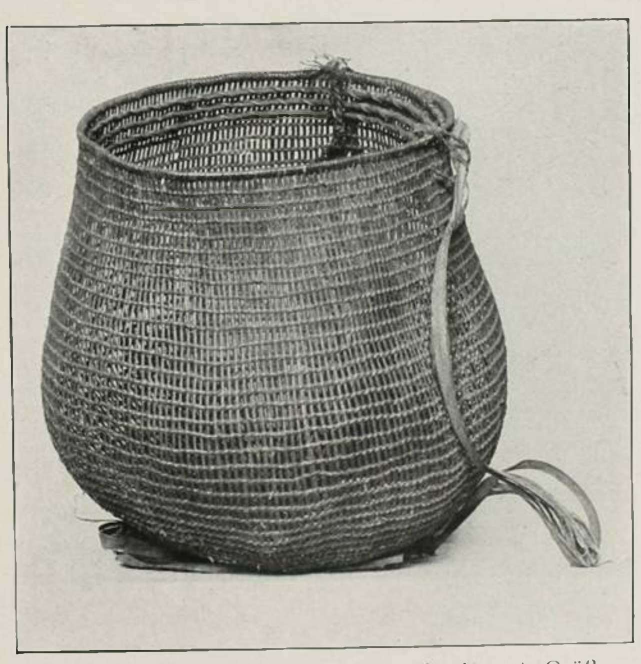
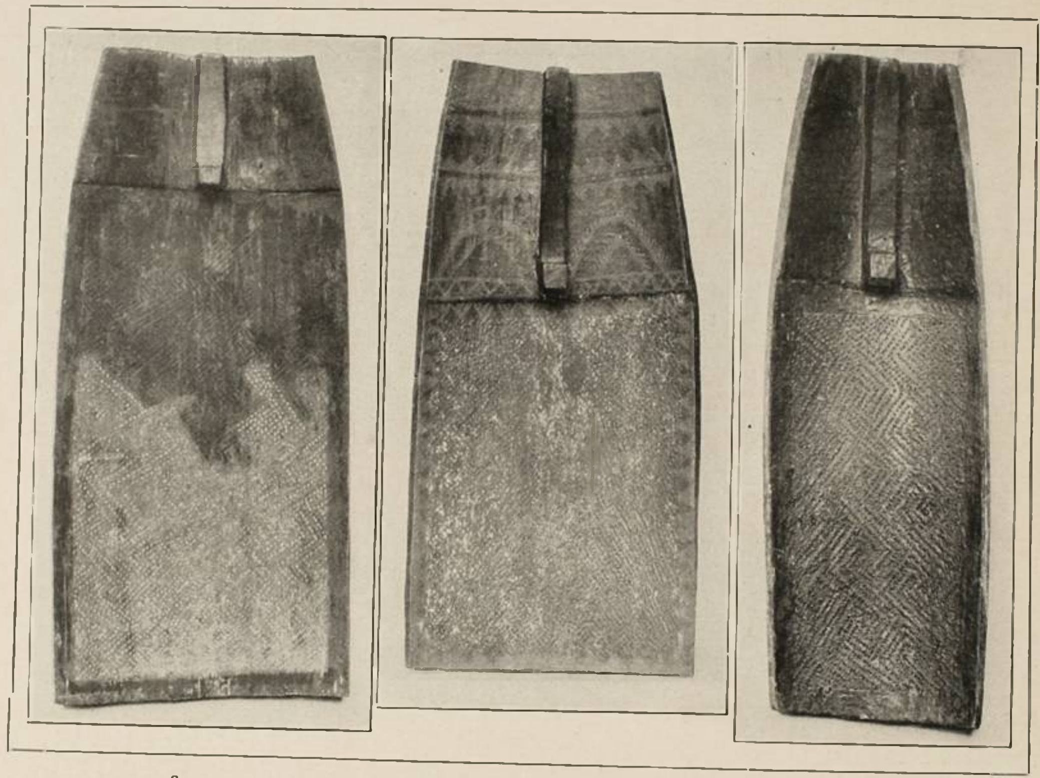


Abb. 35. Frauen-Tragkorb. Rio Aiarý. 1/6 nat. Größe.

auf die Töpfe und Schalen malen, vorgeritzt. Von einem Granitsteine, der neben ihr lag, schlug die Frau kleine Splitter ab, die sie mit einem großen Eisennagel sehr kunstgerecht winzig und spitz zuhieb und dann in gleichen Abständen in das vorgeritzte Muster und die vorgestochenen Löcher eintrieb (Abb. 37). Die fertige Oberfläche wird schwarz angestrichen und mit Wachs eingerieben, der Rand mit gelben und roten Mustern bemalt. Diese Reibebretter werden nur von Içánaweibern, besonders Karútana und Katapolítani, gemacht und finden durch die regen Handelsbeziehungen der Stämme dieser Gebiete eine weite Verbreitung bis zum Rio Tiquié,



a b c
Abb. 36. Mandioca-Reibebretter. (a unfertige Arbeit.) $^1/_{10}$ nat. Größe. Rio Aiarý.

dem südlichsten Nebenflusse des Caiarý, und darüber hinaus bis an die Zuflüsse des Yapurá. Die Steine zu den Reibebrettern, Granit oder Quarzit, stammen von der Cachoeira von Tunuhý oder aus den Cachoeiragebieten des oberen Içána und Aiarý.

Beim Mandiocareiben sitzt die Frau am Boden und hält das Brett auf dem Schoße (Abb. 38). Im Takte der Arbeit stößt sie den Atem ruckweise zischend durch die Zähne und zieht die Luft wieder schnaufend ein.

Auch in der Verfertigung der bemalten Töpfe und Schalen sind die Içánaweiber Meisterinnen, während ähnliche Erzeugnisse der anderen Stämme z. B.

der Huhúteni und Káua-tapuyo, damit verglichen Pfuscherarbeit darstellen. Die schönsten gemusterten Körbe und Blasrohrköcher kommen vom Cuiarý. Am Aiarý traf ich als Köcher vorwiegend kunstlos geflochtene Behälter, die mit Pech überstrichen waren. Die feinere Ware war meistens Import. Die Bewohner des Aiarý verfertigen hauptsächlich Kanus. Wir passierten bei der Aufwärtsfahrt mehrere Werften.

Die Leute von Cururú-cuára zeigten geringe Handelslust. Kaum brachte mir jemand etwas freiwillig zum Verkauf. Fast alles mußte ich mir in den Häusern zusammenstöbern. In einer dunklen Ecke fand ich zu meiner großen Freude auf einem Gerüst ganz verstaubt zwei herrliche Tanzmaskenanzüge, die bis auf wenige Mängel wohlerhalten waren. Die Körper waren aus weißem Bast gearbeitet und mit bunten Mustern bemalt; Ärmel aus rotem Bast staken in den Armlöchern; lange, gelbe Baststreifen hingen von den Ärmeln und den Maskenkörpern herab. Die eine Maske stellte den Schmetterling, m a k á l u,[46]) die andere eine Spannerraupe, á k o r o,[46]) dar, wie mir Mandú erklärte (Tafel II). Sie stammten von den Káua-tapuyo, die flußaufwärts einige große Malokas bewohnten. Dort sollten noch mehrere solcher Maskenanzüge zu finden sein. Ich beschloß, sofort nach Schmidts Ankunft den Aiarý soweit wie möglich aufwärts zu befahren, um diese interessante ethnographische Entdeckung weiter zu verfolgen.

In demselben Hause fand ich an einem der Hauptpfosten ein Bündel Tanzstäbe, u á n a,[47]) hängen, hohle Zylinder aus Ambaúva-Holz,[48]) die mit eingebrannten und aufgemalten Mustern verziert waren und geschnitzte Handgriffe hatten. Die Tänzer stoßen mit diesen Stäben im Takte auf den Boden. Der verschiedene Durchmesser der Zylinder bewirkt die Verschiedenheit der Töne (Abb. 39).

Eines Tages kamen die Jäger mit einem Tapir zurück. Gregorio, Mandús Bruder, hatte ihn mit seiner

Abb. 37. Siusí-Frau, ein Reibebrett verfertigend. Rio Aiarý.

[46]) Im Siusí.
[47]) Im Siusí.
[48]) Cecropia concolor W.



Abb. 38. Káua-Mädchen, Mandioca reibend.

alten Donnerbüchse, die zum Teil mit Faserschnüren zusammengebunden war, geschossen. Unter dem Jubel der ganzen Bevölkerung ward er unten am Hafen im Flusse ausgeworfen und zerlegt. Es war ein mächtiges Tier. Der Tuschaua nahm die Verteilung vor und sandte auch Stücke an die benachbarten Malokas. Wir erhielten für etwas Pulver ein gutes Rippenstück. In beiden Häusern wurden große Roste errichtet, um das Fleisch darauf über langsamem Feuer zu braten und zu konservieren. Ein Teil der Beute wurde sofort von den Weibern gekocht und in dem Häuptlingshause verzehrt. Meine Leute wurden dazu eingeladen, bekamen aber getrennt von den übrigen gedeckt. Inmitten des Hauses hockte der Tuschaua mit dem männlichen Teile der Bevölkerung um einige Töpfe und Schüsseln. Jeder langte mit den Fingern in den einen Topf, holte ein Stück Fleisch heraus, tauchte es in einen anderen Topf mit starker Pfefferbrühe, darauf in Farinha und verspeiste es. Ein Schluck Fleischbrühe aus einer Schale, die reihum ging, spülte alles hinunter. Der Zauberarzt saß merkwürdigerweise ganz allein, abgesondert von den übrigen und holte sich nur von Zeit zu Zeit zu seinem Beiju einen Brocken Fleisch aus dem Topfe meiner Leute.

Nachdem die Männer gespeist hatten, gruppierten sich die Weiber um die Töpfe und aßen, was die Männer übriggelassen hatten; doch hatten sie wahrscheinlich schon beim Kochen ihr Teil vorweg genommen, denn ihr Diner war unverhältnismäßig kurz.

In den nächsten Tagen kam viel Besuch. Man hätte meinen können, die Leute hätten den Braten gerochen. Mandú stellte sie mir alle vor und suchte möglichst viel Ehre mit mir einzulegen. Meine kleine Hütte war voll Menschen, die alles bewunderten, aber nichts entwendeten. Es herrschte ein unglaublicher Lärm unter diesem munteren Völkchen, das stets zu Lachen und Scherzen geneigt war. Selbst wenn sie sich bisweilen in harmlos anständiger Weise über mich lustig machten, konnte ich ihnen nicht böse sein; hielten sie doch alles, was ich tat, und was sie nicht verstanden, für arg verrückt. Ich ließ alle meine Künste spielen. Am meisten Interesse und lauten Jubel bei jung und alt erregte ein Buch mit großen, bunten Bildern von Tieren der Alten und Neuen Welt. Ich erklärte Mandú die Bilder auf portugiesisch und Lingoa geral,

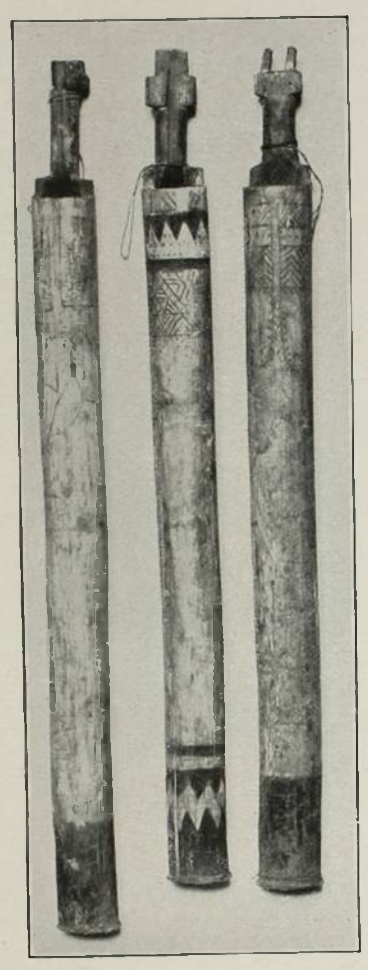


Abb. 39. Tanzstäbe der Káua.[50]) Rio Aiarý. $^{1}/_{10}$ nat. Größe.

so gut ich es konnte, und er übersetzte es seinen Stammesgenossen ins Siusí. Jede Tierpfote, jede Kralle wurde eingehend besprochen, jeder fremde Namen von allen Anwesenden im Chorus wiederholt. Besondere Freude rief das Nilpferd hervor mit seinem häßlichen Gesicht und seinem komischen Namen „Hippopótamo", ebenso das Nashorn und die großen Affen Orang-Utan und Gorilla. Waren wir mit dem Bilderbuche fertig, so hieß es: „Zeige die große „mukáua",[49]) zeige die kleine „mukáua", blase die Trompete!" Mandú kommandierte, und ich gehorchte. Ich erklärte ihnen meine Jagdflinte mit den großen, schweren Schrotpatronen, gab vor dem Hause unter dem Kreischen der Weiber rasch nacheinander sechs Schüsse mit dem Revolver ab; ich blies auf dem Jagdhörnchen, zeigte ihnen die Uhr, die „ticke-tacke" Tag und Nacht wacht, und endlich das kleine Metermaß, das von selbst in sein Haus schnurrt. Ich demonstrierte ihnen sogar die photographische Kamera und fand merkwürdig rasches Verständnis dafür. Bald erkannten sie das umgekehrte Bild auf der Mattscheibe. Besonders Mandú war gar nicht mehr unter dem schwarzen Tuch wegzubringen und äußerte eine kindliche Freude, wenn er einen Hund oder die Jungen auf der Mattscheibe vorüberlaufen sah. Beim Photographieren leistete er mir als Assistent vortreffliche Dienste, holte die Leute zur Aufnahme herbei und brachte sie mit einigen energischen Worten und freundschaftlichen Püffen in die richtige Stellung. Auch abends, wenn ich die Platten unter dem schwarzen Zelte entwickelte, hatte ich immer ein dankbares Publikum, das sich während meiner geheimnisvollen Arbeit nur flüsternd zu unterhalten wagte. Jede fertige Platte, die ich herausbrachte, wurde gebührend bewundert und belacht, und das Negativbild meistens sofort identifiziert.

Trotz ihrer Begeisterung für alle diese unerhörten Neuheiten benahmen sich die Indianer weit gesitteter als unsere Großstädter bei ähnlichen Gelegen-

[49]) mukáua = Feuerwaffe, in der Lingoa geral.

[50]) Originale im Field Museum of Natural History in Chicago, Sammlung Koch-Grünberg.

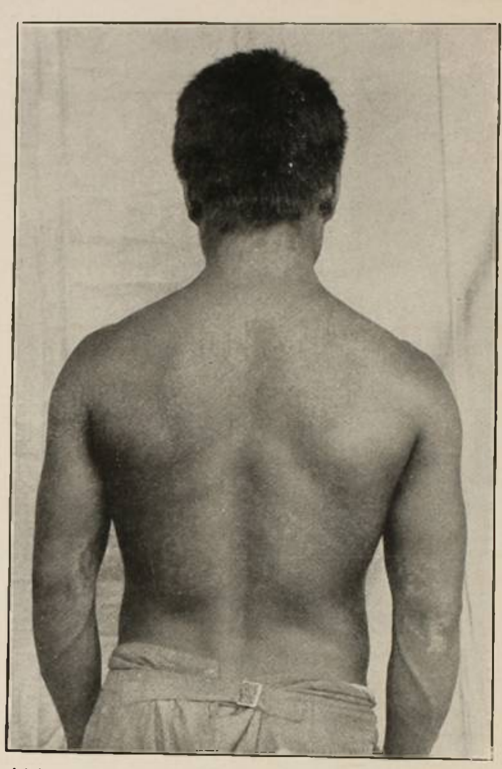


Abb. 40. Káua mit beginnender Purupurú-Krankheit. Rio Aiarý.

heiten. Kein Stoßen und Drängeln fand statt; kein häßlicher Zank um den besseren Platz störte die Gemütlichkeit. Alles verlief nach einer gewissen Ordnung und Regel. Die Gegenstände gingen von Hand zu Hand und kehrten stets auf demselben Wege zu mir zurück. Selbst wenn der erste Empfänger inzwischen beiseite gegangen war, lief man ihm nach und überreichte ihm den Gegenstand, damit er ihn wieder in meine Hände legte.

Auch bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten und den gastlichen Bewirtungen in einer fremden Maloka fiel mir diese Eintracht angenehm auf. Nie habe ich auf meinen späteren Reisen das Gegenteil beobachtet. Jeden Leckerbissen, den ich meinen Ruderern gab, teilten sie brüderlich miteinander.

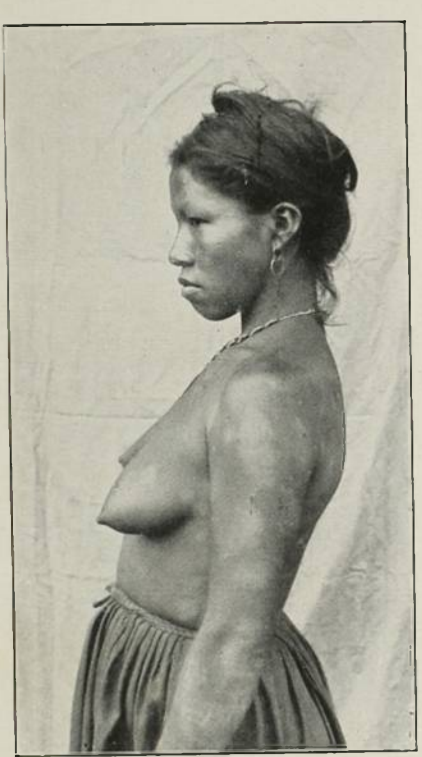
Beim Zuschauen oder Zuhören lehnten sich diese Indianer gern eng aneinander, indem der eine den Arm um den Hals des anderen legte, oder sie hockten zu drei oder vier dicht hintereinander, die Arme um den Hals des Vordermannes geschlungen.

Schon die kleinen Jungen von 5 bis 6 Jahren trugen die Schambinde. Bei einigen hatte die straff angezogene Hüftschnur Narben hervorgerufen. Die Schamhaare wurden von den Männern nicht entfernt; doch zogen sie sich die spärlichen Barthaare von Zeit zu Zeit mit Hilfe kleiner Spiegel aus. Schon die Kinder hatten durchschnittlich schlechte Zähne, was wohl dem vielen Genuß der Mandioca zuzuschreiben ist, deren Reste zwischen den Zähnen stecken bleiben, dort in Gärung übergehen und den Schmelz zerstören.

Die kleinen Kinder Mandús hatten braune Haare, die rötlich glänzten, wenn sie von der Sonne beleuchtet wurden; eine auffallende Erscheinung, die ich schon bei einem jungen Ipéka-Indianer beobachtet hatte, der uns von Tunuhý bis zur Mündung des Aiarý begleitete.

Auch in Cururú-cuára waren einige Leute mit Purupurú behaftet. Der ganze Körper war mit schwarzen und weißen Flecken bedeckt, die besonders

an Händen und Füßen auftraten. Ob die weißen Flecke das Anfangsstadium der Krankheit darstellen, oder ob man, wie die Indianer behaupten, zwei Arten zu unterscheiden hat, eine weiße und eine schwarze Purupurú, wozu nach einigen noch eine rote Purupurú käme, darüber kann ich keine bestimmte Auskunft geben, da der Ursprung und das Wesen der Krankheit, die über einen großen Teil Südamerikas verbreitet ist, noch sehr im Dunkel liegt. Jedenfalls traf ich bei jungen Leuten, bei denen die Krankheit noch im Entstehen begriffen war, nur weißliche Flecke mit zackigem Rande (Abb. 40). Diese vergrößern sich allmählich, fließen ineinander und sondern einen Schorf ab, der, unter die Speisen gemischt, die Krankheit übertragen soll. Der Zauberarzt und seine Frau waren an



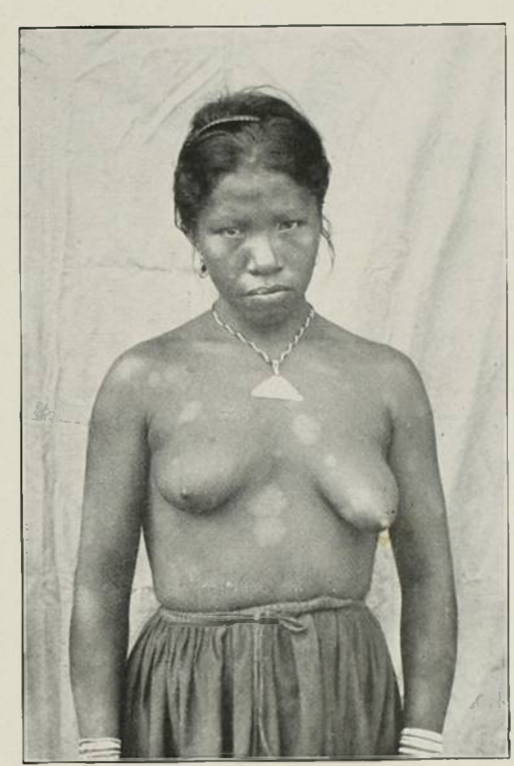


Abb. 41. Siusí-Frau mit Purupurú-Krankheit. Rio Aiarý.

manchen Körperstellen schwarz wie Mohren, an anderen heller als ich. Die schwarzen Stellen fühlen sich hart und rauh an, die weißen sind glatt und etwas runzelig und haben das Aussehen von Brandnarben (Abb. 41). Eine Frau brachte mir ihren Sohn, einen Jungen von etwa 12 Jahren, zur Kur. Er hatte von dieser ekelhaften Krankheit förmliche Geschwüre am Körper. Die Purupurú scheint erblich zu sein, jedoch erst von einem gewissen Alter an aufzutreten. Der Zauberarzt hatte drei reizende, wohlgebildete und anscheinend völlig gesunde Kinderchen. Auf das sonstige Wohlbefinden soll die Purupurú keinen Einfluß haben.

Ein Heilmittel kennen die Indianer nicht. Sie sehen die Ursache dieser Krankheit, die wohl der Örtlichkeit und der Lebensweise zuzuschreiben ist, in dem Genuß gewisser Fische, z. B. des Pirarára. Es ist nicht unmöglich, daß dies letztere einen gewissen Anteil an der Entstehung der Purupurú hat, da das Fett dieses Fisches eine besondere Kraft zu haben scheint, das Pigment zu ändern. Dem zahmen roten Arára reißen die Indianer die grünlichen Federn an den Ansätzen der Flügel aus und bestreichen die Wunden mit dem Fett des Pirarára oder einer gewissen Kröte. Die neuen Federn werden herrlich orangegelb und behalten diese Farbe für immer, auch wenn sie später mehrmals wechseln, da sie von Zeit zu Zeit ausgerupft werden, um beim Tanzschmuck Verwendung zu finden.

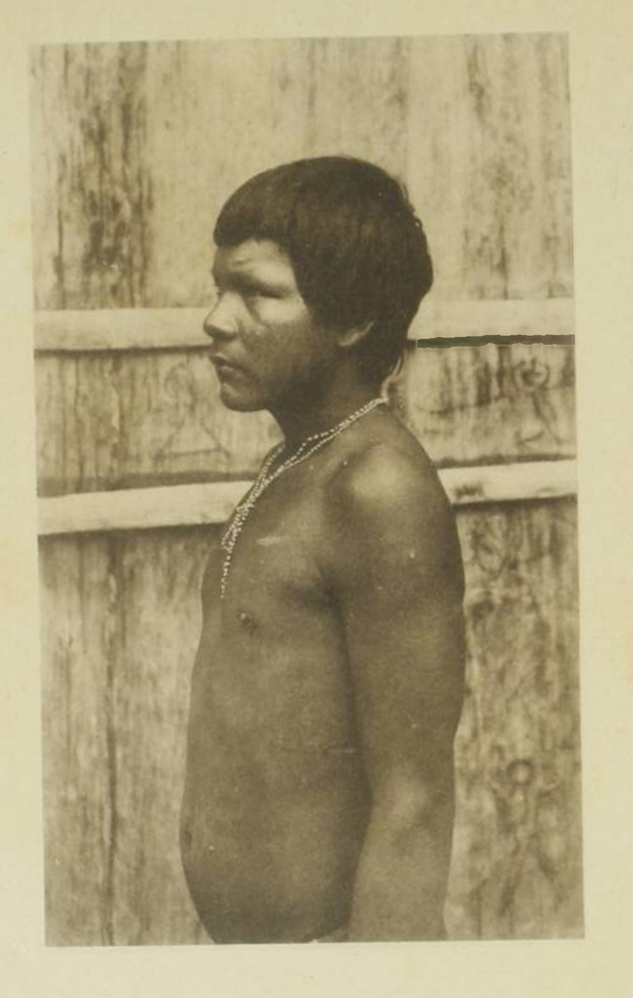
Augenleiden waren häufig bei den kleinen Kindern, die auf der Erde im Staub und in der Asche des Herdfeuers umherkrabbeln. Die Eltern konsultierten mich öfters als Augenarzt. Ich gab ihnen aus meiner Reiseapotheke „Dr. Romershausens Augenwasser", das mir bei einer heftigen Augenentzündung nach der Regennacht an der Mündung des Aiarý gute Dienste getan hatte. Antonio hatte den Indianern, wie von allem, so auch von diesem wundertätigen „Remedio" berichtet.

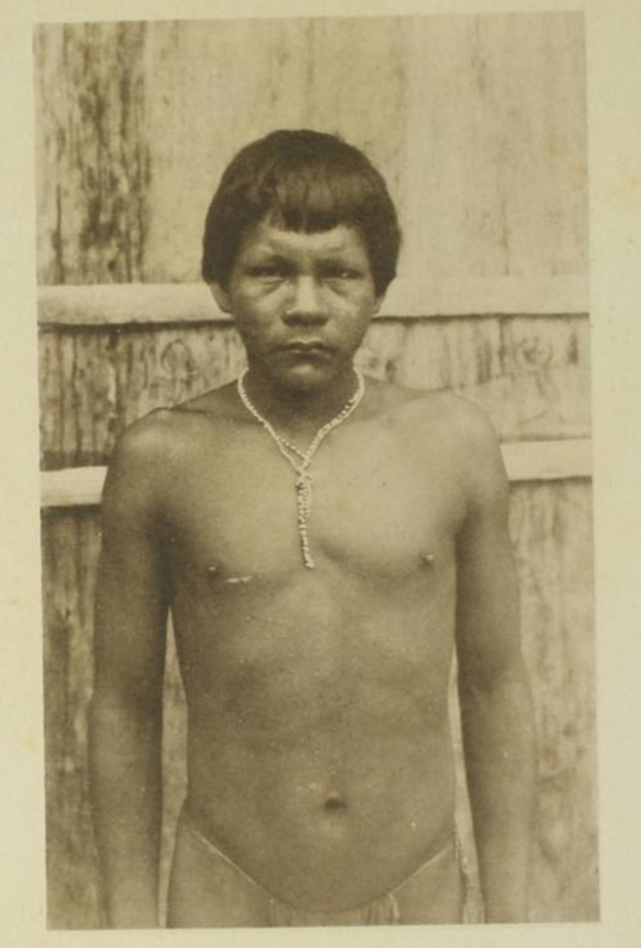
Auch der Häuptling nahm gern meine ärztliche Hilfe in Anspruch. Einmal hatte er eine geschwollene Backe und Zahnweh, das andere Mal starkes Herzklopfen und allgemeinen Katzenjammer vom vielen Kaschirítrinken. Als Universalheilmittel erhielt er einen Angosturabittern, was ihm jedenfalls nichts schadete, aber seine Leiden anscheinend nicht hob, denn er kam immer wieder.

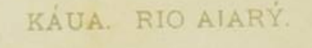
Einen komischen Zwischenfall erlebte ich eines Tages mit meinem biederen Inspektor Antonio. Ich hatte mir in unserer elenden Bude ein tüchtiges Loch in den Kopf gestoßen, das stark blutete. Auf meine Anweisung hin wusch Mandú die Wunde aus und bestreute sie mit Jodoform. Im Scherz streute ich Antonio etwas von dem scharfriechenden Pulver auf die Hand. Er bekam plötzlich große Angst, rannte eilends in den Wald hinein und ward eine Zeitlang nicht gesehen. Bei seiner Rückkehr erzählte er mir, „das Gift habe ihm furchtbare „kaká"[51]) verursacht". Als Entgelt für diesen Schabernack besprengte ich meine drei Kerle mit Patschuli, so daß sie dufteten wie ein Parfümerieladen. Sofort bat sich Antonio, der fromme Christ, ein Fläschchen davon aus, um sich am Fest seines Schutzpatrons damit zu salben.

---

[51]) kakã, in der Lingoa geral: Diarrhöe; kakã piránga = rote D. = Blutdysenterie.







KÁUA. RIO AIARÝ.

KOCH-GRÜNBERG, ZWEI JAHRE UNTER DEN INDIANERN.

VERLEGT BEI ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN.

VII. Kapitel.

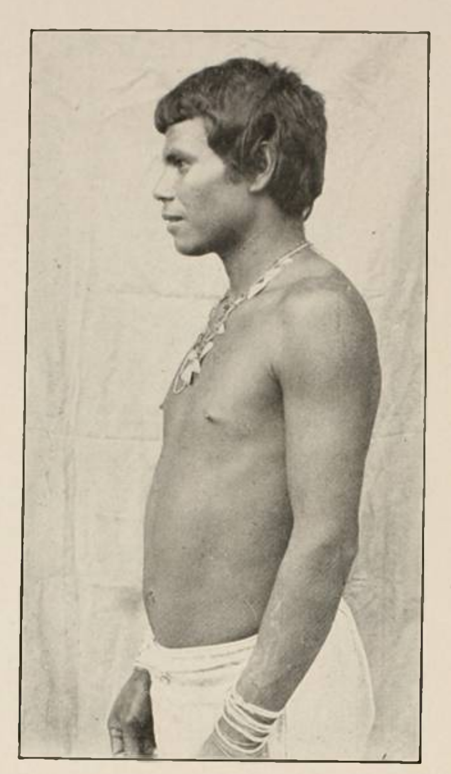
Tanzfest in Ätiaru und die letzten Tage in Cururú-cuára.

Ankunft Schmidts. Tanz mit Yapurutú-Flöten. Rundtänze. Kredenzen des Kaschirí. Magnetische Heilbehandlung. Auslohnung unserer Katapolítani. Gemütliches Leben in Cururú-cuára. „Kariuatínga". Sandflöhe. Zwangloser Herrenbierabend. Blasrohrpantomime.

Am 26. Oktober kam Schmidt an. Er hatte unterwegs eine Siusífamilie getroffen, die auf der Heimreise nach Cururú-cuára begriffen war und einen Teil der Last in ihr Boot genommen hatte. Nachmittags fuhren wir mit der ganzen Bewohnerschaft und zahlreichen Gästen aus der Umgegend, darunter Uanána vom Caiarý-Uaupés, zu einem Tanzfest nach Ätiaru, der nächsten Huhúteni-Maloka flußabwärts, die von den Siusí auch Halikúliaru genannt wurde. An zweihundert Menschen, von den ältesten Leuten bis zu den kleinsten Kindern, mochten hier versammelt sein. Alle hatten sich zur Feier des Tages den ganzen Körper mit dem blauschwarzen Saft der Genipapofrucht[52]) bemalt und das Gesicht mit feinen, roten Mustern verziert. Viele, besonders die Leute vom Caiarý, trugen reichen Silberschmuck um den Hals, teils einfache Münzen, teils dreieckige glatte Stücke, die durch Klopfen und Schleifen aus Silbermünzen hergestellt und wegen ihrer Gestalt von den Siusí makálu = Schmetterling genannt werden (Abb. 42).

Bei Sonnenuntergang, gegen sechs Uhr, begannen die Tänze. Zwei Männer, bunte Federkronen (Abb. 43 und 44) auf dem Kopfe und Klappern aus Fruchtschalen um den rechten Fußknöchel gebunden, tanzten im raschen Marschschritt vor dem Festhause hin und her. Die eine Hand hatten sie auf der Schulter des Nebenmannes liegen, mit der anderen Hand hielten sie die großen Yapurutú, 1 bis $1^1/_2$ m lange Flöten aus dem Holz der Paxiúbapalme, denen sie eine einförmige, aber melodische Weise entlockten. Diese Flöten geben je nach ihrer Länge hellere oder dumpfere Töne von sich, die sich noch durch stärkeres oder leichteres Blasen variieren lassen. Jedes Paar ist aufeinander gestimmt. Bisweilen tragen sie am unteren Teil Schnitzmuster, die mit weißem Ton eingerieben sind,

[52]) Genipa brasiliensis Mart.



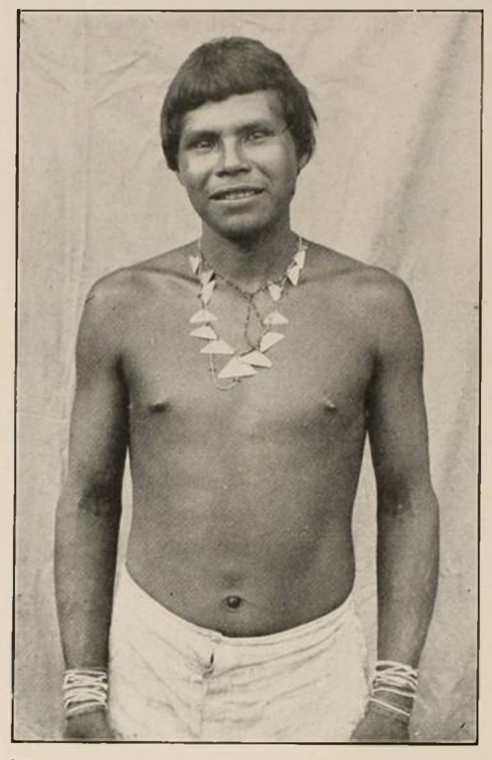


Abb. 42. Siusí mit Makálu-Silberschmuck. Rio Aiarý.

und Behänge aus weißen Curauáfasern[53]) (Abb. 45). Währenddessen saßen zwei andere Yapurutúbläser, ebenso geschmückt wie die beiden Tänzer, aber ohne Klappern, auf einem Baumstamm links vom Eingang des Hauses und begleiteten den Tanz mit ihren Instrumenten. So ging es etwa ein dutzendmal hin und her, dann traten die beiden Tänzer in das Haus ein und schritten auch hier noch einigemal im mittleren Längsraum auf und ab, jeden zweiten Schritt mit den Klappern akzentuierend. Zwei Weiber hatten sie in ihre Mitte genommen, indem sie mit dem freien Arm ihren Hals umschlangen. Eifrig trippelnd suchten die bemalten Schönen sich den weit ausgreifenden Schritten ihrer Tänzer anzupassen, deren Hüften sie umfaßt hielten. Mit einem anhaltenden Fortissimo der großen Flöten schloß diese Nummer. Die darauf folgende Pause wurde mit Musik ausgefüllt. Auf einer langen Bank im Haus saßen einige Jünglinge und bliesen kurze Akkorde in raschem Tempo auf Panflöten, die genau die Form der altgriechischen hatten (Abb. 46). Am Schluß sangen sie in eintöniger Weise: „ã-hā́-ā́-ā́!", stießen einen lauten Juchzer aus und pfiffen gellend durch die Zähne. Zwischendurch wurde Kaschirí gereicht.

[53]) Bromeliacea.

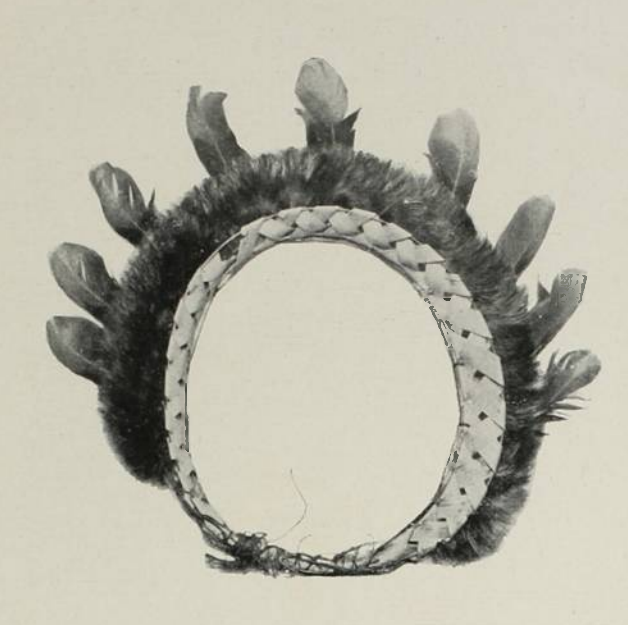




Abb. 43. Kopfreifen. Tanzschmuck. Rio Aiarý. $^{1}/_{4}$ nat. Größe.

Die fremden Gäste, Siusí und Uanána, blieben draußen auf dem großen freien Platz, wo schon Stöcke eingerammt, und Hängematten für Weiber und Kinder aufgehängt waren. Zahlreiche Feuerchen brannten daneben zum Schutz gegen die kühle Vollmondnacht. Im Hause tanzten die Káua des nahen Uirauasú-Igarapé, ein Alter mit 15 Jünglingen und Knaben, eine Runde. Zunächst stellten sie sich, der Alte als Vortänzer in der Mitte, in einer geraden Linie auf und schritten so mehrmals vor- und rückwärts. Dann gruppierten sie sich im Kreise hintereinander, indem sie die linke Hand auf die rechte Schulter des Vordermannes legten. In der rechten Hand hielten alle Teilnehmer die mit Ritzmustern verzierte und mit Federn behängte Kürbisrassel, die neben der Fußklapper dazu diente, das Aufstampfen des rechten Fußes zu begleiten und den strengen Rhythmus des Tanzes dadurch noch mehr hervorzuheben (Abb. 47). An den Enden der wenig offenen Runde hatten sich den Tänzern einige halbwüchsige Jungen angeschlossen, die zwar noch etwas regellos umhersprangen, aber ihre kleinen Rasseln schon tapfer im Takt schwangen und es den Älteren in allen Stücken gleichzutun suchten. Inzwischen

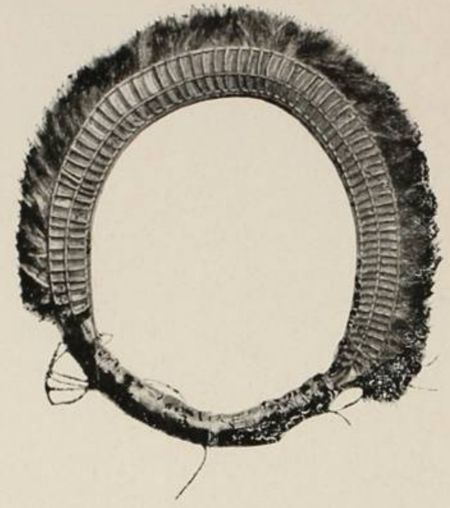


Abb. 44. Kopfreif. Tanzschmuck. Rio Aiarý. 1/4 nat. Größe.
(Der Strohreif ist in besonderer Weise aus Palmblattstreifen gefaltet; er stammt wahrscheinlich aus dem Orinocogebiet.)

hatten die Fremden eine Unmenge Ingá[54]), ihr Gastgeschenk, vor dem Eingang des Hauses in einem hohen Haufen aufgestapelt und eine Art Puppe aus bunten Lappen oben aufgepflanzt. Ein Mann stand daneben und entlockte während des ganzen Aktes einer Querflöte aus einem kurzen dicken Rohr mit einem Blasloch, die in der Sprache der Siusí b ó l i hieß, dumpfe Töne.

Ebenso nannten die Siusí eine Art Trompete aus Ambaúvaholz, die mit Brandmustern verziert war. Sie diente als Musikinstrument bei Festlichkeiten und als Signaltrompete auf der Reise (Abb. 48).

Die Tänzer, die Weiber und Mädchen zwischen sich genommen hatten, tanzten nun aus dem Hause heraus und einigemal um den Ingáhaufen herum. In endloser Wiederholung erscholl der rhythmische Gesang der Männer:

„píahá malíché
píahá malíché
huhení kukaí dzakalé uâ
huhení kukaí dzakalé uâ[55])
píahâ malíché
píahá malíché
píahá malíché
píahá malíché
ua píuhú yáyuhá
ua píuhú yáyuhá."

Dann kehrten sie wieder in das Haus zurück und tanzten noch einige Runden ohne Weiber. Schließlich stellten sie sich wie zu Anfang in einer Reihe auf, das Gesicht dem Kaschirítrog zugewendet, und riefen zweimal: „hé-hé-e-e-é!" Ein lauter Juchzer, ein gellender Pfiff durch die Zähne; das linke Bein wurde vorgesetzt, der Oberkörper zurückgeworfen; noch ein letztes starkes Rasseln mit den Kürbisrasseln, und die Tänzer gingen auseinander. Dieser Tanz und Gesang hieß m a k a p é t i. Der Vortänzer forderte jeden einzelnen dazu auf mit den Worten: „uaschá uarápa!" „laßt uns tanzen!"

Draußen hatten unterdessen die fremden Gäste den Ingáhaufen niedergerissen und die Puppe weggenommen. Einige Weiber trugen einen Teil der

[54]) Inga dulcis. Eine Leguminosenart mit langen Schoten. Die schwarzen, bohnenähnlichen Samen sind in eine weiße, schwammige Masse gebettet, die einen zuckersüßen Saft enthält, der von den Indianern sehr geschätzt wird.

[55]) d z a k a l é heißt im Siusí „Heimat". Die übrigen Wörter sind nicht zu deuten.

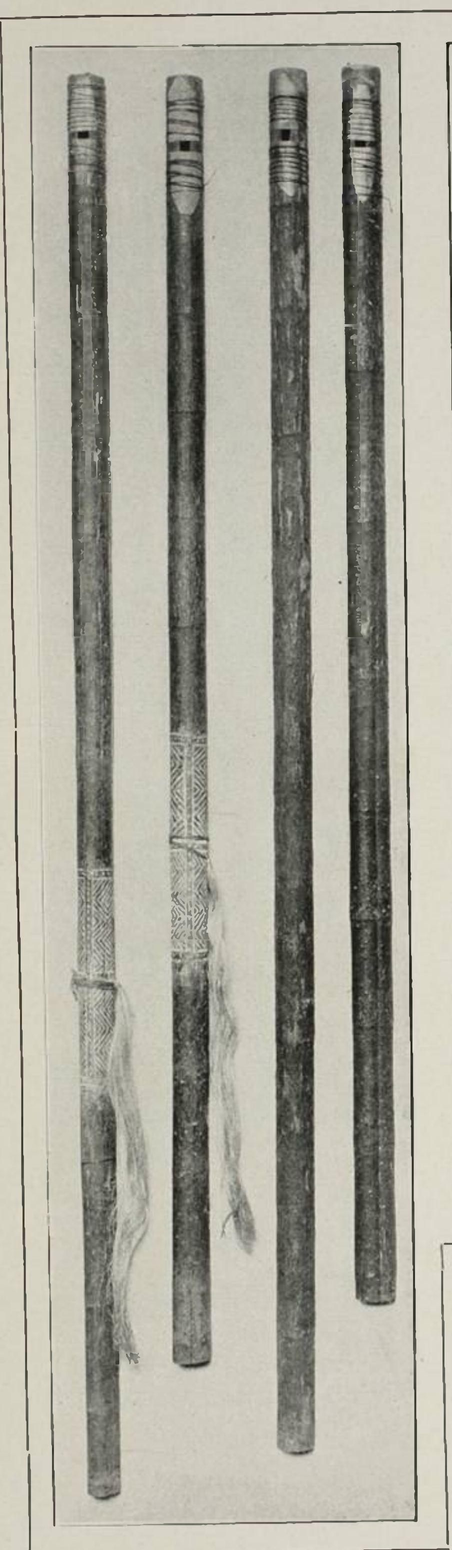

a b c d

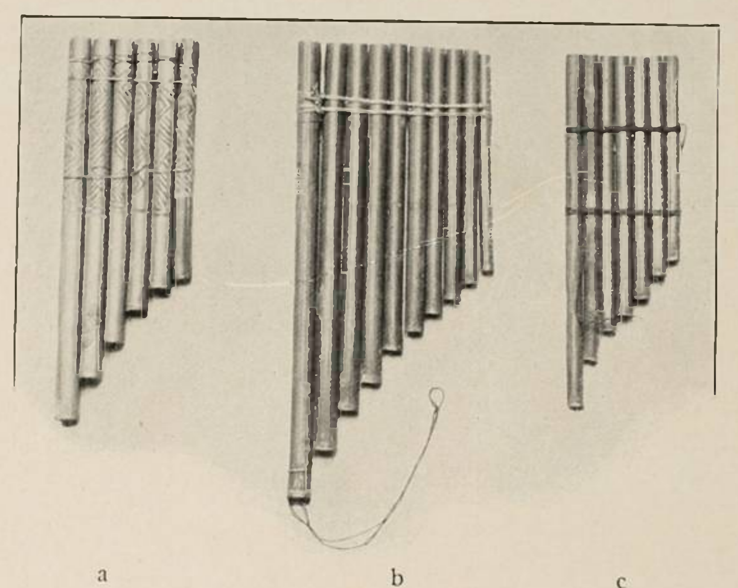
Abb. 45. Yapurutú-Flötenpfeifen der Káua und Siusí. Rio Aiarý. 1/9 nat. Gr.

Früchte in großen Tragkörben in das Haus, wo sie mit lautem Jubel empfangen wurden. Sie überbrachten die Gastgeschenke. Um den Rest der Ingá wurden wieder verschiedene Tänze aufgeführt, zunächst von zwei Yapurutúbläsern mit zwei Mädchen in der Mitte, wie am Anfang des Festes. Dann kamen vier Jünglinge, die zu zwei und zwei in raschem Tempo die Früchte umkreisten und mit anerkennenswerter Lungenkraft auf ihren Panflöten bliesen. Endlich tanzte Mandú mit seinen Leuten den uanéui, eine Runde, bei der die Tänzer seitlich hintereinander schritten. Die linke Hand ruhte auf der rechten Schulter des Vordermannes, die rechte Hand hielt die uána, den hohlgebrannten Stab aus Ambaúvaholz, mit dem sie taktmäßig auf den Boden stampften.

Auch an diesem Tanz nahmen nach einiger Zeit Weiber teil. Sie schritten etwas außerhalb des Kreises, da sie die rechte Hand auf die linke Schulter ihres Partners legten.

Einige führten Kinder an der freien Hand oder ließen die Kleinen auf der linken Hüfte reiten, andere trugen Säuglinge in der Bastbinde. Die Kinder schliefen zum Teil während des Tanzes trotz des Lärmes. Ein Weib schrie lange anhaltend in gellendem Tone als Begleitung zu dem feierlichen, getragenen Gesange der Männer:

„málihé-máli-é-málihé
málihé máli-é málihé
nunúyahá málie-hé
nunúyahá málie-hé."



a b c
Abb. 46. Panflöten der Siusí. Rio Aiarý. 1/3 nat. Größe.
(a mit Ritzmustern verziert.)

Nach jeder Tour liefen reichgeschmückte Jünglinge im Gänsemarsch mit eingeknickten Knien zu den durstigen Tänzern und kredenzten ihnen große Kalabassen voll Kaschirí, die sie aus dem Trog im Hause schöpften. Sie sangen dazu in aufmunterndem Tone: „tsā-ha-hā-ha-! tsā-ā-ā-!", worauf die anderen mit schallendem „hé-hé-hé-!" erwiderten. Allmählich wurde alle Ingá in das Haus getragen und unter lautem Beifallsgeschrei der Umsitzenden im Kreise der Tänzer niedergeworfen.

So ging es fort die ganze Nacht in stetem Wechsel der Tänze; ein unbeschreiblicher Lärm. Ich lag zusammengekrümmt in einer kurzen und schmalen Hängematte und ließ das Ganze auf mich wirken. Bisweilen kam einer und brachte mir die Kaschiríkalabasse oder bettelte mich um Tabak an, den ich doch selbst nicht mehr hatte. Viele waren schon stark betrunken, aber kein Streit fand statt. Alle waren von bestrickender Liebenswürdigkeit zueinander und gegen

mich, ein Herz und eine Seele. Den großen Raum erhellten nur wenige flackernde Feuerchen. Auf einem Gestell am Ausgang lagen etwas abwärts gerichtet, damit sie weiter brannten, einige Fackeln aus harzigem Holz, die der Hausherr von Zeit zu Zeit versorgte. Die Nebenräume waren voll von Hängematten, die kreuz und quer und mehrfach übereinander hingen. In einigen lagen Weiber mit Säuglingen, die bisweilen erwachten und mit lautem Zetergeschrei am allgemeinen Spektakel teilnahmen.

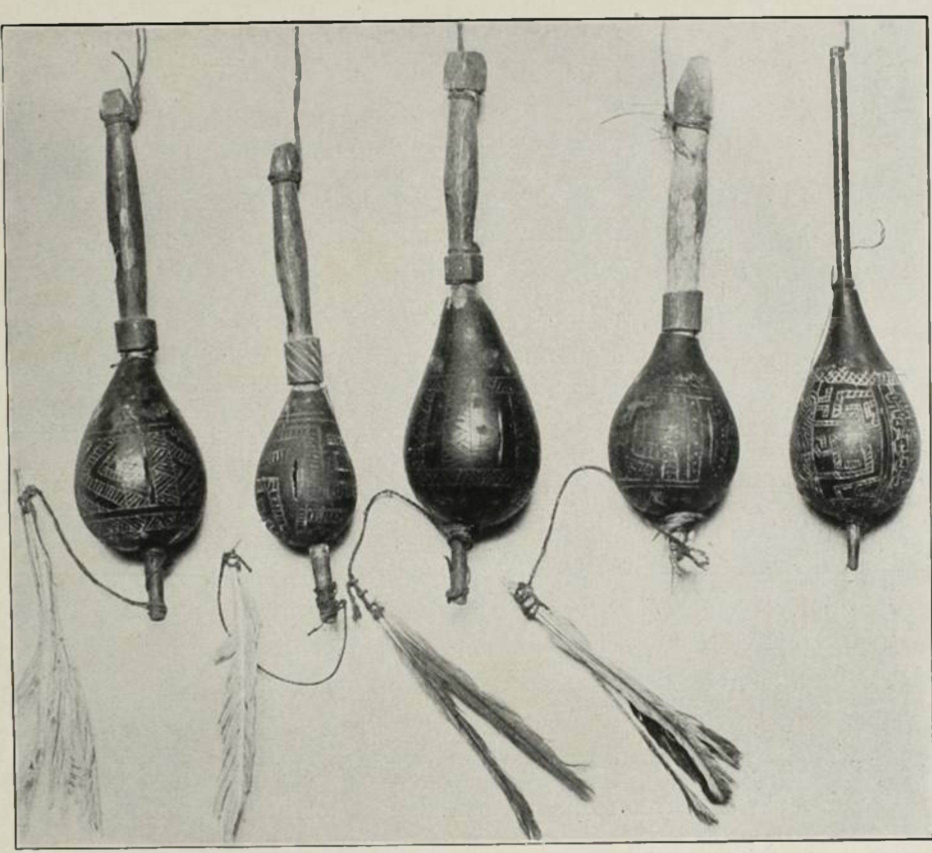


Abb. 47. Tanzrasseln der Siusí. Rio Aiarý. 1/4 nat. Größe.

In einer Ecke bekam ein junger Mann im Kaschirírausch Schreikrämpfe. Er wurde von einigen kräftigen Mädchen und dem Zauberarzt der Uanána, einem hübschen Kerl mit wildem Gesicht, am Boden festgehalten. Der Zauberarzt nahm die Kur vor. Mit einer Kürbisrassel in der linken Hand beständig rasselnd, hockte er vor dem Kranken nieder. Aus einer großen Zigarre in der rechten Hand nahm er von Zeit zu Zeit einige Züge und bepustete den ganzen Körper des Patienten mit Tabaksqualm, besonders den Kopf, den er zwischen beide Hände nahm. Dann strich er in langsamen, gleichmäßigen Strichen die Krankheitsmaterie von dem Leibe des Kranken ab und streute sie



Abb. 48. Trompete Bóli der Siusí. Rio Aiaiý. 1/5 nat. Größe.

hinter sich in die Luft, indem er kräftig dahinter her blies. Zwischendurch ließ er einen eintönigen Gesang hören. Der Kranke beruhigte sich zusehends und schlief schließlich ein; eine Art magnetischer Heilbehandlung. Trotz des unaufhörlichen Lärmes und der Kühle, die gegen Morgen eintrat, schliefen auch wir endlich. Vielleicht tat auch der reichliche Kaschirígenuß etwas dazu.

Am nächsten Tage fuhr ich mit meinen Leuten frühzeitig nach Cururú-cuára zurück, während die übrigen noch weiter feierten oder ihren Rausch ausschliefen. Erst am späten Abend kamen sie nach, einige besonders Trunkfeste sogar erst am anderen Morgen.

Unsere treuen Katapolítani entließen wir reich belohnt in die Heimat. Sie nahmen die Sammlung mit, die ich hier eingetauscht hatte, um sie ebenfalls im Hause Antonios in Tunuhý bis zu unserer Rückkehr aufzubewahren.

Wir lebten uns immer mehr ein in Cururú-cuára. Schmidt war infolge seines nie versiegenden Humors bald der Liebling des ganzen Dorfes, besonders der Kinder und jungen Leute (Abb. 49 und 50). Er spielte mit ihnen auf dem großen Dorfplatz „Haschen, Bockspringen" und andere schöne Spiele und hatte dabei bereitwillige und gelehrige Schüler. Nach Sonnenuntergang, wenn ich unter dem photographischen Dunkelkammerzelt schwitzte, veranstaltete Kariuatinga gewöhnlich große Vorstellung mit einzelnen Glanznummern, die er nicht oft genug wiederholen konnte. Er sang brasilianische und deutsche Lieder und gab sogar unter allgemeiner Anerkennung den „málihé"-Tanz und -Gesang zum besten, natürlich mit ganz unverstandenem Text, den er sich mit ähnlich klingenden brasilianischen Worten mundgerecht gemacht hatte. Wenn ich dann gar unter meinem schwarzen Zelt mitsang, kannte der Jubel unserer Zuhörer keine Grenzen. Es war sehr gemütlich vor unserem Hotel in Cururú-cuára!

Weniger angenehm waren die Sandflöhe (Pulex penetrans), von denen die Baracke wimmelte. Diese winzig kleinen Bestien nehmen besonders die Zehen als Angriffspunkte, wobei sie solche Stellen bevorzugen, die schon einmal angestochen sind. Unter leichtem Jucken bohren sich die Weibchen nach der Befruchtung in die Haut und erreichen dort in wenigen Tagen die Größe einer Erbse. Mit einem zugespitzten Stäbchen aus Palmholz muß man dann das ganze Tier vorsichtig entfernen, damit nicht Teile davon zurückbleiben und heftige Entzündungen hervorrufen. An manchen Tagen extrahierten wir uns auf diese Weise ein Dutzend solcher lästigen Parasiten.

Die Bewohner von Cururú-cuára boten alles auf, um uns den Aufenthalt behaglich zu machen. Gegen kleine Entgelte, Glasperlen, Angelhaken u. a., versorgten sie uns täglich mit Speise und Trank. Hühner europäischer Abkunft, die sie in großer Zahl hielten, verkauften sie uns anstandslos. Sie selbst essen weder Hühner noch Eier.

Das Kaschirí ging gar nicht aus. So waren wir am 30. Oktober zu einem „zwanglosen Herrenbierabend" im Hause des Thronfolgers eingeladen. Auf den langen, niedrigen, kunstlos aus einem Stück gearbeiteten Bänken, die in den Malokas am Aiarý zu beiden Seiten des Eingangs für die Gäste aufgestellt sind,

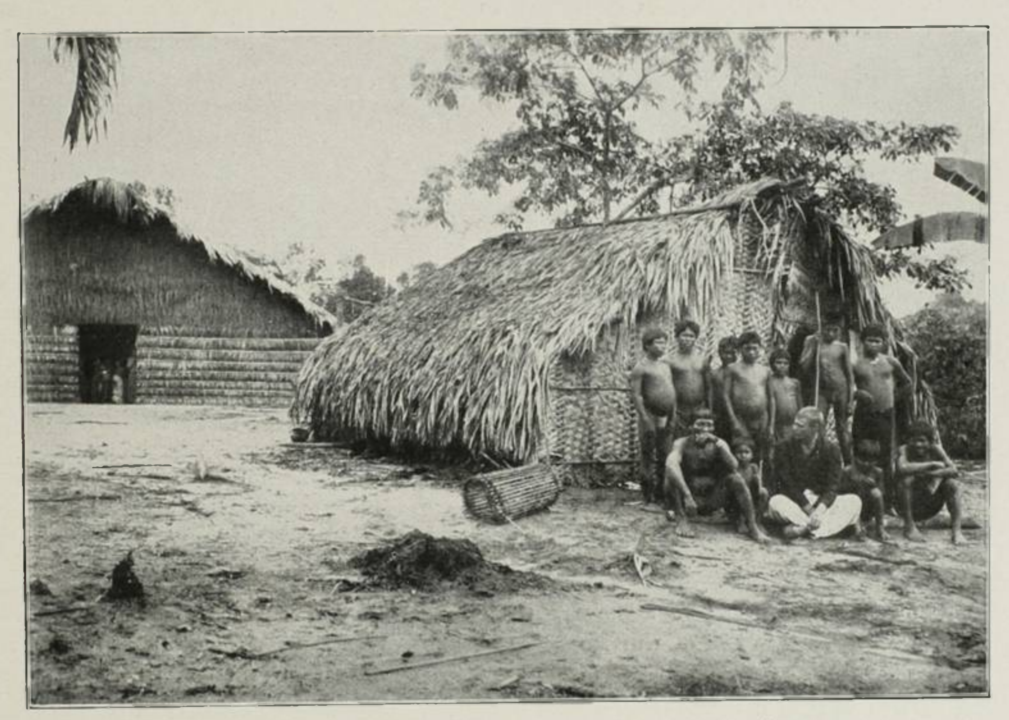


Abb. 49. Kariuatinga mit seinen Freunden vor unserem Hotel in Cururú-cuára.

saßen die Männer und erzählten sich Jagdgeschichten und andere Erlebnisse, ganz wie bei uns. Der Hausherr und Gastgeber hockte in der Mitte am Boden. Drei Jungen gingen mit gefüllten Kalabassen emsig von einem zum anderen. Das Kaschirí war erst eintägig, leichtes Payaurú. Niemand war betrunken, obwohl fleißig gezecht wurde. Im Hintergrunde hockten die Weiber, schwatzend und lachend oder leise eine Weise singend, eine Tanzweise vom Caiarý, wie uns Mandú erklärte; in den Hängematten schliefen die Kinderchen. Ich hatte zur besseren Beleuchtung mein Windlicht hergeliehen, das an einem Hauspfosten aufgehängt war. Den Häuptling hatten Schmidt und ich in die Mitte genommen. Er machte mir die höchsten Lobeserhebungen, die ich ebenso erwiderte: Wir

seien so nette Leute, gehörten jetzt ganz hier zur Bevölkerung; ich solle mit dem Governador sprechen, daß er jemand hierher schicke; — was er damit meinte, war mir nicht ganz klar. Ich erklärte ihm dagegen, ich sei noch nirgends so wohl aufgenommen worden wie hier; die Leute hier seien alle so gut; wenn ich zum Governador zurückkäme, wolle ich ihm davon und von dem vorzüglichen Tuschaua erzählen; allein es fehlten mir noch drei Photographien von Frauen und drei von Mädchen, sonst würde der Governador, wenn ich ihm die Bilder vorlegte, sagen: „O, in Cururú-cuára sind nur Männer und gar keine Weiber!" Darauf versprach er mir sofort, sie am nächsten Tage antreten zu lassen. Ich mußte ihm immer wieder erzählen, wie weit mein Vaterland entfernt sei, und wie kalt es dort sei; daß dort im Winter das Wasser hart wie Stein würde, was ihn alles sehr interessierte und wunderte. Auch einige fremde Gäste waren da, Huhúteni aus Átiaru und ein Mann von dem Igarapé, dessen Bewohner mich für den Kommandanten gehalten hatten und in den Wald geflohen waren, wie Mandú im Bewußtsein seines feineren Taktes laut lachend erzählte. Chico schilderte mit lebhaften Gebärden, wie er einen Mutum geschossen hatte: man sah den Pfeil förmlich aus dem Blasrohr fliegen; der Erzähler machte mit dem Zeigefinger eine rasche Bewegung schräg nach oben und hielt mit einem Ruck an: der Vogel ist getroffen. Dann wartete er eine Weile; die oben gebliebene Hand mit dem ausgestreckten Finger fiel nach unten: der Vogel stürzt, von dem Gift getötet, zur Erde.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich etwas näher auf die Waffen und die Jagd dieser Indianer eingehen.



Abb. 50. Siusí-Knaben. Rio Aiarý.

VIII. Kapitel.

Jagdwaffen und Jagd am Aiarý.

Jagdleidenschaft und Jägereigenschaften. Blasrohr. Wischstock. Köcher. Giftpfeilchen. Pfeilgift Curare. Handhabung des Blasrohrs. Jagd auf den Mutum, auf Affen. Vorzüge des Blasrohrs. Schießübungen der Knaben. Große Giftpfeile. Der Bogen und seine Handhabung. Jagd auf Tapir, Hirsch, Wildschwein. Kinderbogen und -pfeile. Stoßlanzen.

Neben der Fischerei, die den hauptsächlichsten Bestandteil der animalischen Kost liefert, tritt die Jagd sehr zurück. Sie wird mehr als Sport betrieben und auch zu dem Zweck, in die etwas monotonen Genüsse der Tafel gelegentlich eine Abwechslung zu bringen. Trotzdem zeigen die Jagdgeräte eine sorgfältige, bisweilen geschmackvolle Ausführung. Der Indianer weiß sie meisterhaft zu handhaben. Er gibt sich der Jagd mit aller Leidenschaft hin und ist äußerst geschickt beim Aufspüren und Verfolgen des Wildes. Er kennt genau die Lebensgewohnheiten der Tiere und versteht es, sie durch täuschende Nachahmung ihrer Laute anzulocken. Die geringste Spur, die dem Auge eines Europäers entgeht, ja häufig nur sein ausgeprägter Geruchssinn bieten ihm natürliche Wegweiser. Mit unermüdlicher Ausdauer, geräuschlos wie eine Katze, schleicht der Indianer stundenlang durch den verworrenen Urwald dem Wilde nach, bis er es erreicht und mit sicherer Hand erlegt. Seine Jagdtrophäen, Zähne und Federn der erbeuteten Tiere, trägt er stolz als Schmuck bei festlichen Gelegenheiten.

Die Hauptjagdwaffe der Indianer Nordwestbrasiliens für Vögel und kleinere Vierfüßler, besonders solche, die sich auf Bäumen bewegen, ist das Blasrohr.

Die Stämme des Içána und seiner Zuflüsse gebrauchen ein Blasrohr, das in der Hauptsache aus zwei Teilen besteht und auf folgende Weise hergestellt wird. Ein 2,80 bis 3 m langes Rohr einer Arundinaria, deren Halm vom Wurzelstock aus vier und mehr Meter kerzengerade und ohne Knoten ansteigt, bevor er Ästchen ansetzt, trocknet man vorsichtig, damit es sich nicht verzieht, am Feuer und in der Sonne. Um das zylindrische, innen und außen vollständig glatte Rohr vor Beschädigungen zu schützen, wird es auf der Außenseite leicht mit schwarzem Wachs bestrichen, mit feinen Baststreifen umwickelt und der ganzen Länge nach in das Stämmchen einer Paxiúba-Palme geschoben, aus dem man das

Mark entfernt hat. Beide Teile müssen genau ineinander passen und werden durch die Bastumwicklung wohl gedichtet. Damit das Futteral nicht aufplatzt, wird am oberen Ende ein Ring leicht eingekerbt und mit Faserschnur umwickelt. Das 6 bis 8 cm lange Mundstück, das dem unteren Ende aufgesetzt wird, ist aus rotem Holz verfertigt und hat etwa die Form eines abgestumpften Kegels. Diese Art Blasrohr hat in der ganzen Länge den gleichen Durchmesser, etwa 2½ cm, und ein Kaliber von 11 bis 13 mm. Die Öffnung des Mundstückes hat einen Durchmesser von 3 bis 4 cm. Als Visier werden 80 bis 90 cm vom Mundstück entfernt entweder ein einfacher Wulst aus schwarzem Wachs oder zwei Schneidezähne eines Nagetieres, Capivára,[56]) Páca,[57]) Agutí,[58]) dicht nebeneinander mittels desselben Materials aufgeklebt (Abb. 51 a).

Neben diesem Blasrohr ist noch ein anderes im Gebrauch, das von dieser gewöhnlichen Art nicht unerheblich abweicht. Statt des ausgehöhlten Paxiúba-Stämmchens dient als Rohrfutteral das junge Stämmchen eines gewissen Baumes, das der Länge nach in zwei gleiche Hälften gespalten wird. Aus jeder Hälfte wird eine glatte Längsrinne derartig herausgeschabt, daß beide Teile, um das Rohr gelegt, dieses vollständig umschließen. Das Ganze wird mit schwarzem Wachs überstrichen und mit dunkelbraunen, glänzenden Rindenstreifen[59]) in etwas übereinander liegenden Spiralen umwickelt.

Die Arundinaria, deren Halm den Hauptbestandteil dieser Blasrohre bildet, kommt nur in bestimmten Gegenden vor, und die Indianer machen öfters weite Reisen, um sich diese wichtigen Halme zu verschaffen.

Zum Auswischen des Blasrohrs benutzt man einen langen, sehr gleichmäßig gearbeiteten, wohlgeglätteten Stab aus schwerem schwarzem Palmholz, um dessen oberes Ende ein Bündel Wurzelfasern befestigt ist, während das untere Ende als Handgriff eine Fadenumwickelung trägt. In Cururú-cuára erwarb ich einen solchen Wischstock von 2,76 m Länge (Abb. 51 b).

a b

Abb. 51. Blasrohr und Wischstock vom Içána-Aiarý. Ca. ¼ nat. Größe.

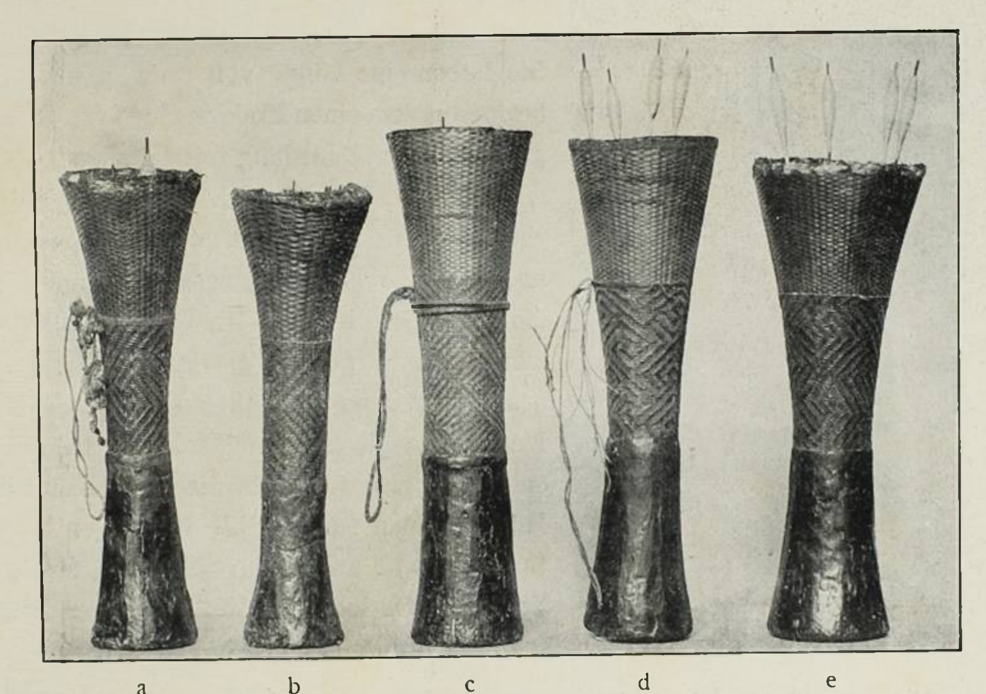
[56]) Hydrochoerus.

[57]) Coelogenys.

[58]) Dasyprocta.

[59]) Wahrscheinlich von der Yasitára, einer Schlingpflanze (Desmoncus).

Der Köcher zum Aufbewahren der Blasrohrpfeilchen hat im großen und ganzen die Form einer nach der Mitte zu sich verengenden, 42 bis 45 cm langen Röhre, deren oberer Durchmesser etwas größer ist als der untere, und ist gewöhnlich aus den in feine Streifen geschlissenen, zähen, aber elastischen Stengeln der Uarumá-Pflanze[60]) geflochten. Als Boden ist eine Holzscheibe oder ein Stück Kalabasse eingesetzt und, ebenso wie der untere Teil des Geflechts in einer Länge von 16 bis 18 cm, auf der Außenseite mit einer dicken Pechschicht überzogen. Der übrige Teil des Köchers ist von einem zweiten, feineren Geflecht umgeben, das in seiner unteren Hälfte dieselben geschmackvollen, schwarzen und roten



a b c d e

Abb. 52. Köcher mit Giftpfeilchen vom Içána und Caiarý-Uaupés. 1/7 nat. Größe.

Mäandermuster zeigt, die diese Indianer auch in ihre Korbwaren einflechten und auf ihre eleganten Tongefäße malen. Der obere Rand des Köchers ist zur größeren Haltbarkeit mehrfach mit einer Schnur durchflochten und mit Pech bestrichen. Eine um die Mitte des Köchers geschlungene Schnur dient zum Anhängen (Abb. 52).

Von den Katapolítani erhielt ich einen Köcher von derselben Form, bei dem das innere Flechtwerk durch eine dickwandige Holzröhre ersetzt ist (Abb. 52c).

---

[60]) Marantha.

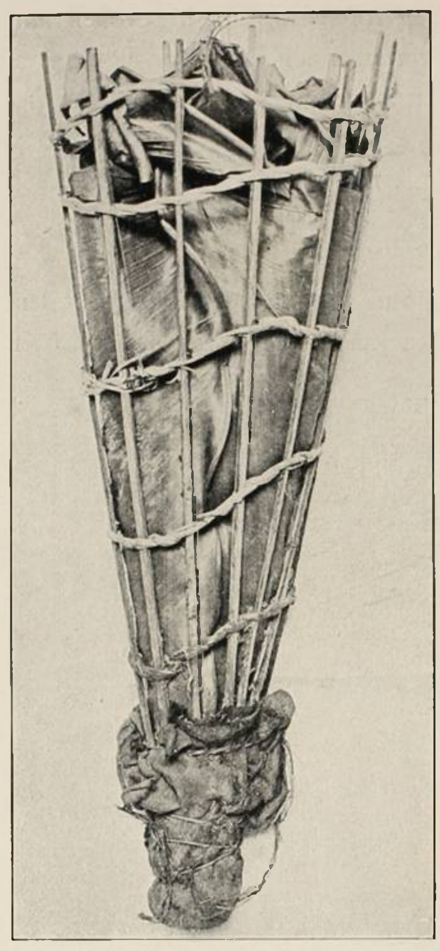


Abb. 53. Behälter mit Strychnos-Rinde für Pfeilgift. Rio Aiarý. 1/4 nat. Größe.

Die Stämme am Aiarý gebrauchen auch Köcher, die an Stelle des feineren Geflechtes bis zum oberen Rande mit Pech überzogen sind.

Die im Querschnitt gewöhnlich viereckigen Giftpfeilchen, deren ein Köcher bis zu 10 und mehr Stück birgt, sind in der Regel aus schwarzem, schwerem Palmholz, selten aus weißem, leichterem Holz verfertigt und von der Dicke einer starken Stricknadel. Sie haben eine Länge von etwa 40 cm und laufen an dem einen Ende in eine feine Spitze aus, die etwa 4 cm lang mit Gift bestrichen wird und oberhalb dieser Stelle einen leichten ringförmigen Einschnitt trägt. Um das andere Ende ist mit einem dünnen Faden ein Büschel leichter Samaúma - Seide[61]) spindelförmig gewickelt, das die Höhlung des Rohres genau ausfüllt und dadurch dem Hauch des Jägers genügenden Widerstand entgegensetzt. Damit die Pfeilchen im Köcher einen festen Halt haben und ihre Spitzen nicht am Boden zerstoßen, stecken sie in einem lockeren Knäuel gelber Bastfasern. Die Pechschicht, die den unteren Teil des Köchers bedeckt, soll verhüten, daß die vergifteten Spitzen der Pfeilchen durch das Geflecht dringen und den Träger selbst verletzen.

Das allgemein in Nordwestbrasilien verwendete Pfeilgift ist das in der Wissenschaft wohlbekannte Curare, das in der am Rio Negro gesprochenen Lingoa geral uirarí genannt wird. Leider gelang es mir nicht, der Zubereitung des Pfeilgiftes beizuwohnen, die, wie auch in anderen Gegenden, unter gewissen Zeremonien vor sich geht und meistens, besonders vor Europäern, streng geheimgehalten wird.[62])

Nach der Angabe des Häuptlings Mandú ist der Hauptbestandteil des am Içána gebräuchlichen Curare die Rinde einer Schlingpflanze, die am Boden

[61]) Aus den Samenkapseln des Eriodendron Samaúma.

[62]) Richard Schomburgk: Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840 bis 1844 (Leipzig 1847), Bd. I. S. 446ff.

wächst und von den Siusí maukulípi genannt wird. Man trocknet die Rinde am Feuer, kocht sie mit Wasser ab, seiht den Absud durch ein engmaschiges Sieb, so daß alle noch übriggebliebenen festen Bestandteile zurückbleiben, und kocht den Saft so lange ein, bis er schwarzbraun und dicker als Sirup wird.

Dazu kommen noch andere Ingredienzien, Giftstoffe und klebrige Pflanzensäfte, die bewirken sollen, daß das Gift besser am Holze haftet.

Bei den Siusí erwarb ich einen trichterförmigen Behälter, der aus Stäbchen und Sipó verfertigt und innen mit Blättern ausgelegt ist (Abb. 53). Er enthält eine größere Quantität einer gelben, korkartigen Rinde, die, wie mir die Indianer erklärten, zur Pfeilgiftbereitung diente. Nach einer mikroskopischen Untersuchung des Herrn Professor H. Pabisch in Wien ist diese Rinde das Periderm einer Strychnosart, vielleicht der Strychnos toxifera, deren Verarbeitung Richard Schomburgk in Britisch-Guayana beobachtete[63]).

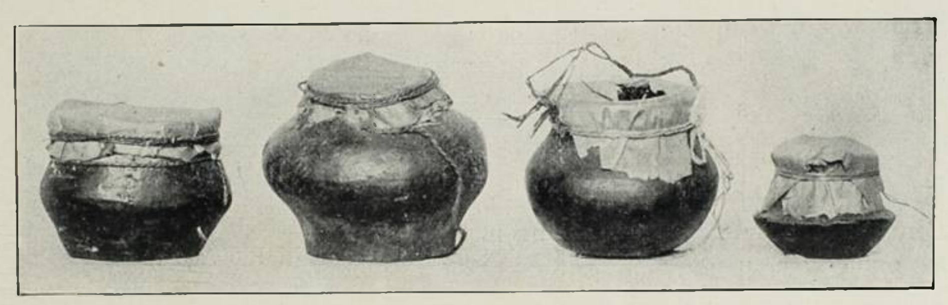


Abb. 54. Töpfchen mit Pfeilgift. Rio Aiarý. ca. 1/4 nat. Größe.

Das Pfeilgift wird in niedlichen schwarzen Tontöpfchen von nur 5 bis 8 cm Höhe verwahrt, die mit Palmblättern, Baststückchen oder alten Lappen europäischen Zeugstoffes verschlossen werden (Abb. 54).

Die Pfeilgifte Nordwestbrasiliens sind von verschieden starker Wirkung. Die Fabrikation ist ein Monopol gewisser Stämme, was wiederum Veranlassung zu weiten Handelsreisen gibt.

Die Preise, die allgemein für Pfeilgift gezahlt werden, sind verhältnismäßig hoch. Ich sah, wie einer meiner Ruderer, die während der Reise stets Handelsgeschäfte machten, ein großes amerikanisches Messer, das er sich erst kurz vorher mit tagelanger Arbeit sauer verdient hatte, gegen ein winziges Töpfchen mit Curare hingab.

Das Curare trocknet rasch zu einer spröden, glänzend schwarzen Masse ein, kann aber leicht mit Wasser gelöst werden. Auch die Hitze des Feuers macht es weich. Zum Gebrauch taucht man entweder ein ganzes Bündel Pfeilchen in das Gift oder streicht das Gift je nach Bedarf auf die Pfeilspitze.

[63]) a. a. O., Bd. I, S. 449ff.



Abb. 55. Káua, mit dem Blasrohr schießend. Rio Aiarý.

Unter dem Einfluß der Feuchtigkeit verliert das Curare allmählich seine Kraft. Daher werden auch die Gifttöpfchen sorgfältig verschlossen gehalten und, ebenso wie die Köcher mit den vergifteten Pfeilchen, an dem trockensten Ort in der Hütte aufbewahrt. So behält das Gift jahrelang seine Wirksamkeit.

Die Wirkungen des Curare sind durch zahlreiche Versuche erprobt worden. Dringt es in das Blut ein, so lähmt es sofort die willkürliche Muskelbewegung an der getroffenen Stelle. Mit dem zirkulierenden Blut verbreitet sich das Gift und mit ihm die Lähmung im ganzen Körper, ergreift schließlich die Brustmuskeln, verhindert die Atmungsbewegungen und führt plötzlich einen schmerzlosen Tod durch Ersticken herbei, ohne daß das Bewußtsein geschwunden oder, abgesehen von leichteren Konvulsionen, Tetanuserscheinungen eingetreten wären.

Der Tod erfolgt je nach der Stärke des Giftes und der Widerstandsfähigkeit des Tieres in kürzerer oder längerer Zeit, bei Vögeln häufig schon in ein bis zwei Minuten, bei Affen und kleineren Vierfüßlern in fünf bis zehn, und bei größeren Tieren, Hirsch, Wildschwein, Jaguar, Tapir, in 10 bis 20 Minuten.

Wirksame Gegenmittel gegen Curarevergiftungen kennt man bis jetzt nicht.

Auf den Magen hat das Curare keine besonders schädliche Wirkung, so daß auch die damit getöteten Tiere unbedenklich gegessen werden können. Ja, die Indianer sagen, daß das Gift das Fleisch der Tiere besonders schmackhaft mache.

Wollen die Indianer ein Tier, z. B. einen Affen, nur vorübergehend lähmen und dadurch lebendig fangen, um ihn später als Haustier zu zähmen, so verwenden sie ein stark verdünntes Gift.

Die Handhabung des Blasrohrs erfordert große Gewandtheit und ansehnliche Körperkraft. Am sichersten schießt man, wenn man das Blasrohr vertikal oder nur wenig schräg nach oben hält. Der Schütze preßt mit der

rechten Hand das Mundstück fest wider den Mund und umfaßt und stützt zugleich das Rohr mit der Linken, die er unmittelbar an die rechte Hand anschließt; eine Haltung, die bei der Länge und dem großen Gewicht des Blasrohrs einen sicheren Schuß außerordentlich erschwert. Er visiert über das Rohr, das er allmählich aus seiner vertikalen Lage in die Richtung fallen läßt, in der sich das Wild befindet. Erscheint das Tier im Visier, so treibt er den Pfeil mit kurzem, scharfem Hauch durch das Rohr. Den Köcher hält er dabei gewöhnlich zwischen den Oberschenkeln, um die Geschosse bequem herausziehen zu können. (Abb. 55).

Ein kräftiger Mann kann den kleinen Pfeil mit solcher Gewalt aus dem Rohr blasen, daß er noch in einer Entfernung von 30 bis 40 m sicher sein Ziel erreicht und seine volle Wirkung ausübt. Öfter habe ich mit den Indianern nach der „Scheibe" geschossen und mich über ihre Treffsicherheit erstaunt. Auf 20 bis 30 m wurde bei horizontaler Haltung des Blasrohrs eine Banane, gewiß ein kleines Ziel, selten gefehlt. Die Durchschlagskraft ist enorm. In einer Entfernung von etwa 20 m durchbohrte bei meinen eigenen Versuchen das leichte Geschoß den Deckel eines Zigarrenkistchens.

Die Jagd mit dem Blasrohr ist überaus anregend und fesselnd, besonders die Jagd auf den Mutum. Dieser große Vogel aus der Familie der Baumhühner erinnert in seinem ganzen Aussehen und in seinen Gewohnheiten sehr an unseren Auerhahn und gehört zu dem schmackhaftesten Wildbret im tropischen Südamerika. Seinen Ruf, ein eintöniges Brummen, das mehr von einem Raubtier als von einem Vogel herzurühren scheint, läßt er mit kurzen Unterbrechungen Tag und Nacht hören und verrät dadurch leicht seinen Standort. Der Indianer schleicht sich vor Sonnenaufgang unbemerkt in seine Nähe und schießt beim ersten Morgenlicht das todbringende Pfeilchen auf ihn ab. Der Vogel, meistens am Flügel getroffen, weiß nicht, wie ihm geschieht. Ängstlich wendet er Kopf und Hals hin und her, kann aber nicht entrinnen, da das Gift ihm sofort die Flugkraft nimmt. Bald werden seine Bewegungen matter, und nach kurzer Zeit fällt er tot zu Boden.

Schwieriger wird die Jagd, wenn der Vogel den Jäger vor dem Schuß bemerkt und mit lautem, schwerfälligem Flügelschlag in nicht allzu großer Höhe über dem Erdboden davonflattert, um sich bald wieder niederzulassen. Da gehört schon die Gewandtheit des Indianers dazu, ihm mit dem langen Blasrohr in der Hand durch das verwachsene Unterholz und die schlingenden Lianen zu folgen. Der einmal geschreckte Vogel ist sehr scheu und läßt den Jäger nur schwer näherkommen. Aber der Indianer kennt die Geheimnisse seines Waldes. Wo der Europäer resigniert umkehren würde, da findet er immer

noch einen Durchschlupf. Mit zäher Ausdauer verfolgt er den Flüchtling kreuz und quer durch das Gewirr, bis er endlich zu Schuß kommt und die Beute erlegt.

Am Tage beschleicht man den Mutum am besten, während er seinen monotonen Ruf ausstößt. Er ist dabei ziemlich taub, ähnlich wie der Auerhahn während des „Schleifens", so daß man ihn, natürlich in guter Deckung, anspringen kann.

Auch die Jagd auf Affen, die sich in den Wipfeln der riesigen Urwaldbäume in tollen Sprüngen von Ast zu Ast, von Liane zu Liane schwingen, stellt an die Gewandtheit des Jägers die höchsten Ansprüche.

Bisweilen macht sich der Indianer in der Nähe eines Futterplatzes am Erdboden oder im Geäst eines Baumes einen „Jagdschirm" aus zusammengebogenen Zweigen zurecht, damit er bequem und unbemerkt die Vögel schießen kann, wenn sie zur Atzung kommen. Auf diese Weise erlegt er die gesellig lebenden Vögel, Papageien, Arara, Tauben und das Cujubim[64]), einen Hühnervogel, dessen Fleisch zur Zeit der Reife der Assaïpalmfrüchte besonders fett und lecker ist.

Die Indianer hatten recht, wenn sie mir öfters erklärten, daß ihr Blasrohr weit vorteilhafter wäre als meine Jagdflinte, da es geräuschlos töte und dem Jäger daher ermögliche, in kurzer Zeit einen ganzen Schwarm Vögel oder eine Schar Affen einen nach dem anderen vom Baum zu schießen, während man mit der Feuerwaffe unter denselben Verhältnissen nur ein Tier, im besten Falle zwei Tiere erlegen könne.

Deshalb ist dem Indianer seine Jagdwaffe, die ihm neben den materiellen Genüssen soviel Reiz gewährt, teuer, und er gibt sie nicht gern weg, ebensowenig wie ein Jäger bei uns sich gern einer guten Flinte entäußert, auf die er eingeschossen ist, und der er so manche Beute verdankt.

Häufig versteckten die Indianer ihre Blasrohre und Köcher vor unseren sammelgierigen Blicken. Als ich am oberen Aiarý einen Káua mit dem Blasrohr schießend photographieren wollte (Abb. 55), brachten die Leute die Waffe erst herbei, nachdem ich wiederholt versichert hatte, daß ich sie nicht kaufen wollte. Sofort nach der Aufnahme verschwanden Blasrohr und Köcher wieder.

Kurze Zeit danach packte ich meine Tauschwaren aus, und die Weiber gerieten in großes Entzücken. Bald darauf erschien ein junger Ehemann und bot mir sein sorgsam behütetes Blasrohr nebst Köcher und Gifttöpfchen für einige Meter Kattun zum Kauf an. Seine eitle Frau hatte ihm keine Ruhe gelassen.

Schon die Knaben üben sich eifrig im Schießen mit Blasrohren, die nach Länge und Gewicht ihren geringeren Körperkräften angemessen sind. Als Ziel-

[64]) Penelope cumanensis.

scheiben dienen ihnen Vogelfiguren, aus Maiskolben und ihren Umhüllungsblättern kunstvoll gearbeitet. Sie hängen als Schmuck von den Querbalken des Hauses herab und sind bisweilen mit unvergifteten Blasrohrpfeilen gespickt.

Die Kolibri, die zu Hunderten die Blütenbäume umschwirren, schießen die Knaben mit Kugeln aus gekauten Blättern.

Zur Jagd auf größere Vierfüßler, Wildschwein, Tapir, Hirsch, Jaguar usw., dienen große vergiftete Pfeile.

Die bei den Stämmen des Içánagebietes gebräuchlichen Giftpfeile haben eine Länge von 160 bis 165 cm und bestehen aus einem Rohrschaft mit eingefügtem, im Querschnitt rundem Stab aus schwarzem, hartem Palmholz, der $^1/_5$ des ganzen Pfeiles mißt und allmählich in eine feine Spitze ausläuft. Eine Umwicklung mit gepichtem Faden aus den zähen Blattfasern der Curauápflanze (Bromeliacea) oder mit feinen Baststreifen hält beide Teile fest zusammen. In einer Länge von etwa 11 cm ist die Spitze mit Curare bestrichen und mit fünf (drei und zwei) starken ringförmigen Einkerbungen versehen, die wohl bewirken sollen, daß die vergiftete Spitze in der Wunde abbricht, wenn das getroffene Tier durch das Dickicht flieht. Am ungefiederten und ungekerbten Handende ist der Pfeil etwa 7 cm lang mit gepichtem Curauáfaden in dichten Spiralwindungen umwickelt. Eine zweite, kreuzweise angeordnete Umwicklung verstärkt noch das äußerste Ende des Rohres (Abb. 56b).

a b
Abb. 56. Giftpfeile der Siusí. Rio Aiarý. $^1/_3$ nat. Größe.

Zur vollständigen Ausrüstung eines Jägers gehört ein Bündel von sieben Pfeilen, deren Spitzen zum Schutz des Trägers in einem etwa 20 cm langen Blattfutteral stecken, das ungefähr die Form eines abgestumpften Kegels hat und sich aus folgenden einzelnen Teilen zusammensetzt: Über jede Pfeilspitze wird eine zylindrische Hülse aus einem zusammengerollten zähen Blatt oder aus einem Stück Rohr gestülpt. Diese Hülsen werden so mit Bast zusammengebunden, daß sechs von ihnen die siebente umschließen. Die Zwischenräume füllt man mit Pech aus. Um das Ganze werden zähe Blätter gelegt, die durch Bastfäden zusammengehalten werden. Der obere Teil des Futterals wird in einer Länge von 8 bis 9 cm

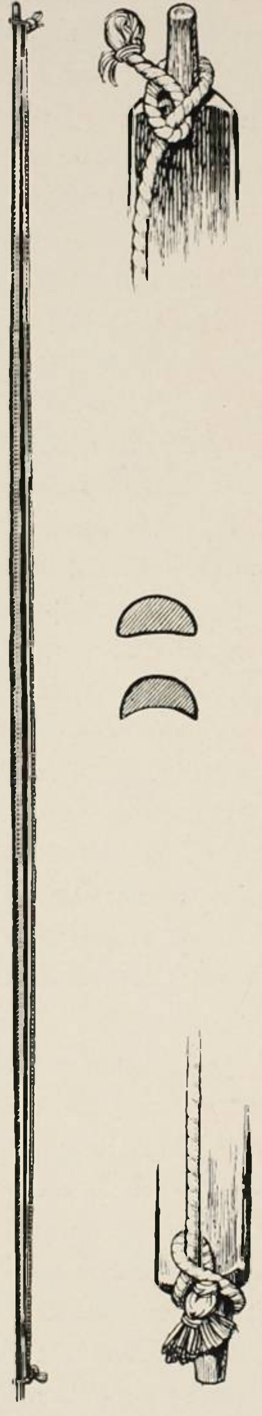


Abb. 57. Bogen vom Içána-Aiarý. $^{1}/_{10}$ und $^{1}/_{3}$ nat. Größe.

dicht mit Palmfaserschnur umwickelt und außerdem mit Pech überstrichen, damit die Pfeilspitzen die Hülle nicht durchbohren. Nicht selten wird dieser Pechüberzug zum Schmuck mit roter Carayurúfarbe[65]) eingerieben (Abb. 56a).

Der Bogen ist durchschnittlich 175 cm lang, aus einem dunkelroten, schweren, wohlgeglätteten Holze gearbeitet, dem „pau d'arco"[66]) der Brasilianer. Die innere Seite ist mehr oder weniger konkav, die äußere meist stark konvex. Der mittlere Teil hat einen Umfang von 5 bis 6 cm. Nach den Enden zu verjüngt sich der Bogen allmählich und läuft schließlich in je eine 1 bis $1^{1}/_{2}$ cm lange, stark abgesetzte Spitze von kreisrundem Querschnitt aus, die das Abrutschen der Sehne verhindern soll. Diese ist zweisträhnig und wird wie alle Schnüre auf dem nackten Oberschenkel mit der flachen Hand sorgfältig gedreht. Sie besteht gewöhnlich aus Curauáfasern, bisweilen auch aus den gleichfalls sehr festen Fasern der Tucumpalme (Astrocaryum). Vermittels einfacher Schleifen wird die Sehne über die Enden des Bogens gehängt. Um diesen Schleifen einen festen Halt zu gewähren und zugleich dem Auflösen der Schnur vorzubeugen, trägt diese an beiden Enden dicke Knoten (Abb. 57).

Will man den Bogen spannen, so stemmt man das untere Ende auf den Erdboden und biegt das Holz, indem man das linke Knie wider die Mitte des Bogens drückt. Darauf nimmt man die obere Schleife ab, dreht die Schnur etwas zusammen, wodurch man sie verkürzt, und hängt sie wieder ein.

Beim Schießen hält der Indianer den Bogen mehr oder weniger senkrecht vor sich, visiert scharf über den Pfeil, zieht die Sehne rasch an und läßt sie mit dem Pfeil fahren. Das Pfeilende hält er mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, während sich die übrigen drei Finger einfach wider die Handfläche drücken. Der Pfeil liegt links vom Bogen zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand. Der Zeigefinger wird etwas über den Pfeil gelegt

[65]) Bignonia Chica Hb.

[66]) Tecoma spec.

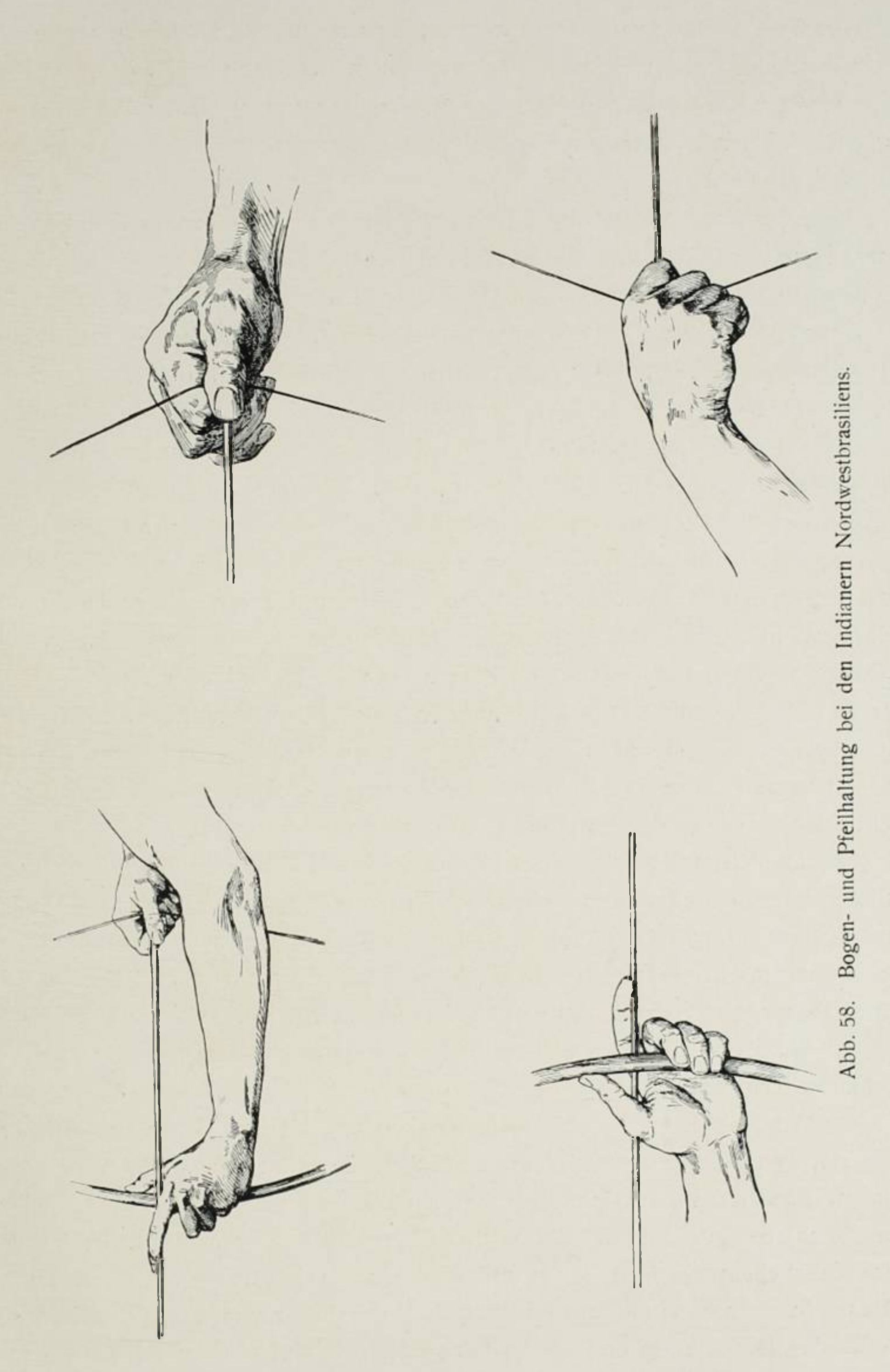


Abb. 58. Bogen- und Pfeilhaltung bei den Indianern Nordwestbrasiliens.

und gibt ihm die sichere Richtung. Die übrigen Finger halten den Bogen, der sich beim Anziehen der Sehne wider den Ballen der Hand preßt. Der Daumen liegt entweder der Länge nach am Bogen, den er spannen hilft, oder er umfaßt das Holz. Einen Schutz des Handgelenkes gegen den Anprall der Bogensehne gibt es nicht (Abb. 58).

Die Jagd auf Tapire und Hirsche wird mit Vorliebe an den Trinkplätzen dieser Tiere ausgeübt, an stillen Waldbächen oder kleinen Lagunen, die der Indianer genau kennt. Dort beschleicht er das wechselnde Wild oder stellt sich schon vor Tagesanbruch oder gegen Abend an, um es aus guter Deckung zu erlegen. Auch der Jaguar lauert dem Wild gern an diesen Plätzen auf und fällt dabei bisweilen dem Jäger zur Beute.

Nicht ohne Gefahr ist die Jagd auf Wildschweine, die in großen Rudeln von hundert und mehr Stück auftreten. Man hört das Stampfen und Zähneklappern der Tiere schon weit. Werden sie geschreckt, so rasen sie, den Rüssel nahe am Boden, in gerader Richtung durch den Wald, und wehe dem Jäger, der ihnen in den Weg gerät! Mit ihren mächtigen Hauern reißen sie den Unglücklichen in Stücke und zerstampfen ihn mit den Füßen. Daher ist es auch gefährlich, mitten aus dem Rudel heraus ein Tier zu schießen, da dann die anderen oft mit gesträubter Borstenmähne den Jäger annehmen, dem nichts weiter übrigbleibt, als so rasch wie möglich einen Baum zu erklettern, wenn er den wütenden Bestien nicht zum Opfer fallen will. Man schießt deshalb die Nachzügler, die ermüdet hinter dem großen Trupp hertrotten.

Wenn sich in der Nähe eines Dorfes ein Rudel Wildschweine zeigt, so veranstalten bisweilen alle Männer einen gemeinsamen Jagdzug, zu dem gewöhnlich der Häuptling auffordert. Er verteilt auch die Beute an die verschiedenen Familien. Auch wenn ein einzelner Jäger ein größeres Wild erlegt hat, überläßt er es dem Häuptling zur Verteilung. Was nicht sofort gegessen wird, wird wie beim Fischfang auf dem Rost über langsamem Feuer gebraten und dadurch für Tage, ja Wochen konserviert.

Schon frühzeitig üben sich die Knaben mit kleinen Bogen und Pfeilen, wobei sie, wenn die Mutter es nicht sieht, gern die armen Haushühner zum Ziel nehmen, die schreiend auseinanderlaufen, sobald der junge Schütze naht. Schon dem kleinsten Stammhalter, der noch an der Mutter Brust ruht, fertigt der stolze Vater einen winzigen Bogen und Pfeil aus der elastischen Rippe des Palmblattes. In meiner Sammlung finden sich Kinderbogen von 46, 47 und 48 cm und Kinderpfeile von 39 und 50 cm Länge. Ein Miniaturbogen mißt sogar nur 16 cm und der dazugehörige Pfeil 19 cm in der Länge. Die Pfeilchen sind zugespitzt, tun aber bei der geringen Kraft des eifrigen kleinen Jägers wenig Schaden.

Bisweilen sind sie am oberen Ende aus Vorsicht mit einem Knopf aus schwarzem Wachs versehen.

Den großen Jagdtieren, besonders Wildschweinen und Jaguaren, geht der Indianer auch mit Stoßlanzen zu Leibe. Sie bestehen aus einem starken, mannshohen Holzschaft, der am oberen Ende eine breite lanzettförmige Eisenspitze europäischen Fabrikates trägt. Die Jagd erfordert eine sichere Hand und große Kaltblütigkeit.

Die Geschicklichkeit, mit der der Indianer seine einheimischen Waffen handhabt, kommt ihm auch beim Gebrauch der Feuerwaffen zugute. Seine große Intelligenz läßt ihn schnell die Geheimnisse der neuen Waffe erkennen und beherrschen, und bald ist er auch damit ein vollendeter Jäger.

IX. Kapitel.

Die Káua des oberen Aiarý und ihre Maskentänze.

Abschiedsschokolade. Unsere Montaría. Mandú als Reisemarschall. Abschiedszeremonien. Fahrt flußaufwärts. Siusí-Malokas: Dupalípana, Halapoculíana und Pedalinuána. Große Sandflächen. Fußpfad zum Caiarý-Uaupés. Cachoeiras Bocoëpana und Hípana. Felszeichnungen und Steinaxtschliffe. Yuruparý-Cachoeira. Der Dämon Iyäimi. Bei den Maúlieni. Schmidts schwerer Unfall und Heilung durch die Indianer. Verfertigen der Tanzmasken. Kinderspiele: Stelzen, Knallbüchsen, Jonglieren, Kreisel, Brummkreisel, Fadenspiele, Bleistiftzeichnungen. Schmuck der Kinder. Bohrer. Mit Mandú zur letzten Maloka. Empfangszeremonie. Gastbewirtung. Totenklage. Tauschhandel der Indianer. Rückkehr nach Yuruparý-Cachoeira. Maskentänze. Zeremonielle Totenklage. Sprachaufnahmen. Anstandsbegriffe. Mit Schmidt zur letzten Maloka. Maskentänze: Aasgeier, Jaguar, Mistkäfer, Eule, Zwerg Mákukö, Alligator-Jagdpantomime, Phallustanz. Tiefere Bedeutung der Maskentänze. Verwachsener Knabe. Tabakverarbeitung. Läuseessen. Geröstete Ameisen. Yacaré-Cachoeira. Flußmasse.

Am 2. November fuhren wir von Cururú-cuára ab, nach herzlichem Lebewohl von allen Bewohnern, mit denen wir in dieser kurzen Zeit gut Freund geworden waren.

Am Abend vorher hatten wir zur Feier des Abschieds das ganze Dorf zu einer Schokolade, „Hildebrands Tafelschokolade" feinster Sorte, eingeladen, die in einem großen Indianertopf gebraut wurde. Alle waren erschienen. Ein junger Káua, der bereits im Seringal am Rio Negro gearbeitet hatte, lieferte die Tafelmusik. Auf unserer Ziehharmonika spielte er stundenlang dieselbe eintönige Melodie. Die Pausen füllte Kariuatinga mit seinen beliebten Clownsspässen aus. Erst spät trennten wir uns, befriedigt von dem genußreichen Abend.

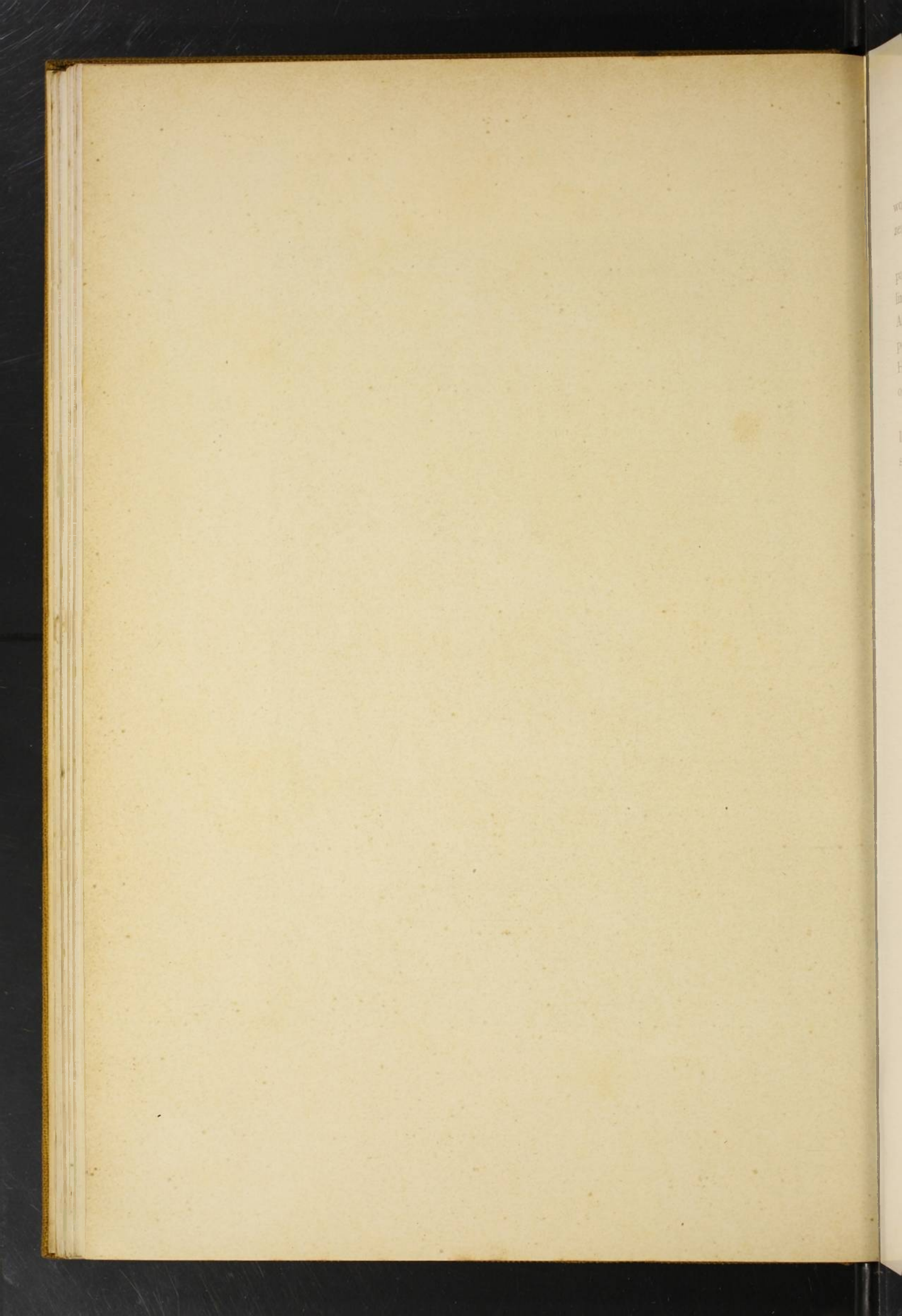
Für die Fahrt flußaufwärts hatten wir von einem Huhúteni gegen einen einläufigen Vorderlader eine Montaría erstanden, in der wir mit dem Gepäck reichlich Platz fanden, und dazu mit Hilfe Mandús vier kräftige Burschen als Ruderer engagiert. Eine Montaría ist ein größeres Boot, das dadurch hergestellt wird, daß man einem Einbaum durch aufgenagelte Seitenplanken ein erhöhtes Bord gibt, wodurch seine Wasserverdrängung und damit seine Tragfähigkeit vermehrt wird. Zur Bequemlichkeit des Reisenden und zum Schutz des Gepäcks ist das Heck gewöhnlich mit einem Geflecht aus Latten und Palmblättern überdacht. Dieses Fahrzeug ist eine europäische Errungenschaft, die sich bei den Indianern dieser Gebiete rasch eingebürgert hat.



KÁUA-MALOKA AN DER YURUPARÝ-CACHOEIRA. RIO AIARÝ.

KOCH-GRÜNBERG, ZWEI JAHRE UNTER DEN INDIANERN.

VERLEGT BEI ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN.



Eine elegante Ubá (Einbaum), die ich gern als Jagdboot gehabt hätte, wollte mir zwar der Besitzer verkaufen, aber seine Frau weigerte sich, und so zerschlug sich der Handel. Die Frauen haben auch dort sehr viel mitzureden.

Mandú hatte sich mir freiwillig als Pilot angeboten; er wollte „um pouco passear" („ein bißchen spazieren gehen"), wie er sagte. Sein Ansehen als Häuptling und seine Hilfe als Dolmetscher konnten für mich nur wertvoll sein. Beim Abschied übertrug er seinem Bruder Gregorio mit vielen eintönig hergeplapperten Worten die Staatsgeschäfte. Auch seinem alten Vater, dem früheren Häuptling, und der Witwe seines verstorbenen Bruders hielt er längere Reden offiziellen Charakters.

Nach kaum vierstündiger glatter Fahrt erreichten wir die Siusí-Maloka Dupalípana auf dem rechten Ufer, die an der gleichnamigen ansehnlichen Stromschnelle, der Arari-pirá-Cachoeira in der Lingoa geral,[67]) liegt und traten damit

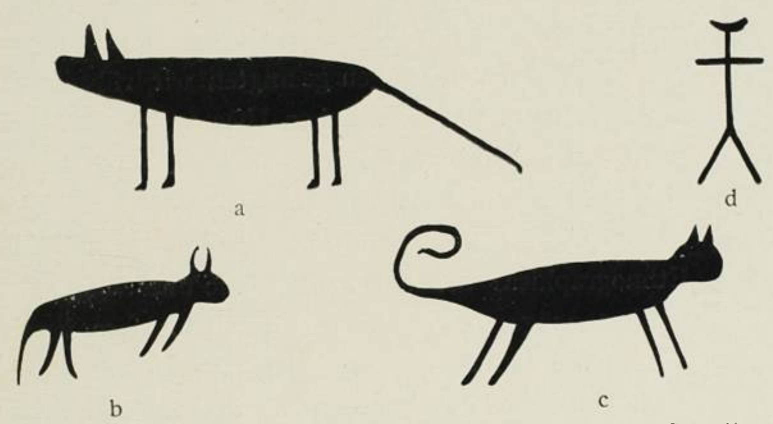


Abb. 59. Kohlezeichnungen auf der Vorderwand der Maloka Dupalípana. Rio Aiarý. (a, b, c Jaguare; d Mensch.)

in das Cachoeira-Gebiet des mittleren Aiarý ein. Wir blieben hier bis zum anderen Morgen, teils, um Handelsgeschäfte zu machen, teils aus Höflichkeit gegen die Bewohner, alte gute Bekannte von Cururú-cuára und vom Tanzfest in Ätiarú. Die Vorderwand des Hauses war bis über Mannshöhe mit Rindenstücken bedeckt, auf die mit Kohle oder roter Farbe zahlreiche Figuren von Menschen, Tieren, schwarzen Jaguaren und Vögeln, Geflechtsmuster u. a. gemalt waren (Abb. 59). In den einen Hauptpfeiler war ein schönes Grecque-Muster eingeschnitten und mit weißer Farbe eingerieben.

Hinter der Maloka durchschreitet man auf gut gangbarem Pfad einen schmalen Waldstreifen und gelangt auf eine weite, fast vegetationslose Fläche

[67]) Lingoa geral: arari-pirá = Siusí: dúpali, eine Fischart. Pána oder pani (Siusí) = Haus.



Abb. 60. Große Querflöte mit fünf Blaslöchern. Rio Aiarý. Ca. 1/9 nat. Größe.

aus weißem Sand. Der Weg führe so einen Tag weiter, wie mir Mandú erzählte, und ende schließlich, aber versumpft und unpassierbar, am Caiarý. Die wenigen weißen Händler, die bis hierher kommen, gingen auf diesem Pfad zur Jagd. Diese großen Sandflächen, die sich bis zur Barreira de Yuí und weiterhin bis zum unteren Içána ausdehnen, seien ein Tummelplatz zahlreicher Jaguare, die bei Dupalípana häufig den Fluß durchschwämmen.

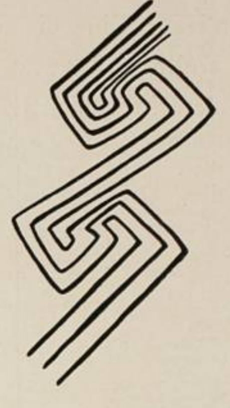


Abb. 61. Ritzmuster auf der großen Querflöte.

Ich verstärkte hier meine Mannschaft durch zwei Ruderer, was auch not tat, denn die Strömung des von zahlreichen Felsen eingeengten Flusses wurde nun reißend und erforderte die volle Kraft.

Am nächsten Morgen gelangten wir frühzeitig zur Maloka Halapokulíana auf dem linken Ufer. Sie führt ihren Namen nach den großen Campinas aus weißem Sand (halapókuli), die sich auch von hier aus landeinwärts erstrecken. Die Bewohner des Hauses waren abwesend. Wir fanden einige interessante Ethnographica: Schön bemalte Töpfe und Schalen, zwei Tanzmaskenanzüge, eine riesige, mit Ritzmustern verzierte Querflöte aus Bambus mit fünf Blaslöchern (Abb. 60 und 61) und einen großen Holzlöffel, dessen Griff in eine kunstreich geschnitzte Hand ausging, „púe kápi“ „Affenhand“, wie mir meine Leute erklärten (Abb. 62). Er diente zum Umrühren der Mandioca-Getränke. Die eine Maske stellte wieder den Schmetterling dar, deutlich erkennbar an dem Fühler, einem gebogenen Stück Sipó; die andere war schon sehr defekt und wurde als Sack benutzt. Sie veranschaulichte den „uítsi“, einen kleinen weißen Vogel.

Mandú demonstrierte mir den Tanz mit der großen Flöte, die offenbar fremder Import war, vielleicht von Norden, da solch dicker Bambus am ganzen Aiarý und Caiarý-Uaupés nicht vorkommt, und ich später niemals wieder diesem Flötentypus begegnet bin. Fünf Männer halten sie zugleich mit der rechten Hand und blasen. Die linke Hand ruht auf der rechten Schulter je eines Mädchens, das auf der anderen Seite der Flöte



Abb. 62. Holzlöffel zum Umrühren der Mandioca-Getränke. Rio Aiarý. Ca. 1/4 nat. Gr.

geht. Die Tänzer bewegen sich im Kreis, ihre Schritte nach links setzend.

Ich nahm alle diese Sachen mit mir und handelte sie später von dem Besitzer ein, den wir in der nächsten Niederlassung flußaufwärts trafen. Nachmittags passierten wir die Jaguar-Steine, dzáui-néida in der Siusísprache, deren große Felsritzungen sich in der Tat mit einiger Phantasie als Zeichnungen von Jaguaren deuten lassen, und erreichten mit Sonnenuntergang den Hafen des berühmten Fußpfades zum Caiarý-Uaupés, von dem ich schon in São Felippe gehört hatte. Die Siusí-Maloka Pedalinuána lag etwas landeinwärts an einem Igarapé, den man auf einem Baumstamm balancierend überschreiten mußte.

Am anderen Morgen machten wir dort Besuch. Vor dem peinlich sauber gehaltenen Haus dehnte sich ein weiter freier Platz aus, der von Bananen und Pupunha-Palmen eingefaßt war (Abb. 63). Eine Öffnung im Walde zeigte den Beginn des Weges an, der in gerader Richtung, abgesehen von den kleinen Windungen, die jeder Indianerpfad hat, nach der Cachoeira und dem Uanána-Dorf Carurú am Caiarý führt. Die Händler benutzen bisweilen diesen Fußpfad, um vom Caiarý aus Geschäfte mit den Indianern des Aiarý zu machen oder auch umgekehrt. Ihre Boote lassen sie in dem jeweiligen Hafen zurück. Die Indianerstämme beider Flüsse unterhalten auf diesem Wege einen regen Verkehr miteinander, der im Austausch ihrer Kulturerzeugnisse und in wechselseitigen Heiraten seinen Ausdruck findet.

Die freundlichen Bewohner begleiteten uns bis zur nächsten Cachoeira, deren Brausen deutlich zu uns herübertönte, um uns beim Hindurchschaffen des Bootes zu helfen. Ein Mädchen im Anfang der Heiratsfähigkeit hatte kurzgeschnittene Haare und den Rücken mit schwarzer Farbe überstrichen, Zeichen der ersten Menstruation.

Die Cachoeiras Bocoëpana und Hípana, die dicht aufeinanderfolgen, sind schon veritable Saltos mit ansehnlichen Abstürzen und erforderten ein zweimaliges Ausladen des ganzen Gepäcks. Das leere Boot mußte eine längere Strecke über die Felsen am rechten Ufer geschoben werden. An beiden Cachoeiras



Abb. 63. Siusí-Maloka Pedalinuána am Fußpfad nach Carurú. Rio Aiarý.

fanden wir deutliche Felsritzungen, wie überhaupt der Aiarý reich ist an solchen Zeugnissen aus der Vergangenheit, die überall da auftreten, wo Aruakstämme längere Zeit gewohnt haben. Hier waren es meistens Muster, wie sie die Indianer noch heute auf ihren Gerätschaften anbringen, daneben scharfe Steinaxtschliffe, ähnlich denen, die ich am unteren Içána beobachtet hatte. Eine große menschliche Figur mit stark hervorgehobenen Geschlechtsteilen wurde mir als Bild des Kúai oder Kóai gedeutet, der auch die Namen Uamúdana und Manhekanalienípe führt und der Sohn des Yaperíkuli ist, des Stammvaters der Aruakstämme dieser Gegenden.

Am 5. November passierten wir frühmorgens den ansehnlichen linken Zufluß Uaraná, der an seiner Mündung fast ebenso breit ist wie der Aiarý an dieser Stelle. Ein Boot mit Káua begegnete uns, die an diesem Igarapé landeinwärts eine Maloka haben (Tafel III). Ein anderes Haus, das wir weiter flußaufwärts auf dem rechten Ufer trafen, war wegen des Todes seines Besitzers verlassen. Von hier aus führt ein zweiter Pfad nach Carurú, der aber jetzt nicht mehr benutzt wird.

Noch eine Reihe kleinerer Stromschnellen war zu passieren, die jedoch nur bei sehr niedrigem Wasserstande der Fahrt Schwierigkeiten bereiten, bis wir am nächsten Morgen die große Yuruparý-Cachoeira, Iyäipana oder auch Iyäipani in der Siusísprache, erreichten. Sie hat ihren Namen von dem Iyäimi,[68]) dem schlimmsten Dämon dieser Aruak, dessen Kopf die Indianer in einer großen zähnefletschenden Fratze sehen, die sich neben vielen anderen alten Ritzungen auf den Felsen der Cachoeira findet. In einigen Felsen sind lange runde Gänge, offenbar im Laufe der Zeit durch das heftig strömende Wasser, ausgehöhlt. Vor vielen, vielen Jahren, so erzählt man sich, sei hier ein Ungeheuer hindurchgekrochen und habe den harten Stein herausgebissen. In einem Loch, das neben diesem Gang tief in den Felsen hineingeht, sei es dann verschwunden. Dieses Fabelwesen hieß nach seinen scharfen Zähnen: Betsaïscheni, denn „bétsa" bedeutet im Siusí „Zahn".

Die geräumige Maloka lag auf dem rechten hohen Ufer. Die Rindenbekleidung der Frontseite war mit regelmäßigen Figuren in Schwarz-Weiß-Rot-Gelb bemalt und zeugte schon von dem Kunstsinn der Bewohner, der sich besonders in der Anfertigung der bunt gemusterten Maskenanzüge ausspricht (Tafel IV).

Der Hausrat war noch fast ganz ursprünglich und wies nur wenige fremde Errungenschaften auf. Die Händler kommen nicht bis hier herauf, und diese

[68]) Yuruparý, der Name eines bösen Dämons der Tupi, ist nur die Lingoa geral-Übersetzung von diesem Aruak-Wort.

Indianer gehen nur selten zum Rio Negro hinab, um in den Gummiwäldern zu arbeiten, so daß sie gezwungen sind, fast alle ihre europäischen Bedürfnisse, wie Äxte, Messer u. a., durch Zwischenhandel von den unteren Stämmen zu beziehen.

Auf einem Gerüst in der Ecke lag eine Anzahl neuer Masken; über einem Querbalken hingen zahlreiche lange Peitschen, mit denen sich die Männer bei einem gewissen religiösen Tanz bis auf das Blut geißeln. Einige Jünglinge zeigten



Abb. 60. Káua-tapuyo (Maúlieni). Rio Aiarý.

mir später triumphierend ihre langen „Renommierschmisse" am Bauch und an den Oberschenkeln. Ich hatte diese Peitschen schon im „christlichen" Tunuhý gefunden.

Mandú setzte den Leuten, von denen wir freundlich aufgenommen wurden, meine Wünsche auseinander. Ohne Zögern verkauften sie mir ihre schönen Masken und versprachen, für Äxte und Messer noch andere zu verfertigen. Sie machten sich auch sofort an die Arbeit, als ich ihnen meine Schätze gezeigt hatte.

Einer brachte mir eine große Kalabasse zum Verkauf. Sie war auf der Außenseite mit geometrischen Mustern bemalt, die aber schon stark verwischt waren, und stammte von den Umáua einem Stamm in dem Quellgebiet des

Caiarý. Diese Umáua trügen breite Rindengürtel fest um den Leib geschnürt und hätten viele gemusterte Sachen, wie mir Mandú erzählte, der es freilich nur vom Hörensagen wußte.

An der Cachoeira Hípana hatte Schmidt leider einen schweren Unfall erlitten und lag krank danieder. Auf schmalem Waldpfad war ihm ein Zweig in die Augen geschnellt, die sich heftig entzündeten und ihn furchtbar schmerzten. Tag und Nacht lag er, ohne etwas zu sich zu nehmen, in einem dunklen Winkel des Hauses stöhnend in seiner Hängematte, und ich hatte ernste Besorgnis um sein Augenlicht. Schließlich, als alle Mittel aus meiner Reiseapotheke nichts halfen, kurierten ihn die Indianer in kurzer Zeit, indem sie ihm den Saft einer gewissen Schlingpflanze[69]) in die Augen träufelten, der dort ein kurzes Schmerzempfinden hervorrief, dann angenehm kühlte und bald Linderung schaffte.

Infolgedessen hatte ich hier die ganze Arbeit allein zu bewältigen, und das war wirklich keine Kleinigkeit. Alle Augenblicke kam einer mit einem anderen Wunsch. Hier sollte ich einen Handel mit großen Yapurutúflöten machen, dort brachte mir eine Frau zwei riesige Ananas und einen Beijú und erhielt dafür vier Schächtelchen Streichhölzer; Mandú wollte Munition zum Jagen haben; meine Ruderer verlangten Nadeln und Zwirn zum Nähen ihrer Hosen, die sie von mir als Vorausbezahlung erhalten hatten und nun in die richtige Fasson bringen wollten; dieser bettelte mich um Tabak an, jener um ein Heilmittel für sein krankes Kind; von Zeit zu Zeit mußte ich meiner Arztespflicht genügen und den kalten Umschlag um Schmidts Augen erneuern; dazwischen sollte ich den Einheimischen das Bilderbuch zeigen, die Gewehre erklären, das Signalhörnchen blasen; die Küche mußte besorgt, der Tee bereitet werden; dann wieder wurde die Lufttemperatur mit dem Schleuderthermometer gemessen; sprachliche und andere Notizen wurden aufgezeichnet, denn alles mußte rasch niedergeschrieben werden; die Eindrücke jagten sich an diesem interessanten Platz und schwanden so rasch, wie sie gekommen waren.

Kam die Nacht heran, so hatte ich noch immer keine Ruhe. Wenn die Bewohnerschaft schon längst im süßen Schlummer lag, mußte ich noch die Platten entwickeln, die ich am Tage aufgenommen hatte, und sie später im Fluß wässern.

Es waren herrlich klare Nächte. Ich saß mitten in der Cachoeira auf einem von der Flut umspülten Felsen. Die Wasser kamen und gingen; es war wie ein Atmen des Stromes. Die Cachoeira brüllte; die Wogen rauschten zu

[69]) Lingoa geral: uambé-kurúa. Siusí: pālúa.



Abb. 61. Káua beim Verfertigen der Tanzmasken. Der Bast wird geklopft. Rio Aiarý.

meinen Füßen zwischen den Felsen hin und her — hin und her. Es klang wie Geisterstimmen. Vielleicht erzählten sie sich von alten Zeiten, als die Vorväter der jetzigen Bewohner diese Zeichen in das harte Gestein gruben, die ihren Nachkommen heute so geheimnisvoll erscheinen.

Langsam stieg der Mond hinter mir auf und beleuchtete grell die Teufelsfratze an dem hochragenden Felsen. — Wenn jetzt der Iyäimi in eigener Person zu mir herabgestiegen wäre, ich hätte mich nicht gewundert.

Die Bewohner der Maloka gehörten ebenfalls dem Stamm der Káua-tapuyo (Wespen - Indianer)[70]) an, die von den Siusí M a ú l i e n i genannt werden und das Hauptkontingent zu der Bevölkerung des Aiarý stellen (Abb. 60). Ein hübscher junger Mann mit großen treuen Augen war ein L i d a ú e n i, von einem fast ausgestorbenen Stamm, der nur noch aus vier Männern bestehen sollte, die am Içána und Aiarý zerstreut lebten. Er wußte leider nur noch e i n Wort seiner Sprache, das er mir mit schamhaftem Zögern gestand: „dāku — sehr weit".

Die Káua sind vorzeiten vom nahen Querarý, dem größten linken Nebenfluß des oberen Caiarý-Uaupés, eingewandert. Ursprünglich Aruak, wie fast alle Stämme des Querarý, wurden sie von den einfallenden Kobéua unterjocht und nahmen die Sprache und manche Sitten von ihnen an. Nach ihrem Exodus zum Aiarý kamen diese Káua wieder mit reinen Aruak, besonders den Siusí (Oalíperi-dákeni), mit denen sie

Abb. 62. Klopfhölzer. Rio Aiarý. Ca. $^1/_5$ nat. Größe.

[70]) Lingoa geral: káua = Wespe.

zahlreiche Ehen eingehen, in engste Berührung. So kommt es, daß heute fast nur noch die älteren Leute Kobéua sprechen, während die jüngere Generation wieder zu Aruak geworden ist und unter sich und im Verkehr mit den Nachbarn sich des Siusí bedient oder eines Aruakdialektes, der nur wenig von diesem verschieden ist.

Die Leute von Yuruparý-Cachoeira waren unverfälschte Naturkinder von liebenswürdigem Wesen. Der Chef des Hauses aber mit schlauem, von stark gewelltem Haar umrahmtem Fuchsgesicht paßte nicht in diesen ehrlichen Kreis. Er war ein „Baniwa" von einem Stamm des Içána und, wie er mir erzählte, längere Zeit in Manáos gewesen. Schmidt behauptete sogar, ihn dort als Soldat gesehen zu haben. Jedenfalls sprach er leidlich Portugiesisch, hatte aber leider auch einige Laster der Zivilisation angenommen. So ließ seine Redlichkeit, im Gegensatz zu dem treuen Sinn seiner Hausgenossen, viel zu wünschen übrig, wie Schmidt später erfahren sollte, dem er aus seinem Wäschesack kurz vor der Abreise einen ganzen Anzug stahl. Nun — er hatte einen Krüppelfuß und hinkte daher etwas. Vielleicht war er der Yuruparý oder sein höllischer Vetter in eigener Person.

Sonst war Yuruparý-Cachoeira ein herrlicher Platz mit idealer Badeeinrichtung. Der Fluß hatte im Laufe der Jahrhunderte in den Felsen große, runde Löcher ausgespült. Man setzte oder legte sich in diese bei dem klaren Wasser saubersten aller Badewannen und ließ die hin und her brausenden Wogen über den Körper strömen. An Land störten zahlreiche Insekten etwas den Genuß, kleine Wespen, die stachen, ohne gereizt zu sein, schwarze Bienchen, die zwar nicht stachen, aber in Masse auf dem Körper herumkrabbelten, um den Schweiß aufzusaugen, und ein Heer von Stechmücken jeder Art und Größe. Doch das nahm man gern in den Kauf, sonst wäre es ja zu schön hier gewesen.

Inzwischen waren die Leute fleißig bei der Maskenarbeit. Der innere weiße Bast eines gewissen Laubbaumes wurde nach Entfernung der äußeren Rinde durch Klopfen mit einem mehrfach eingekerbten Holzklöppel vorsichtig von dem Stamm gelöst (Abb. 61 u. 62), sorgfältig ausgewaschen und in noch feuchtem Zustande in der richtigen Form der betreffenden Tanzfigur mit Nadeln aus den Knochen des Barrigudo-Affen [71]) über biegsame Stäbe genäht (Abb. 63 u. 64). Wenn die Baststücke in der glühenden Sonne auf den Felsen der Cachoeira rasch getrocknet waren, wurden sie je nach ihrer Bestimmung mit verschiedenen Mustern bemalt. Die schwarze Farbe lieferte der von den Kochtöpfen abgeschabte feine Ruß, die rote die Samen der Urucú und die gelbe ein lehmartiger Ton der Uferwände;

[71]) Lagothrix olivaceus.

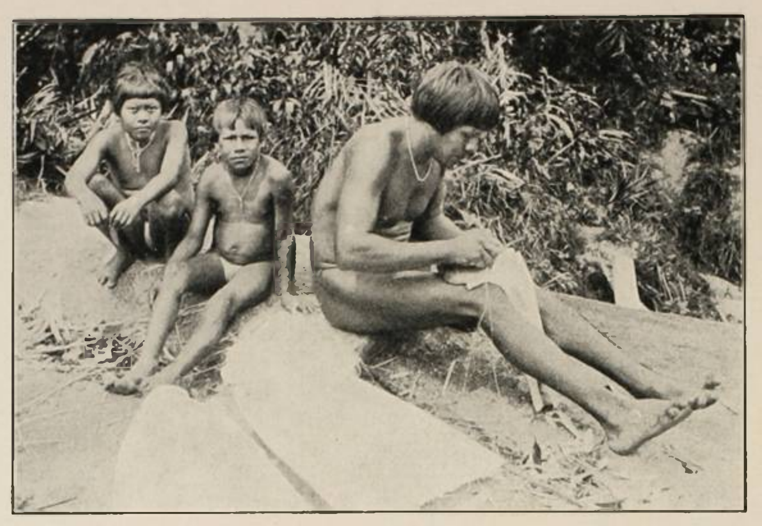


Abb. 63. Káua beim Verfertigen der Tanzmasken. Die Maskenkörper werden genäht. Rio Aiarý.

die weißen Felder wurden aus dem natürlichen blendenden Weiß des Bastes ausgespart. Die Farben wurden mit dem klebrigen Milchsaft desselben Baumes gemischt, von dem der Bast genommen war, damit sie auf der rauhen Fläche besser hafteten und nicht ineinander liefen. Zum Ziehen der geraden Linien benutzte man Lineale, die aus den Blattstengeln der Miritípalme zurecht geschnitten waren; die gebogenen Linien wurden mit Hilfe von Sipó hergestellt. Als Pinsel dienten Holzstäbchen, die an dem einen Ende mit Baumwolle und Pflanzenfasern umwickelt waren (Abb. 65a). Beim Bemalen schoben die Künstler mehrere Bananenblätter in den Maskenkörper, um eine feste Unterlage zu haben, und zugleich auch, um die Gegenseite nicht zu beschmutzen, da die Farben durch den lockeren Baststoff drangen, wenn die Pinselstäbchen fest aufgedrückt wurden. Die bunten geometrischen Figuren deuteten häufig die Fell- oder Hautzeichnung des betreffenden Tieres an, das die Maske darstellen sollte, und hießen ohne besondere Unterscheidung „I h í d a n a-Zeichnung, Malerei". Ebenso wurden auch meine Aufzeichnungen im Tagebuch genannt. Besonders mühsam war die Bemalung der Jaguarmaske. Kleine rote Kreise bezeichneten das rotgelbe Fell des Tieres, viele schwarze Kreise dazwischen die schwarze Zeichnung des Felles. Der Künstler tauchte ein ausgehöhltes Stäbchen aus Ambaúva-Holz in die Farbe (Abb. 65b) und drückte es auf dem Bast-



Abb. 64. Nadeln aus Affenknochen. Rio Aiarý. $^3/_4$ nat. Größe.

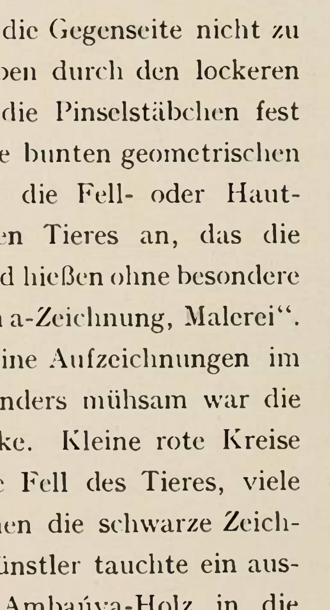


Abb. 65. Pinsel (a) und Stempel (b) zum Bemalen der Tanzmasken. Rio Aiarý. $^1/_1$ nat. Größe.

stoff ab. Vorsichtig blies er zuvor in die Höhlung, um die klebrige Haut davor zu entfernen und die Zeichnung nicht zu verderben. Ein anderer Baum lieferte den roten Bast zu den Ärmeln, ein anderer den langen gelben Behang. Den meisten Masken war ein Gesicht mit fletschenden Zähnen aufgemalt, manche trugen eine Art Zopf aus gelbem Bast.

Ich sah hier verschiedene Kinderspiele wieder, die ich schon in Cururúcuára beobachtet hatte. Die Jungen liefen Stelzen. Stücke hohlen Ambaúva-Holzes, oben zur Hälfte abgespalten, hatten sie sich mit Stricken an den Beinen befestigt und stolzierten sehr kunstgerecht umher. Großen Jubel und allgemeines Erstaunen erregte es, als ich mir einmal die Hölzer anband und über den Dorfplatz und im Haus herumstelzte. Sie hatten diese Kunst dem Weißen gar nicht zugetraut. Die Stelzen hießen im Siusí einfach „h a í k u — Holz" (Abb. 66).

Beliebt war auch das Schießen mit Knallbüchsen, k u b í k a, unter dem besonders die armen Hunde zu leiden hatten. Dieses Spielzeug bestand aus einem Stück Ambaúva-Rohr und einem glatten Stab. Als Pfropfen diente die gekaute Rinde desselben Holzes, das den Stößel hergab. Höchst überflüssigerweise bliesen die Schützen vor dem Laden heftig in das Rohr.

Einen Jungen sah ich geschickt mit zwei runden Früchten jonglieren.

Häufig beobachtete ich kleinere Knaben, die mit Kreiseln spielten. Es gab davon zwei Arten: Einfache Kreisel und Brummkreisel. Erstere bestanden aus einer runden Scheibe aus schwarzem Bienenwachs oder aus gebranntem Ton, durch die ein Holzstäbchen getrieben war (Abb. 67). Sie wurden mit beiden Händen durch Quirlbewegung in Schwung gesetzt, gewöhnlich zwei bis drei zusammen in einem großen flachen Korb, in dem sie munter umhertanzten und sich gegenseitig zum Ergötzen der Kinder umstießen.

Bei den Brummkreiseln war die Scheibe durch eine hohle Tucumáfrucht ersetzt, in die an der Seite zum Hervorbringen des Tones ein Loch gebohrt war.

Abb. 66. Siusí-Knabe[72]) auf Stelzen. Rio Aiarý.

[72]) Der Knabe ist stark mit Purupurú behaftet.

Beim Gebrauch streiften die Knaben einen aus Tucumfaserschnüren zusammengedrehten Ring über den Daumen der linken Hand und zogen den Kreisel ab mittels einer Schnur, die von unten beginnend regelmäßig um den unteren Teil des Stäbchens gewickelt war und zwischen Ring und Daumenwurzel durchging. (Abb. 68.)

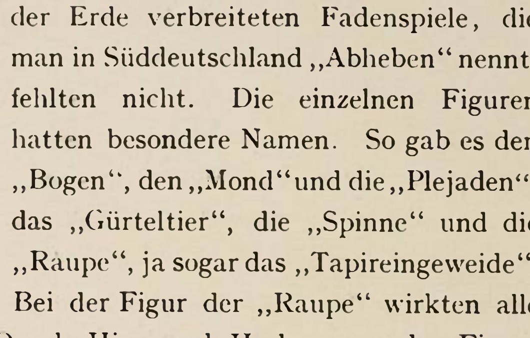
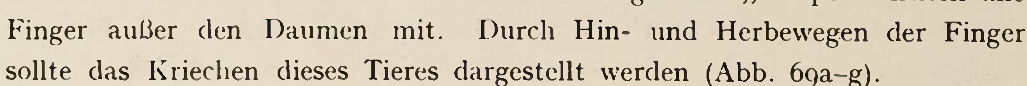


Abb. 67. Kreisel mit Wachsscheibe. Rio Aiary. $^1/_2$ nat. Größe.

Auch die über einen großen Teil der Erde verbreiteten Fadenspiele, die man in Süddeutschland „Abheben“ nennt, fehlten nicht. Die einzelnen Figuren hatten besondere Namen. So gab es den „Bogen“, den „Mond“ und die „Plejaden“, das „Gürteltier“, die „Spinne“ und die „Raupe“, ja sogar das „Tapireingeweide“. Bei der Figur der „Raupe“ wirkten alle Finger außer den Daumen mit. Durch Hin- und Herbewegen der Finger sollte das Kriechen dieses Tieres dargestellt werden (Abb. 69a–g).



Aus schwarzem Wachs wußten die Kinder allerhand niedliche Figuren von Menschen und Tieren zu modellieren, wobei sie die charakteristischen Merkmale stark hervorhoben. Der Jaguar ist kenntlich an dem dicken, runden Kopf, dem langen Schweif und den runden Pfoten. Der Ochse zeigt mächtig geschwungene Hörner. Der unanständige „Macaco prego“ ist durch übermäßige Betonung des Körperteils ausgezeichnet, der ihm bei den Brasilianern seinen Namen „Nagelaffe“ verschafft hat. Der Pfefferfresser ist dargestellt, wie man ihn häufig mit unbeholfenem Flug von einem Ufer zum anderen flattern sieht, wohl gekennzeichnet durch den unförmigen Schnabel und die kurzen Flügel. Recht sorgfältig ausgeführt sind auch die Figuren des Schützen, der die Flinte mit gespanntem Hahn im Anschlag hält, und des Rauchers. Als Augen dienen zwei kleine weiße Perlen, als Zigarette ein zusammengerolltes Papierschnitzel (Abb. 70a–k).

Ebenso geschickt waren Kinder und Erwachsene im Zeichnen. Da sie gewohnt waren, mit dem Malstäbchen Muster auf ihrem Körper, ihren Maskenanzügen und Gerätschaften anzubringen, wurde es ihnen nicht schwer, den Bleistift regelrecht zu führen und die Zeichnung mit sicherer Hand zu entwerfen. Auch vor verhältnismäßig schwierigen Motiven schreckten diese primitiven Künstler nicht zurück. Ich erhielt zahlreiche Bilder von Menschen und Tieren, von Masken und Maskentänzern; Bilder von verschiedener Qualität und verschiedener Auffassung.

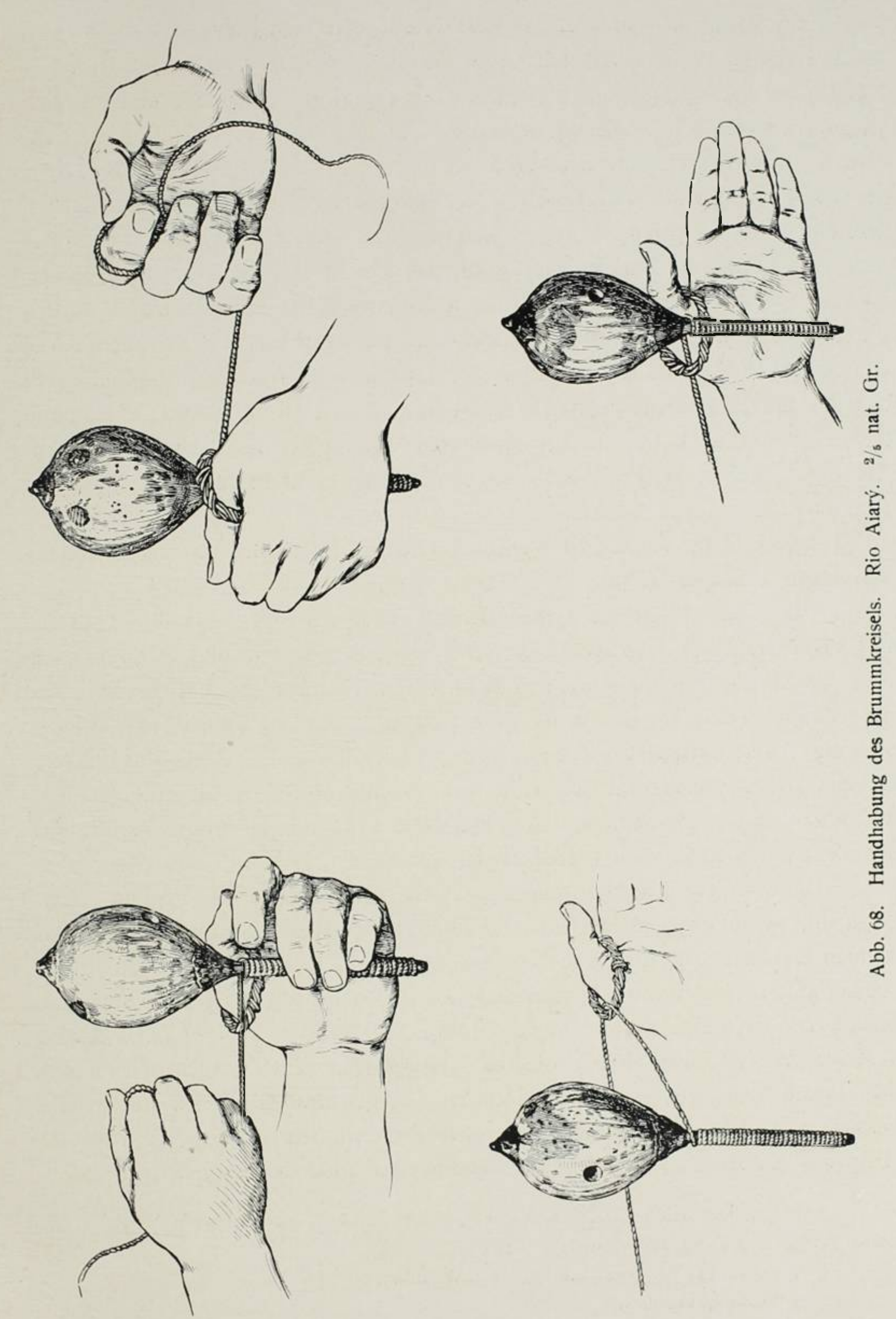


Abb. 68. Handhabung des Brummkreisels. Rio Aiarý. $^{2}/_{5}$ nat. Gr.

Ein kaum zehnjähriger, äußerst intelligenter Siusí-Knabe war ein sehr gewandter und genauer Zeichner (Abb. 71a–e). Auf mein Verlangen entwarf er von mir die charakteristische Figur (d). Ich mußte dem kleinen Maler förmlich sitzen oder vielmehr stehen. Er betrachtete und befühlte sorgfältig die Pantoffeln, die Strümpfe, die ich wegen der fürchterlichen Stechmückenplage über die Hosen gezogen hatte, die Hosenträger, unnütze Herrlichkeiten der Zivilisation, deren ich mich im Anfang meiner Reisen noch erfreute. Er vergaß nicht Schnurrbart und Vollbart. Das Radiergummi, das ich an einer Schnur im Hemdenknopfloch trug, interessierte den jungen Künstler ganz besonders, weil es das Papier immer wieder so hübsch sauber machte, wenn er beim Zeichnen etwas versehen hatte. In die Hände gab er mir das von mir unzertrennliche ,,papéra", wie die Indianer mein Tagebuch nannten, und den Bleistift, Attribute, ohne die sich die guten Leutchen den verrückten Weißen gar nicht denken konnten. Er vergaß nichts, ja er zeichnete sogar das, was er nicht sah und wegen der Kleidung nicht sehen konnte.

Kariuatinga wurde mit karierten Hosen, Hemdenschlitz und Hemdenknöpfchen abkonterfeit (e).

Der Jäger a hält die Arme mit dem Blasrohr vorschriftsmäßig. Auch das Visier ist nicht vergessen und der Köcher, den er, wie üblich, wenn auch ohne Schenkelschluß, zwischen den Beinen hält, und aus dem ein Giftpfeilchen hervorragt. Diese Figur machte dem Jungen wegen der schwierigen Enfacestellung zuerst einiges Kopfzerbrechen. Schließlich studierte er die Haltung des Blasrohres, wie die des Bogens in b eingehend an sich selbst und gelangte auf diese Weise zu ganz annehmbaren Resultaten. Bei der Zeichnung des Flintenschützen c mußte ich ihm wieder Modell stehen.[73])

Die ethnographische Sammlung erhielt hier manchen Zuwachs an Hausgerät und Schmuckgegenständen. Die schönsten Halsketten fanden wir bei den kleinen Kindern. Die Eltern suchen ihre abgöttische Liebe zu ihren Sprößlingen schon äußerlich dadurch zu kennzeichnen, daß sie sie mit reichem Schmuck behängen. Kugelige Samen, zugeschliffene Stückchen aus der harten Schale verschiedener Palmfrüchte,[74]) die schaufelförmigen Blattknochen der Landschildkröte Yabutí,[75]) Menschenhändchen, zierlich geschnitzt aus der Schale desselben Reptils, Zähne von verschiedenen Tieren, wie Jaguar, Wildschwein, Alligator, Affen u. a., waren neben bunten Glasperlen in geschmackvoller An-

[73]) Vgl. in meinem Buch: Anfänge der Kunst im Urwald, Berlin 1906, Seite 43—44 und Tafel 26; außerdem die Tafeln 21—25.

[74]) Besonders der Tucumá- und Inayá-Palme.

[75]) Testudo tabulata.

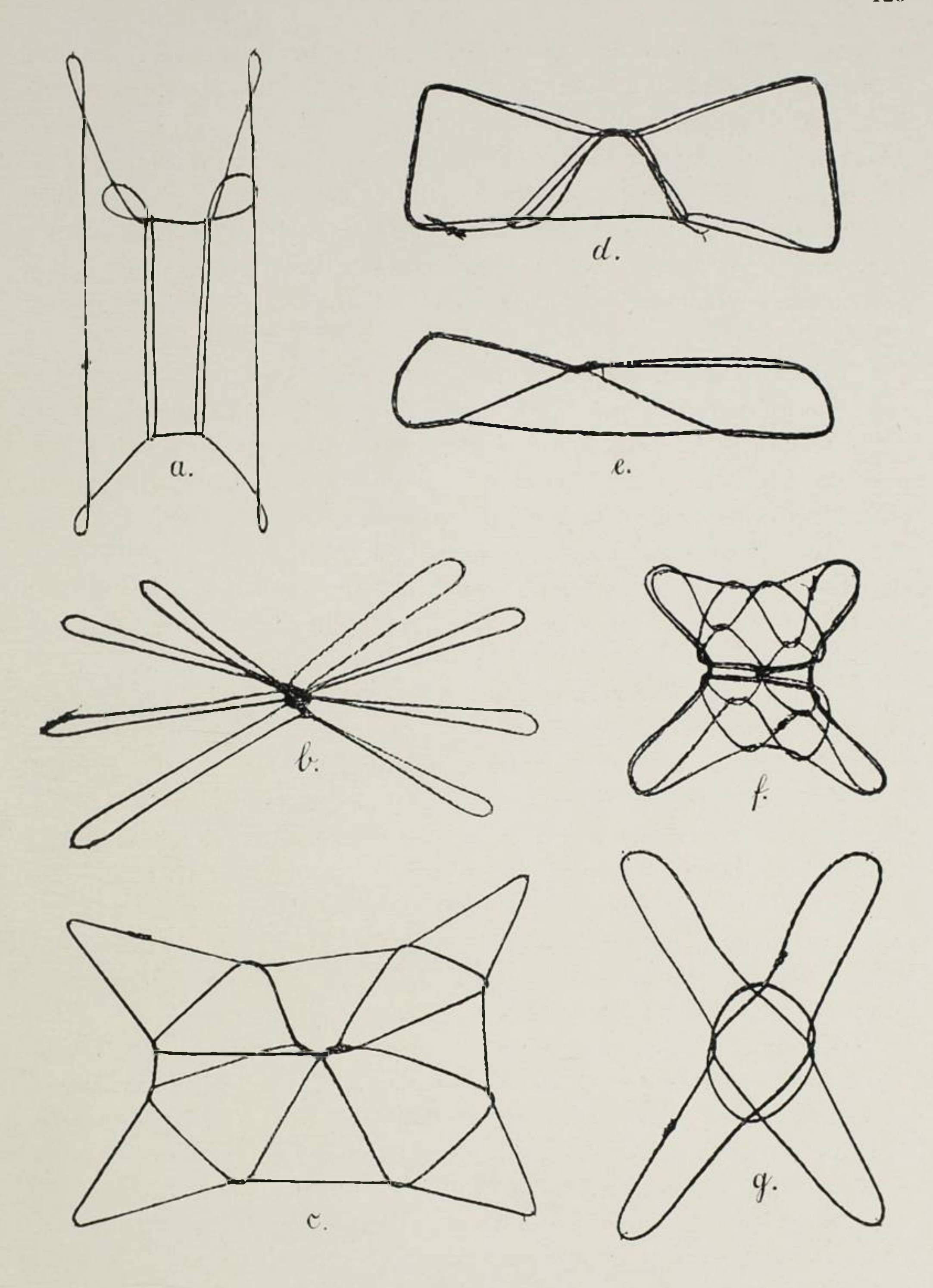


Abb. 69. Fadenspiele. Rio Aiarý.
a. Gürteltier. b. Raupe. c. Tapireingeweide. d. Mond. e. Bogen. f. Plejaden. g. Spinne.

ordnung auf Palmfaserschnüre gereiht (Abb. 72a, b). Ähnliche Ketten aus hohlen Nüssen und Palmfrüchten trugen die kleinen Kinder als Klappern um die Fußknöchel (Abb. 73).

Zum Durchbohren diente ein zugespitzter Affenknochensplitter,[76]) der mit gepichtem Curauáfaden an einem Palmholzstab befestigt war (Abb. 74). Quirlen mit beiden Händen rief rasch das gewünschte Loch hervor. In Ermangelung eines solchen Instrumentes verwendeten die Indianer auch einen gewöhnlichen Fischpfeil mit Eisen- oder Knochenspitze, der ebenso gute Dienste tat.

Perlen und anderer Kleinkram wurden in zierlichen, aus Palmblatt geflochtenen Schachteln von verschiedener Größe aufbewahrt (Abb. 75).

Am 10. November fuhr ich mit Mandú und einigen meiner Ruderer flußaufwärts weiter, um der nächsten Maloka einen kurzen Besuch abzustatten. Schmidt, dessen Augen auf dem Wege der Besserung waren, hatte ich in der Obhut der Indianer zurückgelassen. Unterwegs schnitten meine Leute b i k í p i, eine Schlingpflanze, ein anderes Augenmittel, und träufelten sich den Saft mittels Blatttrichter in die Augen, um beim Rudern und Jagen besser sehen zu können.

Eine scharf vorspringende Ecke am rechten Ufer nannte Mandú: Ulitukuána, weil hier die Tauben (ulítu), wenn sie in großen Schwärmen auf der Wanderschaft wären, Rast machten und Wasser tränken.

Ein mächtiger, mitten aus dem Fluß aufragender Felsen hieß: Dzáuiyaschagaróta. In alter Zeit, so erzählte mir der Häuptling, habe hier ein riesiger Jaguar (dzáui) den Fluß passiert, indem er vom rechten Ufer mit einem Satz auf den Felsen und mit einem zweiten Satz von da an das andere Ufer sprang; eine respektable Leistung von je 25 Metern, die den berühmten Sprung des heiligen Bernhard sehr in den Schatten stellt. Noch jetzt zeigt man auf dem Felsen die Spuren der Jaguarkrallen.

Kurz nach Mittag kamen wir nach ruhiger Fahrt im Hafen der Maloka an, die auf dem linken Ufer etwas landeinwärts lag. Im üblichen Gänsemarsch mit Mandú an der Spitze gingen wir hin. Die Indianer haben eine förmliche Scheu davor, nebeneinander zu gehen. Wenn ich einmal im Eifer des Gesprächs — ich hatte mir das Hintereinandergehen nachgerade auch schon angewöhnt — neben den Häuptling trat, blieb er sofort stehen und ließ mir den Vortritt. Als ich in Yuruparý-Cachoeira vom Hafen zur Maloka ging und einen Augenblick stehenblieb, um mir einen spitzen Stein von der Fußsohle zu entfernen, machten

[76]) Barrigudo-Affe (Lagothrix olivaceus).

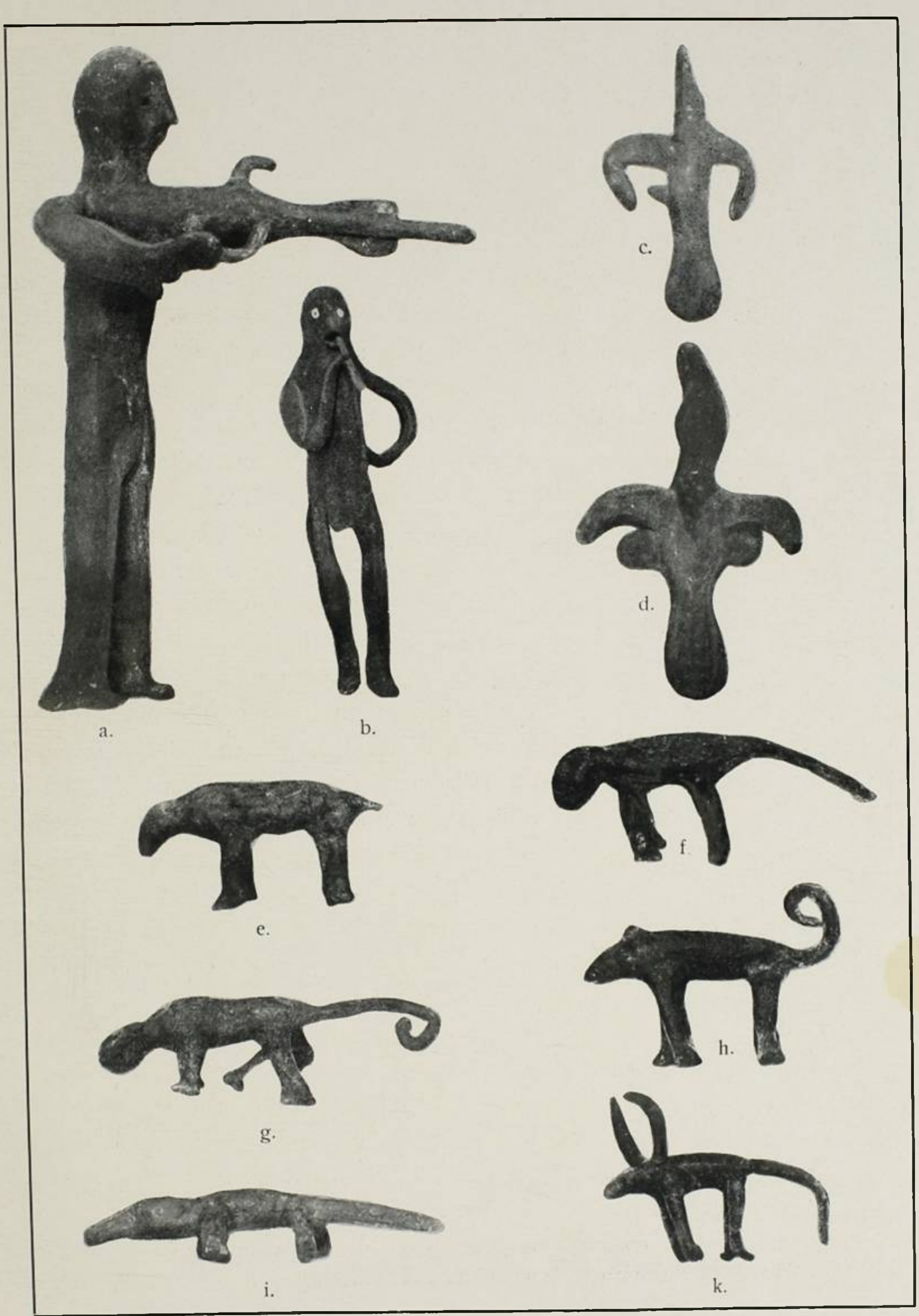


Abb. 70. Wachsfiguren, von Knaben modelliert. Rio Aiarý. a. Mann mit Flinte, b. Mann mit Zigarette, c, d, Tucanos, e. Tapir, f. Jaguar, g. Affe, h. Hund, i. Alligator, k. Ochs. $^2/_3$ nat. Gr.

meine vier Jungen, die hinter mir das schwere Gepäck heraufschleppten, wie auf Kommando auch Halt.

Die langweilige Empfangszeremonie, die ich in allen bewohnten Malokas, die wir bisher passiert hatten, über mich hatte ergehen lassen müssen, dauerte diesmal viel länger als gewöhnlich und trug einen viel ernsteren Charakter. Wir traten in das Haus und blieben stillschweigend dicht hintereinander am Eingang stehen, bis der Hausherr zu uns kam und Mandú mit einigen kurzen Worten begrüßte und ihm dadurch gleichsam erst die Erlaubnis gab, zu verweilen. Mandú antwortete ebenso kurz, und nun begann zwischen beiden ein langes und unglaublich rasch und eintönig hergeplappertes Wechselgespräch, in dem einzelne Worte immer wiederkehrten. Wir anderen verhielten uns ganz still und teilnahmlos. Zunächst erzählte der Wirt alles, was in der Zwischenzeit in seinem Hause passiert war, mit steter Wiederholung einzelner Worte. Dann gab Mandú alle Neuigkeiten aus seiner Heimat zum Besten und überbrachte Grüße von allen Verwandten und Freunden. Beide Parteien sahen sich während dieser Formalitäten grundsätzlich nicht an und verharrten völlig regungslos auf einem Fleck. Der eine

a. b.

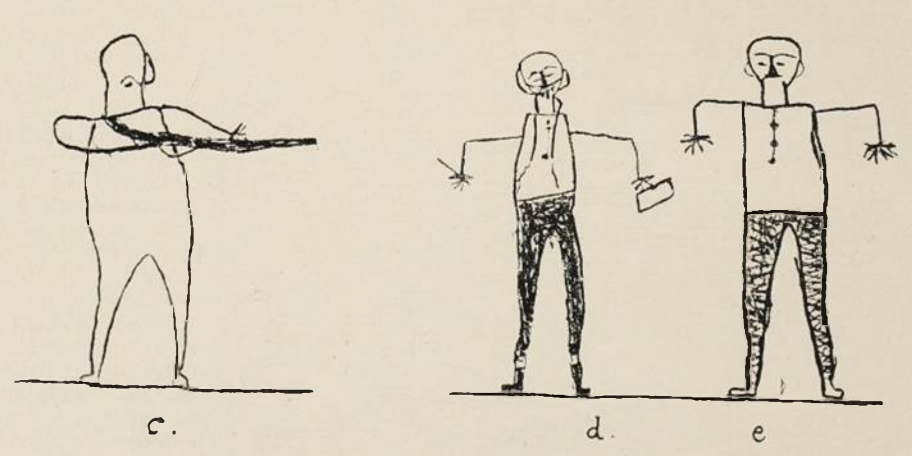


Abb. 71 a—e. Bleistiftzeichnungen eines Siusí-Knaben[77]). Rio Aiarý.
a. Blasrohrschütze, b. Bogenschütze, c. Flintenschütze, d. Dr. Koch, e. Otto Schmidt. 1/1 nat. Gr.

[77]) Aus: Anfänge der Kunst im Urwald. Tafel 26a—e. Berlin 1906.



Abb. 72 a. Kinderhalsketten aus Samen, Tierzähnen und -knochen. Rio Aiarý. ca. 1/3 nat. Gr.

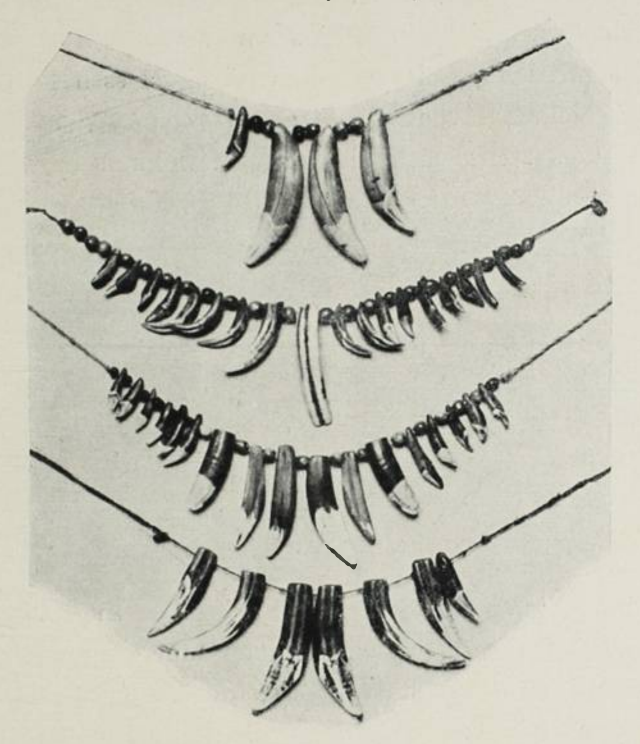


Abb. 72 b. Kinderhalsketten aus Tierzähnen und Samen. Rio Aiarý. ca. 1/3 nat. Gr.

schaute nach dieser, der andere nach jener Seite, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Bei beiden war die Stimme weinerlich hoch geschraubt, als wenn sie sich viel Trauriges zu erzählen hätten. Wie ich später erfuhr, war der jugendliche Sohn des Hauswirtes vor kurzer Zeit gestorben. Die blauschwarze Genipapo-Bemalung, die die Bewohner der Maloka trugen, stammte von einem Kaschirífest, das wenige Tage vorher zu Ehren des Toten stattgefunden hatte. Nach dem Vater kam der Bruder des Verstorbenen, ein junger kräftiger Mann von einigen zwanzig Jahren, und endlich die alte Mutter, die ihre halbblinden Augen fast ganz zugekniffen hatte. Sie schrie die Worte laut heraus in unsäglichem Jammer um den toten Sohn. Die übrigen Anwesenden, die bei dem Trauerfall nicht unmittelbar beteiligt waren, begrüßten uns nur kurz, indem sie nacheinander an uns herantraten, zuerst die Männer, dann die Weiber. Endlich wurden wir zum Sitzen eingeladen, ich nahm auf einer Hängematte, Mandú auf einem niedrigen Schemel Platz, und die Frauen brachten die übliche Bewirtung. Dem gepfefferten Fischgericht war gekochter Mais zugesetzt. Die Maiskörner werden auch im Kolben am Feuer geröstet und dann abgeknabbert. Wir nahmen von allem etwas, um keine der Geberinnen zu kränken. Nach uns aßen die Leute.

Als Nachtisch und Erfrischungsgetränk gab es Karipé, mit kaltem Wasser angerührte Mandiocastärke,[78]) und süße Bananenbrühe. Wenn man sich von der Mahlzeit erhebt, sagt man: „uataitenu(h)aíneka uatsuakéta aképa!", was Mandú übersetzte: „ich bin fertig (mit dem Essen); der Topf war groß!"

Wir hatten es günstig getroffen. In etwa zehn Tagen sollte ein großes Maskentanzfest stattfinden, eine Trauerfeier für den Verstorbenen; denn nur bei solchen traurigen Gelegenheiten wird mit Masken getanzt.

Es war eine verhältnismäßig stark bevölkerte Maloka. 40 und mehr Individuen mochten hier wohnen. Sie gehörten verschiedenen Stämmen an. Die meisten waren Káua, unter denen sich einige Siusí und sogar zwei Tariána von einem Aruakstamme des mittleren Caiarý-Uaupés niedergelassen hatten. Die Weiber stammten in der Mehrzahl vom Querarý.

Im Laufe des Nachmittags stellte sich die ganze Bewohnerschaft ein.



Abb. 73. Fußklappern der kleinen Kinder. Rio Aiarý. 1/3 nat. Gr.

Die Männer legten zunächst ihre Waffen und Gerätschaften beiseite und nahmen dann erst von unserer Anwesenheit Notiz. Wieder fanden einige kürzere Begrüßungszeremonien in gewöhnlichem Ton statt. Jeder der Männer brachte Mandú der Reihe nach eine lange, in trockene oder auch noch grüne Blätter der sogenannten „Banana brava" gewickelte Zigarette. Der Häuptling tat daraus einige Züge und gab sie dann weiter. Der Rauch wurde durch die Nase geblasen.

Allmählich kamen hübsche Ethnographica zum Vorschein, darunter Perlenschürzchen, die von den Weibern beim Tanz getragen werden und dieselben geschmackvollen Grecque-Muster wie die Ton- und Flechtwaren zeigen (Abb. 76).

Um sechs Uhr, bei Eintritt der Dunkelheit, traten einige Männer und Weiber vor Mandú und hielten ihm wiederum in zeremoniellem Ton eine längere

[78]) Die feine weiße Mandiocastärke wird in der Lingoa geral: **tipiáka** genannt, woraus unser „**Tapioka**" entstanden ist.

Rede, die von diesem mit einigen höflichen „óho kā" beantwortet wurde. Es war der Gutenachtgruß der Wirte, der noch einmal kurz nach acht Uhr beim Schlafengehen in etwas anderer Weise wiederholt wurde. Eine ähnliche Zeremonie beobachtete ich um sechs Uhr morgens bei Tagesanbruch.

In der Nacht gegen vier Uhr wurde ich von Jammerlauten geweckt. Mandú und der Bruder des Verstorbenen hockten dicht bei meiner Hängematte am Boden und klagten in herzzerreißenden Tönen. Zunächst war es dasselbe eintönige Wechselgespräch wie am vorhergehenden Tage. Allmählich aber folgten die Worte immer rascher aufeinander, der Ton wurde immer kläglicher. Beide hielten die Hände vor das Gesicht und schluchzten laut zwischen den einzelnen Worten. Schließlich gingen ihre Reden ineinander über und endigten in einem längeren Duett. Die Stimmen erhoben sich, von Schluchzen und kläglichem Weinen unterbrochen, in einer Art Akkord zu den höchsten Jammertönen, um dann in demselben Akkord abwärts zu fallen und leise klagend zu enden. Es klang recht melodisch. Besonders Mandú hielt auf Melodie und Rhythmus, der andere schrie zu laut dazwischen. Nach einer Viertelstunde hörte die Klage plötzlich auf, die Hände wurden vom Gesicht genommen, und die Trauernden unterhielten sich mit gewöhnlicher Stimme. Tränen waren bei Mandú sicher nicht geflossen. Des Toten Bruder schien bitterlich geweint zu haben, denn er schneuzte sich zum Schluß die Nase kräftig mit der Hand. Mir selbst war ja ganz traurig zumut. Während der ganzen Zeremonie schauten sich die Trauernden wiederum nicht an, sondern saßen rechtwinklig voneinander abgekehrt. Die übrigen Bewohner nahmen gar keinen Anteil an der Klage, unterhielten sich, lachten laut; einige Jungen lärmten und liefen aus und ein.

Abb. 74. Quirlbohrer. Rio Aiarý. 1/3 nat. Größe.

Am 12. November fuhren wir nach Yuruparý-Cachoeira zurück. Der Abschied Mandús von seinen Verwandten war ebenso traurig wie die Begrüßung bei unserer Ankunft, aber auch ebenso langweilig. Wiederum wurden Grüße ausgetauscht an die ganze Verwandtschaft, immer der Reihe nach an jeden einzelnen, mit steter Wiederholung der Grußformel. Mandú saß dabei auf einer niedrigen Bank, spielte mit einem Faden und schaute scheinbar teilnahmlos zu Boden. Der andere stand vor ihm, den Rücken ihm halb zugekehrt, und blickte in die Weite.

Trotz der Trauer hatte der schlaue Häuptling die Gelegenheit benutzt, einen kleinen Handel zu machen. Er kaufte einige Körbe Farinha, einen großen

Weibertragkorb und ein zierlich geflochtenes Hängekörbchen, in dem die Indianer geröstete Pfefferfrüchte, Perlen und sonstige Kleinigkeiten verwahren (Abb. 77). Zu meinem Schmerz erwarb er auch einen eleganten Bogen, den ich gern für die Sammlung gehabt hätte.

Der Handelstrieb ist bei den Indianern überhaupt sehr ausgeprägt, wie ich bei meinen Ruderern vielfach beobachtet habe. Die Bezahlung in Tauschwaren von entsprechendem Wert wird ohne Geschrei und Zank vereinbart. Sie erfolgt bisweilen erst Monate nachher, aber mit größter Gewissenhaftigkeit.

In Yuruparý-Cachoeira fand ich alles in bester Ordnung. Schmidt war wieder völlig gesund, die Masken waren fertig, und mit Sonnenuntergang begannen die Tänze. In den Masken wurden teils Tiere dargestellt, wie der Schmetterling, der der Herr aller Maskentänze ist, der schwarze Aasgeier, der

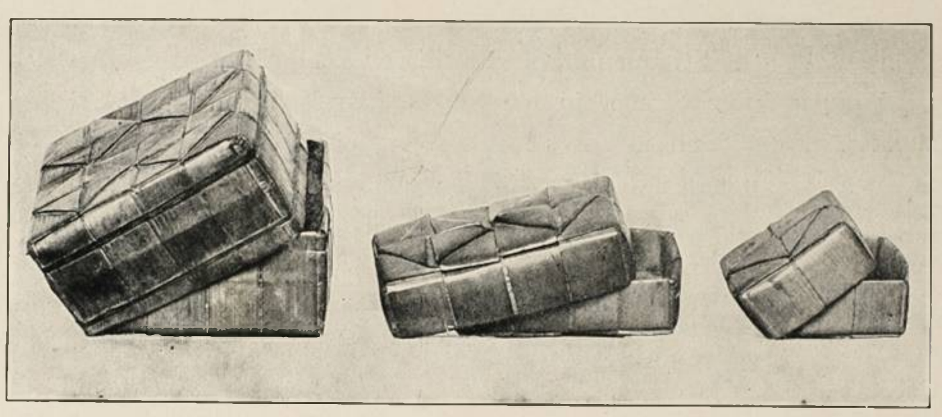


Abb. 75. Schächtelchen zum Aufbewahren von Perlen und anderem Kleinkram. Rio Aiarý. 1/4 nat. Gr.

Jaguar, Fische, Raupen, Käferlarven u. a., teils böse Dämonen in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Tätigkeiten, Riesen und Zwerge. Auch die Tiermasken stellten Dämonen dar, die einzelne Tierklassen repräsentierten. Doch waren sie keine naturalistischen Nachbildungen des betreffenden Tieres, das sie verkörperten, sondern unterschieden sich kaum von den menschlichen Masken und waren nur durch einzelne besondere Merkmale, Ornamente und Attribute charakterisiert. Nicht immer wurde mit derselben Maske derselbe Tsnz getanzt. Bisweilen kam auch die jeweilige Bedeutung der Maske erst durch den Tanz selbst zum Ausdruck. Die Tänze wurden nur von Männern, aber im Beisein der Weiber und Kinder ausgeübt. Die Teilnehmer, deren Körper durch die Maskenanzüge zum größten Teil verhüllt waren, bewegten sich in raschen Schritten mit etwas einknickenden Knien und sangen dazu eintönige, jedoch nicht unmelodische Weisen, deren dumpftraurige Töne zu den zähne-



Abb. 76. Perlenschürzchen, von den Frauen beim Tanz getragen. Rio Aiarý. $^1/_5$ nat. Gr.

fletschenden Fratzengesichtern unheimlich paßten. Die meisten Masken trugen eine lange Schwanzfeder des roten Arára auf dem Kopf (Tafel V).

Die Texte, die dem Aruak und dem Kobéua angehören, sind offenbar uralt und waren von den Sängern teilweise selbst nicht mehr zu deuten. Viele Wörter sind einfache Gesangeslaute, wie unser „la-la-la" und „rudirállala", andere sollen den Ruf des betreffenden Tieres nachahmen. Auch die charakteristischen Bewegungen der Tiere und die verderblichen Eigenschaften der Dämonen wurden in vortrefflicher Pantomime vorgeführt. Um den strengen Rhythmus noch mehr zu akzentuieren, hielten einige Tänzer mehr oder weniger lange, mit Bastfahnen verzierte Tanzstöcke in der einen Hand und stießen sie im Takt auf den Boden. Zum Zeichen, daß der Tanz beginnen sollte, klopften sie mit den Stöcken wider die Hauswand. Am Schluß einer jeden Tour liefen die Tänzer mit hüpfenden Schrittchen zu dem Standort der Masken, die vor der Maloka in einer Reihe auf Stöcken aufgepflanzt waren, sprangen dort ein paarmal rasch vor und zurück unter mehrmaligem Hin- und Herwiegen und Vor- und Rückwärtswerfen des Oberkörpers, stampften noch einmal kräftig auf der Stelle auf und demaskierten sich.

Auch dieses Maskenfest war eine Trauerfeier für einen jungen Mann, der vor wenigen Wochen hier verstorben war. Dies sollte mir plötzlich zum Bewußtsein kommen. Ich saß während der Tänze mit Mandú in gemütlicher Unterhaltung auf einer Bank. Mit einem Male stand er auf und sagte zu mir, er wolle mit Casimiro, dem Hausherrn, „sprechen". Er wechselte einige kurze Worte mit Marcellino, meinem älteren Ruderer aus



Abb. 77. Hängekörbchen. Rio Aiarý. $^1/_6$ nat. Gr.



Abb. 78. Maskentanz der Káua[79]. Rio Aiarý.

Araripirá-Cachoeira, und beide traten zu Casimiro. Es entwickelte sich eine erregte Unterhaltung, die sich allmählich in den Hintergrund des Hauses zog. Sie schrien mit wilden Gebärden laut durcheinander und deuteten aufgeregt nach der Erde. Schmidt glaubte anfangs, es gäbe eine kleine Rauferei, wie bei uns zu Hause auf der Kirchweih, aber schon hockten alle drei im Kreise nieder, hielten die Hände vor das Gesicht und jammerten schluchzend denselben Klagegesang herunter, den ich wenige Tage vorher flußaufwärts gehört hatte. Währenddessen nahmen die Tänze ihren Fortgang. Marcellino ward die Sache zuerst langweilig. Er drehte den Kopf um und schaute den Tänzern zu. Dann kam er in seinem Kaschirírausch blöde lachend auf uns zu getorkelt, umarmte Schmidt und bat mich um eine „dzäma" (Tabak, Zigarette). So liebenswürdig und anständig diese Indianer in der Nüchternheit sind, so ekelhaft und zudringlich sind sie im angetrunkenen Zustande. Die beiden anderen jammerten noch eine Zeitlang weiter, hörten dann auch plötzlich auf und unterhielten sich in gewöhnlichem Ton.

Einen anderen Beweis, daß diese Totenklage leere Zeremonie ist, erhielt ich einige Tage später. Am Tage nach dem Tanzfest, das 24 Stunden dauerte, kam ein Boot mit bekleideten Indianern. Es war Joaquim, der Bruder Casimiros, der aus dem Seringal am Rio Yurubaxý heimkehrte. Die traurige Nachricht, die er mitbrachte, daß dort seine Frau und eine Tochter dem bösen Fieber erlegen seien, wurde verhältnismäßig gleichgültig aufgenommen. Erst am anderen Morgen um fünf Uhr fand eine unendlich lange offizielle Trauerzeremonie nebst Klagegesang zwischen den Hinterbliebenen um diesen mindestens sechs Wochen zurückliegenden Todesfall statt.

Am 14. November nahm Mandú von uns Abschied, um nach Cururúcuára zurückzukehren. Er hatte seine selbstgewählte Stellung als Führer und Impresario in trefflicher Weise ausgefüllt. In spätestens drei Wochen versprach ich wieder bei ihm zu sein.

[79]) Sämtliche hier abgebildeten Maskenanzüge befinden sich im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin, Sammlung Koch-Grünberg.



UMZUG DER MASKENTÄNZER. RIO AIARY.

Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern.

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Wir hatten noch viel zu tun mit Photographieren und Sprachaufnahmen, wobei meine verzweifelten Anstrengungen, die schwierigen Kehllaute des Kobéua nachzusprechen, viel belacht wurden.

Die reinen *l* und *r* unseres Alphabets fehlen dem Kobéua; dafür tritt ein am Gaumen hervorgebrachter Laut ein, der zwischen beiden liegt und sich dem rollenden polnischen ł nähert. Die Unsicherheit zwischen *l* und *r*, die ich schon im Siusí und Katapolítani beobachtet hatte, übertrug Mandú auch auf das Portugiesische. So nannte er unsere Laterne, die im vulgären Portugiesischen „farol" (eigentlich „Leuchtturm") heißt, stets „falor" oder vielmehr „palor"; statt „alto" (hoch) sagte er „arto" oder „arlto".



Abb. 79. Tanz des Urubú (schwarzen Aasgeiers). Rio Aiarý.

Häufig ließen sich die Indianer von mir deutsche Ausdrücke sagen und wunderten sich über meine harte „häßliche" Sprache. Ein *f* konnten sie absolut nicht aussprechen. Sie sagten statt „Felippe" „pelipe", statt „Fuß" „pús(e)" oder sogar „dzús(e)".

Bei meinen Sprachaufnahmen konnte ich mich mit Vorteil des Siusí oder des ihm nahe verwandten Katapolítani bedienen, von dem ich dank meinem treuen Antonio ein umfangreiches Vokabular angelegt hatte. Einige nach unseren Anstandsbegriffen verfängliche Wörter fragte ich als gesitteter Kulturmensch meinen Gewährsmann mit leiser Stimme. Wie erstaunte ich aber, als mir eine alte Frau, die ein schärferes Gehör als Gesicht hatte, die Kobéua-Übersetzung laut über den halben Dorfplatz zuschrie, ohne daß jemand Anstoß daran nahm! Diese Naturkinder huldigten noch dem vernünftigen Grundsatze: „Naturalia non sunt turpia!"

Am 19. November fuhren wir ab zur nächsten Maloka, wo zwei Tage später das Maskenfest seinen Anfang nahm.

Die Introduktion war eine wesentlich andere als in Yuruparý-Cachoeira. Während dort ein einfacher Umzug aller Masken stattfand, die ihre Attribute in den Händen trugen, war es hier eine wilde Szene von hochdramatischer Wirkung. Nachmittags gegen vier Uhr kamen sechs Gestalten, in phantastische Maskenanzüge gehüllt, im Gänsemarsch aus dem Wald und tanzten einigemal

in Gruppen zu zwei oder einzeln auf dem Dorfplatz im Geschwindschritt hin und her, beständig eine dumpftraurige Weise singend. Währenddessen tanzten zwei Masken, die sich mit verschränkten Fingern an den Händen hielten (Abb. 78), im Mittelgang des Hauses singend auf und ab. Plötzlich stürmten die anderen von draußen her mit lautem Geheul zum Eingang, schlugen mit Stöcken und langen Haken heftig wider die Wand und suchten den Eintritt zu erzwingen, der ihnen von den beiden Masken im Hause gewehrt wurde. Es waren die bösen Geister, die von der Maloka Besitz nehmen wollten. Während dieser aufregenden, sehr natürlich gespielten Szene stießen die Mutter und die Witwe des Verstorbenen ein herzzerreißendes Jammergeschrei aus. Der Angriff am Eingang war abgeschlagen, doch die Geister liefen rasch um das Haus herum und suchten durch den Ausgang einzudringen. Dieselbe Szene wiederholte sich, nur noch wilder, zügelloser. Immer lauter wurde das „hé-hé-hé — —!"-Geheul der Angreifer und Verteidiger, immer heftiger der Ansturm. Das Haus erdröhnte von den wuchtigen Schlägen. Dicke Strohbüschel der Wandbekleidung fielen, von den Haken herabgerissen, zu Boden. Die Klage der Weiber schwoll zum höchsten, lautesten Jammer an. Schon drangen die Geister in das Haus. Zwei Masken standen sich gegenüber und hielten einen Querbalken des Daches mit den langen Haken fest, indem sie sangen, wie auch draußen vor dem Angriff:

Abb. 80. Tanz des Jaguar. Rio Aiarý.



(„lipíka lípika lí-i-pí-i-ká
kénapíka kénapíka kénapí-i-ká
lí-auari yaïká
óhō-hó." usw.)

Die anderen tanzten, in derselben Ordnung wie draußen, im Haus hin und her und sangen:

„uánale uánale
mínalíka — yá“ [80]) usw.

Das laute Klagegeheul der beiden Weiber ging allmählich in den von Schluchzen begleiteten, melodischen Trauergesang über, um endlich leise zu ersterben. Die Zuschauer verhielten sich ruhig. Die Weiber machten ängstliche Gesichter. Zwei Mädchen waren sogar behende auf ein Gerüst geklettert. Nach Beendigung des Tanzes aber lachten und lärmten wieder alle laut durcheinander, auch die beiden Klageweiber, die noch soeben, hier und dort am Boden hockend und mit den Händen das Gesicht verhüllend, so bitterlich geweint und geschluchzt hatten.



Abb. 81. Heulinstrument des Jaguartänzers. Rio Aiarý. ca. 1/5 nat. Gr.

Nach dieser ernsten Einleitung begannen die harmloseren Tänze, von denen einige besonders charakteristisch waren.

Der Tänzer des schwarzen Aasgeiers, Kauálämi im Kobéua, Uátsoli im Siusí, hielt mit beiden Händen einen Stock wider den Nacken und ahmte durch Hin- und Herschwanken des Oberkörpers den watschelnden Gang dieses Vogels nach, den seine mächtigen Schwingen in seinem unendlichen Element der Sonne entgegentragen, während er sich auf der Erde mit balancierenden Flügeln nur langsam und unbeholfen fortbewegt (Abb. 79).



Abb. 82. Tanz der Mistkäfer. Rio Aiarý.

Der Jaguartänzer, Yauí der Kobéua, Dzáui der Siusí, hüpfte mit stark gebeugtem Ober-

[80]) „mínali“ heißt im Siusí „Bewohner“.

körper in katzenartigen Sprüngen wild umher und entlockte einem Ambaúvarohr, das der besseren Resonanz wegen in einem Topf festgebunden war, dumpfe Laute, die entfernt an das Heulen der gefürchteten Bestie erinnerten (Abb. 80 und 81). In dem Topf befanden sich Steinchen, mit denen der Tänzer von Zeit zu Zeit rasselte. Dann ging er mit raschen, weitaus greifenden Schritten singend hin und her. Auch der Gesang, der aus mehreren Strophen bestand, suchte in einzelnen stets wiederkehrenden Worten die Naturlaute des Raubtiers nachzuahmen:



Abb. 83. Tanz der Eule. Rio Aiarý.

yalulú yauí
yalulú yauí
yauí yauí
yalulú yauí
óhó — — hó.

yauí yauí yalulú yauí
yauí yauí yalulú yauí
yalulá yuá
yauirá lí maniká
yalulú yauí
óhó — — hó.

yauí yauí yalulú yauí
oadyá pirá yauí
yalúluá maniká
óhó — — hó.

Der Tanz der Mistkäfer (Kobéua: Kelatómoli; Siusí: Ischíta) sollte die reinigende Arbeit dieses fleißigen Tierchens[81]) darstellen, das aus Kot kleine Kugeln dreht und sie als Nahrung in der Erde vergräbt. Zwei Maskentänzer schritten nebeneinander Hand in Hand unter Gesang vor- und rückwärts. Sie hielten unter den äußeren Armen ihre Tanzstäbe eingeklemmt und wälzten damit einen Stock, der die Kotkugel vorstellte, hin und her (Abb. 82).

Der Eulentänzer (Kobéua: Murukutúkö; Siusí: Murukutútu), der als einziger nur einen Maskenkopf aufgestülpt hatte, hielt in der linken Hand einen brennenden Span, in der rechten einen Stock. Mit kurzen Schritten sprang er auf und ab und klopfte wider die Hauspfosten. Er ahmte so das Flattern der Eule von Baum zu Baum nach und ließ ihren Ruf „pú-pú-pú", ertönen, der diesem Vogel bei den Kobéua auch den Namen „púpuli" eingetragen hat. Der brennende Span sollte offenbar die glühenden Augen der Eule andeuten. Dieser Tanz war durch die eleganten Bewegungen des schlanken nackten Körpers besonders anmutig (Abb. 83).

[81]) Es ist der sogenannte Pillendreher aus der Gruppe der Blatthornkäfer, Lamellicornia.

Ein schlimmer Waldgeist ist ein bebarteter Zwerg, den die Kobéua: Mákukö, die Siusí: Hüiniri nennen. Er foppt den Jäger, indem er ihm die Beute vor der Nase wegschießt, tötet aber auch gelegentlich Menschen mit seinen Giftpfeilchen. Sein Tanz gab die Jagd mit dem Blasrohr in trefflicher Pantomime wieder. Er zeigte, wie der Jäger das Wild allmählich beschleicht und endlich zu Schuß kommt (Abb. 84). Dabei warf der Tänzer im geeigneten Moment eine aus Baststreifen geknüpfte Affenfigur, die er am linken Arm getragen hatte, vor sich hin. Sie stellte den angeschossenen Affen dar, den der Tänzer nun mit dem Blasrohr, seinem langen, mit Baststreifen verzierten Tanzstab, völlig totstach, wobei er das angstvolle Pfeifen des Tieres naturgetreu nachahmte.

Voll Humor war die mimische Vorführung einer Alligatorjagd. Man hatte die rohe Figur eines Alligators aus Baststoff zusammengewickelt. Drei Masken schlugen das Tier mit Stöcken tot, banden die Beute an eine lange Stange und trugen sie auf den Schultern unter Gesang im Hause herum. Dann hockten sie am Boden nieder, warfen das Wild aus und zerlegten es. Die Weiber brachten Töpfe herbei. Feuer wurde scheinbar angezündet, und die Fleischstücke zum Kochen in die Töpfe gestopft. Ich wurde zum Mitessen eingeladen und hockte mich zu den Jägern, indem ich tat, als ob ich von den Fleischstücken Fetzen mit den Zähnen abrisse. Ich schimpfte und sagte, das Fleisch sei „matsí--te“,[82]) „hart wie der Teufel“, und schnitt beim Kauen die fürchterlichsten Grimassen, was allgemeinen Jubel hervorrief. Auch Kariuatinga erhielt sein Teil. Schließlich wickelten die Masken den Rest des „Fleisches“ wieder um die Stange und trugen sie noch einigemal singend durch das Haus.

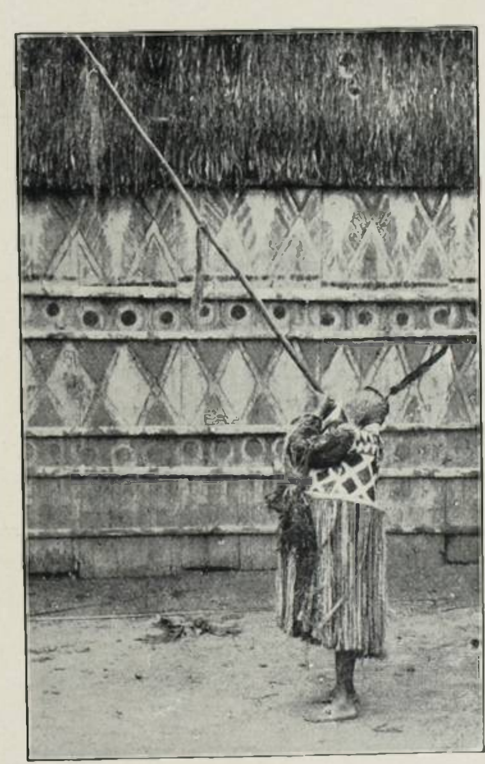


Abb. 84. Tanz des Waldgeistes Mákukö. Rio Aiarý.

Wohl der interessanteste Tanz bei diesem Maskenfest war ein Phallustanz, an dem alle Masken unterschiedslos teilnehmen konnten. Der Akt der Begattung und Befruchtung wurde mimisch dargestellt (Abb. 85). Trotz der grotesken Bewegungen wurde der Tanz sowohl von den Tänzern selbst, als auch

[82]) „sehr schlecht“ im Siusí.

von den Zuschauern durchaus ernst aufgefaßt. Er sollte im ganzen Dorf, bei allen und allem, Menschen, Tieren und Pflanzen, Fruchtbarkeit bewirken; ein Gedanke voll tiefer sittlicher Bedeutung und frei von jeder Unanständigkeit in unserem Sinn!

„Unanständig" überhaupt, welch deplaziertes Wort hier! Diese nackten Indianer sind so anständig, wie es nur Menschen sein können: sie zanken sich nicht; sie prügeln sich nicht; ihre Sittlichkeit steht auf hoher Stufe, obgleich viele Familien in einem Raum zusammenwohnen; ja, sie scheuen sich sogar, vor Fremden ihre Frauen zu liebkosen!



Abb. 85. Phallus-Tanz. Rio Aiarý.

Nur einmal sah ich hier, wie ein jungverheirateter Indianer — er hieß Ischíta (Mistkäfer) — im Halbdunkel seiner Wohnungsabteilung mit seiner hübschen strammen Frau schäkerte. Es war völlig harmlos und dezent; sie balgten sich herum wie Kinder. Ich habe es ihm nicht verdacht; ich hätte es an seiner Stelle ebenso gemacht.

Während des ganzen Festes wurde Kaschirí gereicht; doch war niemand betrunken, außer meinem Ruderer Marcellino, der nicht viel vertragen konnte. Von Zeit zu Zeit klagte die Alte um ihren jüngst verstorbenen Sohn, ohne daß jemand Notiz davon nahm. Erst am anderen Mittag fand dieses Totenfest seinen Abschluß.

Die tiefere Bedeutung aller dieser Maskentänze tritt klar hervor. Es sind Zaubermittel. Der Geist des Toten, dem man wie überall böse, rachsüchtige Eigenschaften zuschreibt, soll durch die Tänze und die fortgesetzte Klage versöhnt werden, damit er nicht wiederkehrt und einen der Hinterbliebenen zu sich holt. Die bösen Dämonen, die vielleicht den Tod des Verwandten verschuldet haben und vor deren Tücke die Menschen nie sicher sind, sollen von weiterem Unheil abgehalten werden.



Abb. 86. Kinderschemel der Siusí. Rio Aiarý. $^{1}/_{5}$ nat. Gr.

Die Feinde des Jägers, Mákukö und Jaguar, die Schädlinge des Feldes, Raupen, Käferlarven und anderes Ungeziefer, sollen durch mimische Nachahmung ihrer Handlungen magisch beeinflußt und den Menschen günstig gestimmt werden, in gleicher Weise auch die Jagdtiere selbst, so daß reiche Jagd und reiche Ernte werde und Segen und Fruchtbarkeit für alles Wachstum.

So sehen wir auch diese Maskentänze von denselben Grundmotiven geleitet, wie sie auf der ganzen Welt bei fast allen Maskentänzen religiösen



Abb. 87. Sitzschemel der Siusí. Rio Aiarý. $^{1}/_{5}$ nat. Gr.

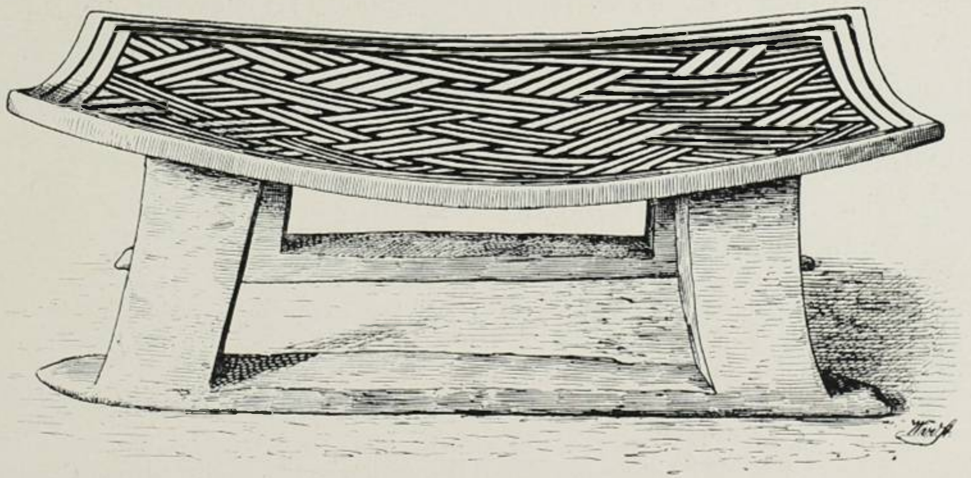


Abb. 88. Sitzschemel vom Caiarý-Uaupés. $^{1}/_{5}$ nat. Gr.

Charakters maßgebend sind; Dämonenvertreibung und Fruchtbarkeitserzeugung[83]).

Dieses letzte Dorf des Aiarý gehörte gewissermaßen schon zum Caiarý-Uaupés, mehr als die Maloka der Yuruparý-Cachoeira. Die Kobéuasprache, die in Yuruparý-Cachoeira die jüngere Generation schon halb vergessen hatte, war den hiesigen noch wohlgeläufig. Viele der Bewohner hatten am Querarý das Licht der Welt erblickt, und von dort her stammten neben den Maskentänzen viele Gerätschaften des Haushalts und des Tanzes, so die aus einem Stück gefertigten, auf der leicht konkaven Sitzplatte mit schwarzen Mustern auf rotem Grund bemalten Schemel, die am übrigen Aiarý nur vereinzelt zu finden und gewöhnlich durch ganz roh gearbeitete Schemel aus sehr leichtem Holz ersetzt sind (Abb. 86–88), die buntgemusterten Perlenschürzchen der Weiber und vieles andere. Auf die beiden Mittelpfeiler des Hauses war eine Figur mit menschlichem Fratzengesicht gemalt, wie es die Masken tragen. Sie sollte, wie mir erklärt wurde, die Kopie einer Zeichnung darstellen, die sich in vielen Häusern der Kobéua am oberen Caiarý fände. Ein Indianer zeichnete mir eine ähnliche Figur in das Skizzenbuch (Abb. 89).

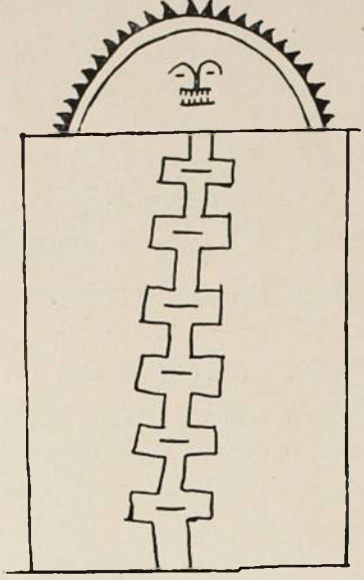


Abb. 89. Pfostenmalerei. Bleistiftzeichnung eines Káua. Rio Aiarý. $^2/_3$ nat. Gr.

Weder hier noch in Yuruparý-Cachoeira bemerkte ich die häßliche Hautkrankheit Purupurú. Die Leute sahen gesund und kräftig aus, nur ein Junge von etwa 12 Jahren war vollständig verwachsen; ein Beweis, daß mißgestaltete Kinder nicht immer sofort nach der Geburt umgebracht werden, wie es bei vielen Stämmen Südamerikas Sitte ist. Als wir eines Abends Tee getrunken hatten, sog er die Teeblätter aus und rieb sich damit als Heilmittel den kranken Körper ein.

Neben dem Haus befand sich eine kleine Tabakpflanzung. Der Tabak wird auf höchst einfache Weise zubereitet. Man pflückt die Blätter vom Stengel ab, dörrt sie langsam auf einem Korbsieb in der

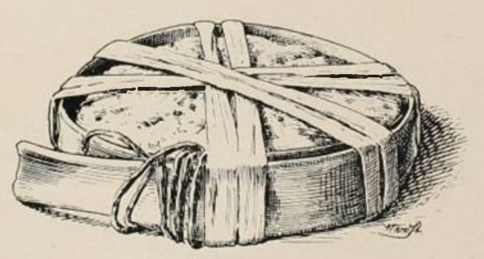


Abb. 90. Tabak in der Presse. Rio Aiarý. $^1/_3$ nat. Gr.

[83]) Das gesamte Material über die Maskentänze, von dem hier nur ein Überblick gegeben werden kann, wird später zusammenhängend veröffentlicht werden.

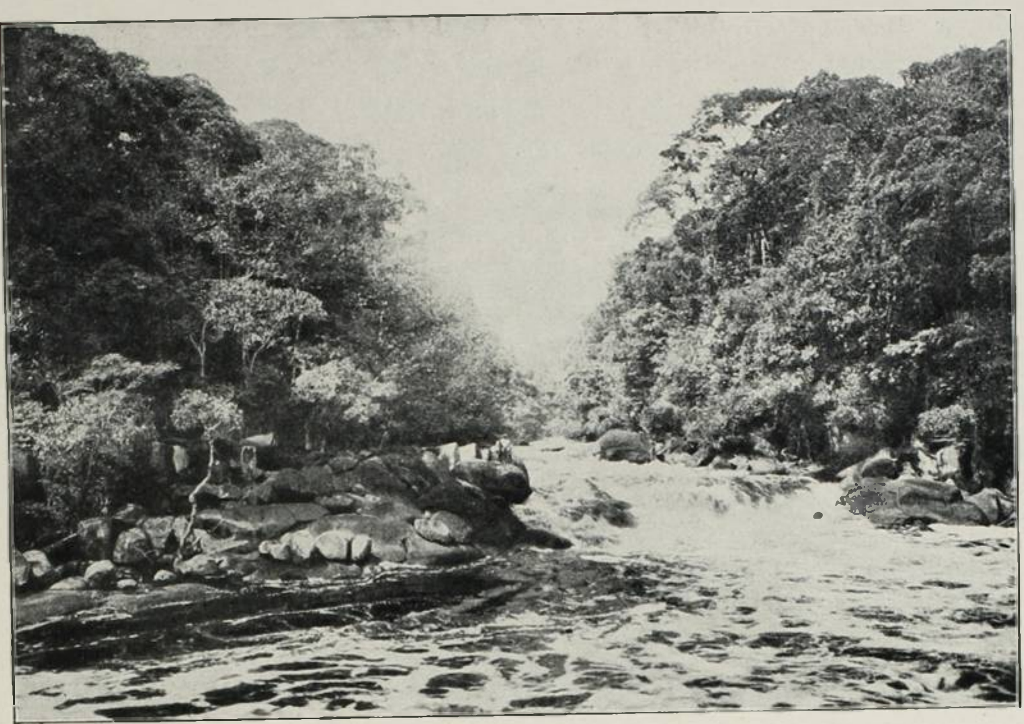


Abb. 91. Yacaré-Cachoeira. Rio Aiarý.

Nähe des Herdes, feuchtet sie wieder an und stampft sie im Mörser. Dann formt man sie mittels eines Bandes aus starkem Bast und feinerer Baststreifen zu einem flachrunden Kuchen und trocknet sie in dieser elastischen Presse, die man von Zeit zu Zeit enger zieht, an der Sonne (Abb. 90).

De gustibus non est disputandum! Die Indianer verzehrten die Läuschen, die in reichlicher Anzahl ihr dichtes Haupthaar bevölkerten. Schon in Yurupary-Cachoeira hatten wir fast jeden Morgen und Abend mit Vergnügen zugesehen, wenn die Weiber reihenweise hintereinander auf den Felsen hockten und sich gegenseitig den Liebesdienst des Lausens erwiesen. Sie gaben sich der Sache mit Eifer und Genuß hin, und ich hatte das Empfinden, daß sie die Tierchen in erster Linie nicht als lästige Parasiten betrachteten, die man auf jede Weise vertilgen müsse, sondern als Leckerbissen, ganz abgesehen von der aktiven und passiven Befriedigung, die ihnen diese „niedere Jagd" gewährte.

Auch die Pium, winzige Stechmücken,[84]) die leider am ganzen Aiarý nicht fehlen, wurden von den Indianern verspeist. Häufig sah ich die Frau hinter ihrem Gatten am Boden sitzen und ihm die kleinen blutstrotzenden Bestien vom Rücken ablesen. Dann preßte sie die Wunde mit den Fingern zusammen und sog das Gift aus.

[84]) Simulium spec.

Einen anderen indianischen Leckerbissen, der auch unseren europäischen Gaumen recht gut mundete, lernte ich hier zum erstenmal kennen. Es waren große geflügelte Ameisen, die auf der Herdplatte geröstet wurden und uns in dieser Wildnis wie feines Weihnachtsgebäck schmeckten. Man riß den mit großen, scharfen Mandibeln bewehrten Kopf und die Flügelreste, die nach dem Rösten noch stehengeblieben waren, ab und verspeiste nur das fette Abdomen. Kenner verzehrten sie auch lebendig. Das Schwärmen dieser Ameisen findet zu Beginn der Regenzeit statt und bedeutet Festtage für das ganze Dorf. Auf die erste Kunde davon eilt groß und klein unter lautem Jubel mit Körben und Töpfen zu dem Bau und sucht möglichst viel von der kostbaren Delikatesse zu erhaschen.

Am 24. November besuchten wir flußaufwärts die große Yacaré-Cachoeira, Katsirípana (Alligator-Haus) im Siusí, deren dumpfes Getöse in den stillen Nächten deutlich zu uns herübergedrungen war. Eine Stunde Fahrt brachte uns zu diesem ansehnlichen Wasserfall, der in zwei Stufen von etwa 3 und 7 m Höhe abstürzt. Ein herrlicher Anblick! Überall mächtige Felsen, wohin man schaut. Felsen an beiden Ufern, Felsen mitten im Strom, an denen sich die schäumenden Wogen brechen. So weit man stromaufwärts sehen kann — Felsen und strudelnde Cachoeiras, vom düsteren Uferwald begrenzt. Wie in einen riesigen Trichter ergießt sich die immer noch ansehnliche Wassermasse — der Fluß ist hier auf 25 bis 20 m eingeengt — in die Tiefe. Hochauf spritzt der weiße Gischt und steigt als feiner Wasserstaub empor. An einer Stelle bilden übereinandergetürmte Felsen eine natürliche Höhle, das „Katsirípana“. Links führt eine primitive Brücke aus Stangen und Schlingpflanzen über das Felsengewirr (Abb. 91). Auf einem guten Pfad, der auch zum Durchschleppen der Boote dient, umgeht man auf dem rechten Ufer den Absturz. Auf den Felsen finden sich zahlreiche Figuren von Menschen und Tieren eingeritzt.

Oberhalb dieses Wasserfalles gibt es nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Indianer keine Anwohner mehr. So hätte ein Weitervordringen ethnographisch nichts Neues bringen können. Sicherlich verengert sich der Fluß kurz oberhalb dieser geographischen und ethnographischen Grenze, ähnlich wie andere, und verzweigt sich in einzelne Quellflüßchen, so daß eine Aufwärtsfahrt, ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Wertlosigkeit, nur mit einem kleinen Kanu ohne Gepäck möglich gewesen wäre und mir viel Zeitverlust verursacht hätte. Damit konnte ich nicht rechnen. Das Quellgebiet soll dem Querarý nahekommen, was den Verkehr zwischen den Anwohnern beider Flüsse sehr erleichtert.

Der obere Aiarý nimmt langsam und gleichmäßig zu, da die größeren Zuflüsse fehlen, die eine plötzliche Zunahme bedingen.

Am Fußpfad nach Yutíca (siehe weiter unten) beträgt die Breite des Flusses 44,50 m, die Tiefe in der Mitte 3,50 m, 3 m vom linken Ufer entfernt 1,50 m, 3 m vom rechten Ufer entfernt 2,50 m. Die entsprechenden Maße sind, gleich unterhalb Yuruparý-Cachoeira: 57,50 m, 3,25 m, 2,60 m, 2,25 m; am Fußpfad nach Carurú: 58 m, 2,70 m, 2 m, 2,30 m; bei Cururú-cuára: 70 m, 2,20 m ,2,70 m, 1,86 m.

X. Kapitel.

Über Land zum Caiarý-Uaupés und zurück zum Aiarý.

Uanána-Dorf Yutíca. Übergriffe colombianischer Kautschuksammler. Uanána-Sprache. Diebereien und Betrügereien. Durch die Cachoeiras. Maloka Matapý. Dorf Carurú, Sitz des Oberhäuptlings der Uanána. Gewaltige Cachoeira. Felszeichnungen. Steinaxtschliffe. Angenehmer Aufenthalt. Tauschhandel. Eine „zivilisierte" Uanána. Meine Bilderbücher. Colombianer-Pantomime. Zurück zum Aiarý. Beschwerlicher Marsch. Unsere „Indianerreihe". Der untreue Marcellino. Eine unangenehme Nacht. Schlangen. Ankunft in Dupalípana.

Am 26. November führte ich einen Plan aus, den ich schon mit Mandú in allen Einzelheiten besprochen hatte, eine Überlandtour zum Caiarý-Uaupés, um einen Teil dieses vielgenannten Flusses schon jetzt kennen zu lernen und den nahen Zusammenhang der beiden Flußgebiete genauer festzustellen. Ich benutzte dabei einen anderen Fußpfad, der kurz oberhalb der letzten Maloka seinen Ausgang nahm. Von seiner Existenz hatte ich erst am Aiarý gehört. Drei meiner Ruderer begleiteten mich. Der alte Káua-Häuptling und seine Frau schlossen sich mir freiwillig an. Schmidt fuhr an demselben Tag mit der ganzen wertvollen Ladung nach Cururú-cuára zurück, um mich dort zu erwarten, da ich beabsichtigte, erst auf dem unteren Fußpfad von Carurú aus zum Aiarý zurückzukehren.

Der Weg, ein vielfach verschlungener Indianerpfad, führte zunächst durch Hochwald, dessen niedergestürzte Baumriesen uns manches Hindernis entgegenstellten. Dann schritten wir auf dem Kamm eines niedrigen Höhenzuges, der Wasserscheide, über Campinas aus weißem Sande und gelangten schließlich talwärts steigend durch ein böses Sumpfgebiet zu dem größten rechten Nebenfluß des Rio Negro, gegenüber dem aus zwei Sippenhäusern und einem Neubaugerüst bestehenden Uanána-Dorf Yutíca (Abb. 92 und 93). Der ganze Marsch hatte, im Indianergeschwindschritt und die Ruhepausen abgerechnet, nur drei Stunden und zehn Minuten gedauert und im wesentlichen die süd-südwestliche Richtung beibehalten. Der Caiarý-Uaupés hat noch hier, obgleich schon weit flußaufwärts, eine ansehnliche Breite von mehreren hundert Metern und erschien mir riesig im Vergleich zu dem schmalen Waldflüßchen, auf dem ich mich fast zwei Monate lang herumgetrieben hatte.

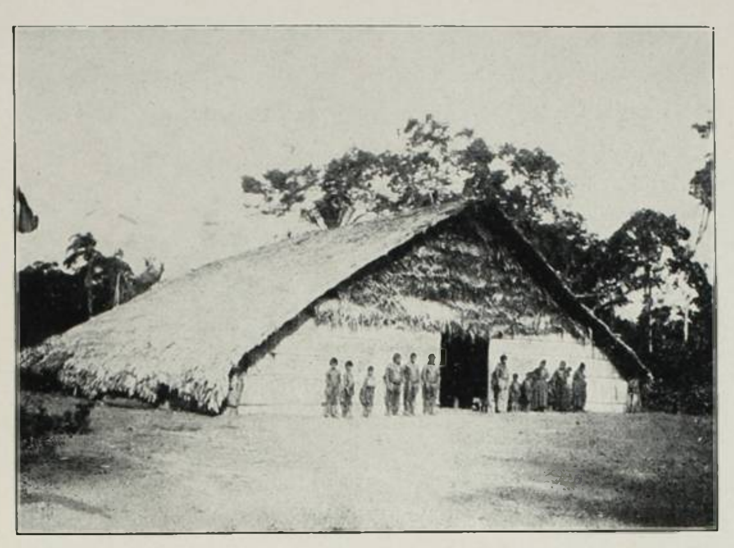


Abb. 92. Uanána-Maloka in Yutica. Rio Caiarý-Uaupés.

Die Uanána nahmen uns anfangs mit etwas Mißtrauen auf, da von dieser Seite nie ein Weißer gekommen war, überzeugten sich aber bald von meinen lauteren Absichten und veranstalteten uns zu Ehren sogar ein Kaschirí, zu dem von den umliegenden Malokas viele festlich bemalte Gäste kamen. Einige hatten rote Blümchen mit der Blüte nach vorn hinter die Ohren gesteckt, andere grüne Zweige zu beiden Seiten unter die Hüftschnur geklemmt, deren Wohlgeruch etwas an Maikraut erinnerte. Ich hatte diesen Schmuck schon bei den Festen am Aiarý bemerkt.

Freilich hatten die armen Indianer Grund, den Weißen zu mißtrauen, denn seit einem halben Jahr waren am oberen Caiarý von Westen her colombianische Kautschuksammler erschienen und bis zu den Uanána-Dörfern herabgekommen, wo sie sich übel aufgeführt hatten. In allen Malokas, die wir auf dieser Tour passierten, vernahmen wir bittere Klagen über diese „Pioniere der Zivilisation"; ein Seitenstück zu dem edlen Kommandanten von Cucuhý, nur in etwas grelleren Farben! —

Merkwürdigerweise hörte ich schon hier von den Stämmen der Uitóto und Karihóna, die der französische Reisende Crevaux am oberen Yapurá getroffen hatte. Die Colombianer lägen mit den Karihóna in beständigem Kampf und hätten viele von ihnen totgeschossen.

Die Sprache der Uanána, von der bisher kein Material vorhanden war, ist gänzlich verschieden von den Aruaksprachen des Içána-Aiarý. Sie gehört zur Betóyagruppe und ist dem Tukáno, der Hauptsprache des Caiarý-Uaupés, die ich schon von Leuten Don Germanos in São Felippe kennen gelernt hatte, näher verwandt. Doch weichen beide Sprachen lautlich und lexikalisch vielfach voneinander ab. Die sehr undeutliche Aussprache, die vielen nasalierten Vokale und eine unangenehme Anhäufung von Konsonanten setzen der Aufzeichnung des Uanána größere Schwierigkeiten entgegen.

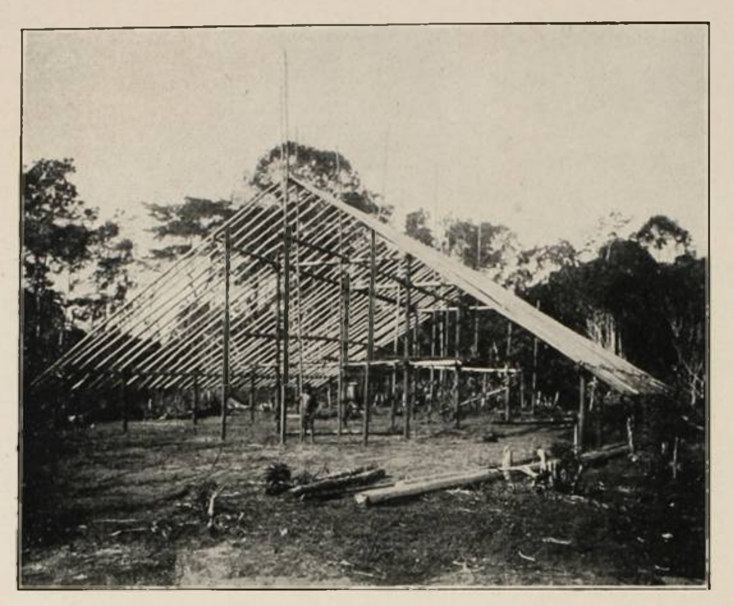


Abb. 93. Hausgerüst in Yutíca. Rio Caiarý-Uaupés.

Infolge regen Verkehrs und wechselseitiger Heiraten zwischen den Uanána und den Aruakstämmen des Aiarý hat sich allmählich eine Verkehrssprache herausgebildet, mit deren Hilfe sich meine Leute leicht verständigen konnten. Wo dieser Jargon nicht ausreichte, bediente man sich der Lingoa geral, die vielen geläufig war.

Leider nahmen es die Bewohner von Yutíca nicht so genau mit der Ehrlichkeit. Mehrmals machten sie sich kleiner Diebstähle und Betrügereien schuldig. Beim Tauschhandel brachten sie häufig die Gegenstände, die sie gerade in der Hand hielten, beiseite. Besonders einige dralle Mädchen — Wohlbeleibtheit ist bei diesem Stamm überhaupt nicht selten — stahlen wie die Elstern. Auch der Tuschaua suchte mich bei einem Handel um ein Paar schön gemusterter Bänder aus feinen Curauáfaserschnüren, die von beiden Geschlechtern unterhalb der Knie getragen werden, zu betrügen, indem er sie rasch gegen schlechtere umtauschte. Selbst als ich einen Uanána Tiere in das Skizzenbuch zeichnen ließ, machte er den Versuch, mich zu täuschen. Zuerst zog er einfach die durchgedrückten Konturen der von den Káua entworfenen Tierzeichnungen nach und hielt mich für so dumm, daß ich dies nicht merken würde. Ich riß das Blatt heraus. Da „spickte" er aus früheren Zeichnungen ab, worauf ich ihm die vorhergehenden Blätter mit Heftpflaster zuklebte.

„Míra puschuéra!"[85]) „Die Leute sind sehr schlecht!", sagte der ehrliche Miguel, ein Káua vom Uirauasú-Igarapé, der treueste meiner Begleiter. Er hatte nicht ganz unrecht. Am Aiarý war so etwas nie vorgekommen.

Und doch, man konnte den Leutchen nicht böse sein. Wenn ich sie auf einer Unredlichkeit ertappte, dann brachen sie in ein unbefangenes Lachen aus und gaben jeden Gegenstand, den ich reklamierte, sofort zurück. Es waren ja keine Wertgegenstände, um die es sich handelte, aber um den Respekt auch

[85]) Lingoa geral.

bei meinen eigenen Leuten nicht einzubüßen, durfte ich mir nicht die geringsten Übergriffe gefallen lassen.

Der alte Káua-Häuptling und seine Frau kehrten von hier aus mit ihrem wohlverdienten Lohn zum Aiarý zurück, und am 29. November brachten uns die Uanána in rascher Fahrt durch die Cachoeiras von Yacaré, Tapira-girao, Matapý u. a., die einander an tosender Wildheit nichts nachgaben, nach Carurú, der Hauptniederlassung dieses Stammes. Wir passierten dabei eine ganze Reihe sauberer Malokas, deren Konstruktion dieselbe war wie am Aiarý.

Eine Fahrt durch diese Cachoeiras ist interessant und aufregend, doch gewöhnt man sich auch daran bald. An steilen Abstürzen lassen wir das Kanu vorsichtig hinab. Dann steigen wir wieder ein und werden mit rasender Schnelligkeit durch das Ende der Cachoeira gerissen, die hinter uns tobt und weithin hohe Wogen aufwirft. Das Boot scheint zeitweilig stillzustehen, während die Felsen unheimlich nahe an uns vorübersausen. Ruhig und sicher lenkt der Pilot das Fahrzeug durch die tiefen Wogentäler. Jetzt hebt es eine Welle hoch empor, um es im nächsten Augenblick scheinbar in einen tiefen Abgrund zu schleudern. Beständig gehen Spritzer über Bord. Heftig arbeiten die Ruderer. Schon sind wir durch, ohne daß wir uns so recht der großen Gefahr, in der wir schwebten, bewußt werden; eine kurze Strecke ruhigen Wassers, und dann wiederholen sich dieselben Szenen. Aber mit einem guten indianischen Piloten hat man kaum etwas zu befürchten. Die Leute kennen ihre Wasserstraße, die sie so häufig passieren müssen, den einzigen Verbindungsweg zwischen den einzelnen Dörfern, und fühlen sich auf ihr so sicher, wie ein geübter Kutscher im Gewühl der Großstadt.

In der Cachoeira von Tapira-girao hätten wir um ein Haar einen bösen Unfall erlitten. Diese reißende Stromschnelle wird durch eine enge Felsschlucht gebildet, durch die sich die gewaltige Wassermenge preßt. Der Fluß macht hier eine scharfe Wendung von NO nach S; einige schmale Arme schneiden die vorspringende Ecke Osácarapecúma, die ein Uanána-Haus trägt, ab. Nur bei niedrigem Wasserstande kann man den Hauptstrom benutzen, da bei Hochwasser selbst ein größeres Boot in dem furchtbaren Wogenschwall kentern würde. Wir fuhren durch einen der Arme, der in einen etwa 2 m hohen Wasserfall ausging. Als meine Leute das beladene Kanu über den Absturz schaffen wollten, wurde es ihnen aus den Händen gerissen. Der Uanána-Pilot hielt noch fest, glitt aber selbst auf den schlüpfrigen Felsen aus und sauste mit dem Fahrzeug hinab, ohne es loszulassen. Noch im letzten Augenblick konnte er es zur Seite in ruhigeres Wasser ziehen, sonst wäre die ganze Ladung verloren gewesen.

Kaum waren wir wieder eingestiegen und etwas weitergefahren, da brach ein schon lange drohendes Unwetter mit aller Wucht los und nötigte uns, im oberen Hafen der Maloka Matapý Schutz zu suchen; freilich einen sehr zweifelhaften Schutz, denn im Nu waren wir durch den gießenden Tropenregen bis auf die Haut durchnäßt. Meine Leute holten rasch in der nahen Pflanzung einige Bananenblätter und deckten damit das Gepäck, besonders die Ledertasche mit dem photographischen Apparat. Ich lief durch den Wald zur Maloka, die auf der steilen Höhe des rechten Ufers herrlich lag und den Caiarý flußabwärts weithin beherrschte (Tafel VI b). Das schöne geräumige Haus war auf der Rindenbekleidung der Vorderwand, ähnlich wie die Káua-Maloka an der Yuruparý-Cachoeira, mit bunten Mustern bemalt. Auch die beiden Mittelpfeiler trugen Figuren in bunten Farben. Von den Bewohnern wurde ich etwas zurückhaltend aufgenommen; sie wußten nicht recht, was sie aus mir machen sollten, und hielten mich anfangs für einen Colombianer, da ich flußabwärts kam, ohne daß ich vorher flußaufwärts hier durchgekommen war. Zudem war ich sans façon durch die Hintertüre eingetreten, was dort allgemein als ein grober Verstoß gegen die Etikette angesehen wird. Doch sahen sie wenigstens, daß ich völlig durchnäßt war und wie ein Hund fror. Ich bat um einen Platz am Feuer, der mir auch freundlich eingeräumt wurde. Die Indianer hatten sich in den Hintergrund des Hauses zurückgezogen und unterhielten sich flüsternd über den Fall; einige bissige Hunde wurden von ihren Herren nur mit Mühe davon zurückgehalten, ihre Wut an dem Weißen auszulassen. Nach einiger Zeit — der Regen hatte inzwischen aufgehört — kamen meine Leute, wie es sich gehörte, durch den Eingang, wurden vom Hausherrn feierlich begrüßt und gaben bald die gewünschte Aufklärung über meine Herkunft, meine friedlichen Absichten und den Zweck meiner Reise. Jetzt wurden wir auch in der herkömmlichen Weise bewirtet, und als Abschiedstrunk gab es vorzügliches Kaschirí, das sich der unverbesserliche Marcellino nur zu wohl schmecken ließ. Ohne weiteren Zwischenfall erreichten wir gegen Sonnenuntergang Carurú.

Ich blieb hier drei Tage als Gast des liebenswürdigen, noch jugendlichen Häuptlings, der zugleich der Oberhäuptling (Kapitáma)[86]) des ganzen Uanána-Stammes war. Dank dem Nimbus, der sich allmählich um meine Person ge-

[86]) Der Oberhäuptling eines ganzen Stammes wird von den Indianern dieser Gegenden mit dem Fremdwort „kapitáma" benannt, das offenbar aus dem spanischen „capitan=Hauptmann" entstanden ist und ein verhältnismäßig alter Besitz der Uaupés-Sprachen zu sein scheint. Für den Chef einer Maloka wird gewöhnlich der Lingoa geral-Ausdruck „tuschaúa" gebraucht. Ein jeder Stamm, so sagten die Indianer, hat viele Tuschaúa, aber nur einen Kapitáma.

woben hatte, behandelte er mich mit ausgesuchter Höflichkeit und großem Respekt.

Carurú liegt höchst malerisch am Kopf der gleichnamigen Cachoeira, deren gewaltiger Absturz gewöhnlich über Land umgangen werden muß (Tafel VI a). Der Fluß bricht sich durch hohe felsige Ufer gewaltsam seine Bahn und ist von beiden Seiten durch vorspringende Felsecken stark eingeengt. Das linke Ufer bildet sozusagen eine einzige riesige Felsplatte, die in mehreren Stufen ansteigt und bei Hochwasser durch einen schmalen Flußarm vom Festland getrennt ist. Auf der vertikalen Fläche einer dieser langgestreckten Felsstufen finden sich mehrere etwa 1½ m hohe Figuren eingeritzt, die Menschen und Fische darzustellen scheinen und, der Verwitterung nach zu urteilen, schon ein ansehnliches Alter haben.

Fast alle diese Figuren hatten die Indianer in letzter Zeit häufig nachgefahren, wobei sie bisweilen, wie man deutlich erkennen konnte, in falsche Linien geraten waren. Der Natur folgend, hatten sie weiter gefurcht und so das Bild verändert.

In der Nähe der Figuren entdeckte ich auf dem flachen Felsboden zahlreiche längliche und runde Steinbeilschliffe. Diese beiden Arten von Schleifmarken kommen häufig nebeneinander vor. Die runden schalenähnlichen Marken, die bei einem gewöhnlichen Durchmesser von 15 cm in der Mitte eine Tiefe von 2 cm haben, sind offenbar dadurch entstanden, daß die Indianer an diesen Stellen die flachen Seiten ihrer Steinbeile zugeschliffen und geglättet haben. Die langen schmalen Furchen, die an beiden Enden spitz zulaufen, durchschnittlich einen Fuß lang sind und eine Breite und in der Mitte eine Tiefe von etwa 3 cm haben, sind anscheinend durch das Schleifen der Steinbeilschneiden hervorgerufen.

Unmittelbar am Absturz der Cachoeira findet sich eine Gruppe übereinander getürmter und mit Gebüsch bewachsener Felsen, die mehrere Ritzungen tragen. In einer trefflichen Schlangenfigur, die eine Länge von 1,70 m hat, und deren Kopf und Leib breiter als gewöhnlich aus dem Gestein herausgearbeitet sind, sehen die Indianer die Yararáca (Cophias atrox, Bothrops atrox), eine der schrecklichsten Giftschlangen Südamerikas.[87])

Von den neun Häusern, aus denen sich Carurú zusammensetzt, lag die Mehrzahl auf dem linken Ufer. Nur ein älterer Uanána, namens João, hatte sich mit seinem Anhang eine Maloka auf dem hohen rechten Ufer erbaut. Die neue saubere Maloka des Häuptlings, in der wir Unterkunft fanden, lag etwas

[87]) Vgl. mein Buch: Südamerikanische Felszeichnungen. Berlin 1907; S. 42, 50—52; Abb. 15; Taf. 18, 19, 20.

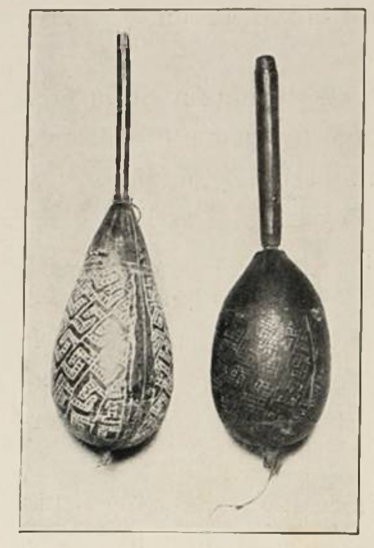


Abb. 94. Tanzrasseln der Uanána. Rio Caiarý-Uaupés. ca. 1/4 nat. Gr.

landeinwärts mit freier Aussicht nach dem Fluß hin. Ein Fußpfad führte flußaufwärts zu einer anderen Maloka, die einem jungen Ehepaar gehörte. Die übrigen Häuser, kleine Familienwohnungen, darunter eine Hütte brasilianischen Stils mit lehmbeworfenen Wänden, lagen im Walde zerstreut, zum Teil an einem Igarapé, der kurz unterhalb der Carurú-Cachoeira in den Hauptfluß mündet. Das ganze Dorf zählte etwa hundert Einwohner.

Es waren durchweg freundliche und anständige Menschen. Ihr zurückhaltendes Wesen stand im angenehmen Gegensatz zu der Zudringlichkeit der Leute von Yutíca. Die Frauen teilten sich in meine Bewirtung und brachten mir abwechselnd morgens und abends den Erfrischungstrank, warme Stärkebrühe, und Mandiocafladen, frisch vom Ofen. Fische lieferte reichlich die Cachoeira. Auch hübsche Ethnographica wurden mir zum Kauf angeboten, doch konnte ich nur kleine und leichte Gegenstände erwerben, um uns nicht zu sehr zu belasten. Ich erhielt u. a. einige mit Ritzmustern verzierte Kürbisrasseln (Abb. 94) und wohlerhaltene Steinbeilklingen, Reliquien aus Väters Zeiten, die am hinteren Teil mit zwei Einschnitten zur Aufnahme der Verschnürung versehen waren (Abb. 95). Am Aiarý hatte ich nur einige klägliche Fragmente von Steinbeilklingen bekommen können. Ich bezahlte fast alles mit Perlen. Auf meine dicken „bayrischen“ Perlen, deutsche Ausschußware, besonders auf die dunkelblauen, waren die Indianer ganz versessen. Sonst verlangten sie nur noch kleine weiße Pferlen, mit denen ich mich glücklicherweise in Manáos versehen hatte. Meine feinen hellblauen und roten „venezianischen“ Perlen fanden gar keine Gnade vor ihren Augen; sie nahmen sie kaum geschenkt. So ist man auch im Urwald der Mode unterworfen.

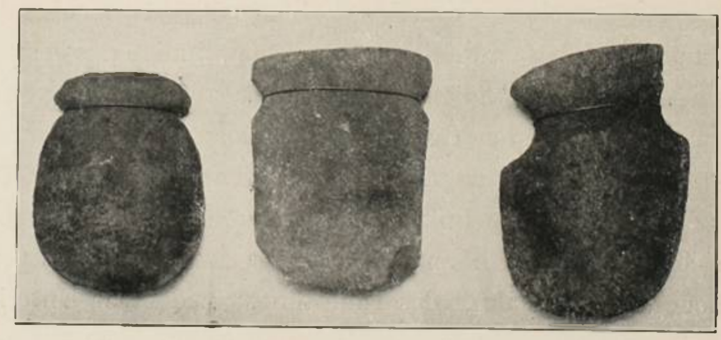


Abb. 95. Steinbeilklingen der Uanána. Rio Caiarý-Uaupés. 1/3 nat. Gr.

Unter den Damen des Hauses war

eine Jungfrau mittleren Alters, die aus dem Rahmen ihrer Umgebung entschieden herausfiel. Sie war schon als Dienstmädchen längere Jahre in Manáos gewesen und sprach etwas Portugiesisch. Auf ihre nackten Stammesbrüder sah sie mir gegenüber mit Verachtung herab und bildete sich nicht wenig darauf ein, sich mit dem Weißen so „flott“ unterhalten zu können. Innerlich war sie ganz „Tapuya“[88]) geblieben. Während meiner Anwesenheit hatte sie ihren starken Corpus und vollen Busen in eine rote Bluse gezwängt. So oft die Reihe an ihr war, brachte sie mir mein Frühstück, den warmen Mandiocafladen, auf einem mit blendendweißem Tüchlein bedeckten Porzellanteller. Und dabei konnte ich nicht einmal auf solche zarten Aufmerksamkeiten einer feineren Kultur Anspruch machen, sah ich doch mit meinen schmutzigen und zerrissenen Hosen, mit meinem struppigen Bart, ohne Schuhe und Strümpfe schlimmer aus als ein Vagabund.

Auch auf dieser Tour hatte ich meine Bilderbücher als Hauptattraktion mitgenommen. Marcellino erklärte sie, so gut er es verstand. Öfters wurde ich zu Hilfe gerufen, und mußte in Lingoa geral, die alle beherrschten, nähere Auskunft geben. Einige Bilder waren besonders begehrt: wie die „pischána“ (Katze) vor dem „yauára“ (Hund) auf einen Baum flüchtet; wie das Mädchen weint, weil ihm der Topf mit Milch hingefallen und zerbrochen ist, und dabei von einem „kurumí“ (Knaben) mit einem Stück „menyú“[89]) (Mandiocafladen) getröstet wird. Sämtliche deutsche Schornsteinfeger bitte ich um Verzeihung, daß ich sie als „Yuruparý“ (böse Geister) bezeichnet habe, aber ich konnte diese schreckhaften schwarzen Kerle den Indianern nicht besser verständlich machen. Von den bunten Bildern der vielen, vielen „surára“ (Soldaten) kamen wir auf Krieg und Kriegsgeschrei zu sprechen. Meine Mensurschmisse hielten sie für Kriegsnarben und fragten mich mit ehrfurchtsvollem Schauder, wie viele Feinde ich schon totgeschlagen hätte.

Die Uanána, die ich seinerzeit in Trindade am Rio Negro aufgenommen hatte, wurden auf den Photographien sofort erkannt, obwohl es sich um Personen handelte, die mehrere Tagereisen flußaufwärts wohnten. Der Jubel und die spöttischen Bemerkungen wollten kein Ende nehmen.

Auf die Colombianer war man auch hier schlecht zu sprechen. Sie hätten Farinha und andere Lebensmittel erhoben, Hühner totgeschossen und nichts bezahlt. Man zeigte mir die Hiebmarken ihrer Waldmesser in den Pfeilern des Hauses. Bei einem Kaschirí, das uns der Häuptling gab, führte der dicke João

[88]) „Tapuyos“ werden die freien Indianer des Innern von den „Caboclos“, den zivilisierten Indianern, genannt.

[89]) Aus diesem indianischen Wort ist das brasilianische „beiju“ entstanden.

vom anderen Ufer, ein lebhafter und schlauer Indianer, eine dramatische Szene mit mir auf, um mir die Roheit dieser weißen Banditen zu veranschaulichen. Ich stellte den Besitzer des Hauses dar und empfing João am Eingang. Er kam daher als Colombianer, meinen Doppelvorderlader auf der Schulter, — Winchesterbüchsen hätten die Colombianer nicht —, das breite Waldmesser in der Rechten. „Bom dia!" — er sprach alle Worte mit rauher herrischer Stimme. Ich antwortete: „Bom dia Caríua!"[90]) Er gab mir die Hand; wir traten ein; er schaute sich überall mit wütenden Blicken um: „Não tem gallinas?"[91]) „Não tem, Senhor!" Er trat zum Eingang, legte die Flinte an und schoß scheinbar „päng-päng-päng" drei Hühner; am Ausgang wiederholte er dieselbe Szene. Schließlich hieb er pantomimisch in die Hauspfosten und zerschlug die großen Töpfe und Schalen. Der Häuptling zeigte mir ein Schreiben des Portugiesen Oliveira, des Schwiegersohnes „Salabardots" aus Trindade, eine Art Schutzbrief, in dem jener die Colombianer bat, die Bewohner von Carurú nicht zu mißhandeln, da sie seine Kunden wären, und ihr Eigentum zu schonen. Das Schreiben redet ganze Bände und charakterisiert die unhaltbaren Zustände in diesen entlegenen Grenzgebieten, die von beiden Staaten, Brasilien und Colombia, beansprucht werden.

Am 3. Dezember nahmen wir Abschied von den guten Leuten, nachdem ich ihnen noch wiederholt hatte versprechen müssen, in einigen Monden mit vielen schönen Waren auf anderem Weg, Caiarý aufwärts, hierher zurückzukehren. Diesmal begleitete uns ein junges Uanána-Ehepaar mit seinen zwei prächtigen dicken Buben. Den älteren trug der Mann auf dem Rücken, den jüngeren die Frau in einer Bastbinde an der Seite. Ihr eigenes Gepäck, Hängematte u. a., etwas Reiseproviant und einige von meinen Sachen hatte sie in einem großen Tragkorb untergebracht. Trotz der schweren Last kamen sie rasch vorwärts.

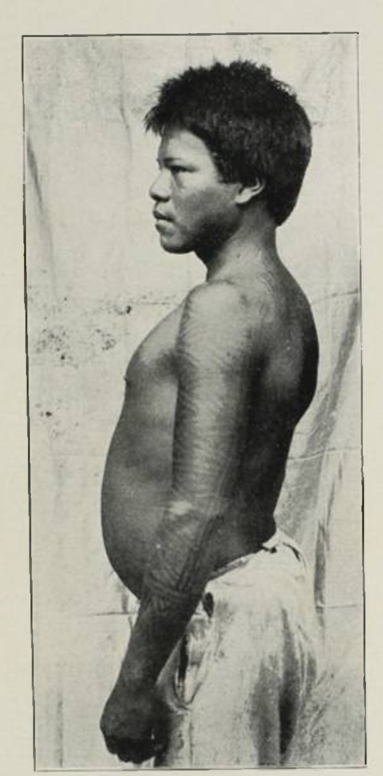
Von Carurú führen zwei Pfade zum Aiarý, die sich später miteinander vereinigen. Der eine geht von dem Haus des Häuptlings aus nach Osten und ist nach Angabe der Indianer „sehr weit"; der andere, bedeutend kürzere Weg, den wir einschlugen, hat seinen Ausgang am linken Ufer eines Nebenbaches, der ein gutes Stück unterhalb der Carurú-Cachoeira, nicht weit von der tosenden Arára-Cachoeira, in den Caiarý mündet.

Der Beginn dieses Pfades war von gefallenen Baumstämmen und Ästen versperrt und für europäische Augen nicht sichtbar. Wir wateten anfangs durch

[90]) karíua in der Lingoa geral: Fremder, Weißer.

[91]) „Sind keine Hühner da?" — João gebrauchte hier absichtlich das spanische „gallinas" statt des portugiesischen „gallinhas", da die Colombianer spanisch sprechen.

einen scheußlichen Sumpf und stiegen dann steil bergan auf einen niedrigen Höhenzug, auf dem wir in östlicher Richtung entlang schritten. Der Wald, der uns mit zahlreichen Wurzeln den Weg beschwerlich machte, wurde durch Campinas aus feinem weißen Sand abgelöst, die den Füßen einige Erholung gewährten. Hier mündete der andere Pfad. Bald stiegen wir wieder abwärts. Das Terrain wurde wellig. Schmale Waldstreifen schlossen kleine Wasseradern ein, die ihr „schwarzes" und auffallend kühles Wasser noch nach Süden hin



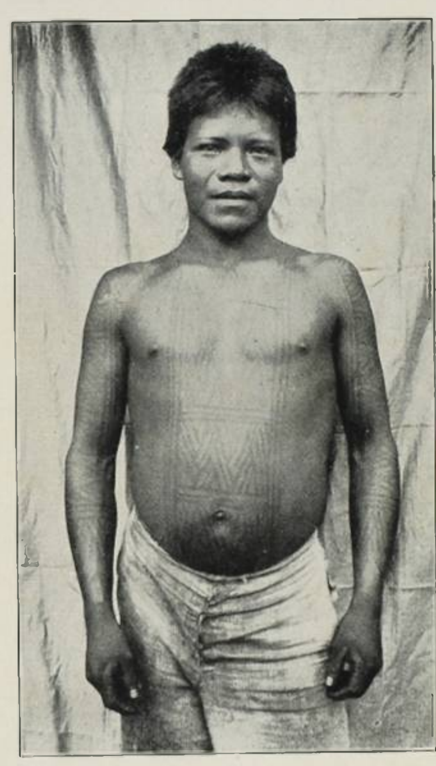


Abb. 96. Káua Miguel-Neriénene. Rio Aiarý.

dem Caiarý zuführten. In schwindelnder Höhe überschritten wir, auf glattem Baumstamm balancierend, den ansehnlicheren Arára-Igarapé, der zwischen tief eingerissenen Ufern dahinströmte.

Bei diesen beiden Landtouren mußte ich lebhaft an die romantischen Bilder aus den Reiseschilderungen der französischen Forscher Marcoy und Crevaux in der Zeitschrift Le Tour du Monde denken, die mir in meiner Jugend so großes Interesse einflößten und meine damals noch traumhafte Sehnsucht nach fernen Ländern verstärkten.

Unsere Indianerreihe verteilte sich folgendermaßen: Voran schritt mein treuer Miguel (Abb. 96), schwer bepackt mit meinem Rucksack, seiner Hängematte

und anderen Sachen, in der einen Hand einen Korb mit drei Hühnern, die beständig miteinander in Fehde lagen. Ein weißes Huhn wurde von zwei schwarzen beinahe totgebissen. Es war natürlich bei meinen Indianern ein Karihóna, der von zwei Colombianern hart bedrängt wurde. Wenn sie sich gar zu schlecht benahmen, wurden sie heftig durcheinandergeschüttelt, worauf sie wieder eine Zeitlang Ruhe hielten. Auf der Schulter trug Miguel einen zweiläufigen Vorderlader, den ich meinen Leuten als Jagdgewehr überlassen hatte. Dicht hinter ihm folgte ich, am Gürtel das Waldmesser und eine kleine Ledertasche mit Tage- und Skizzenbuch, Photographien und sechs Monate alten Briefen aus der Heimat, in der linken Hand den Winchesterkarabiner, in der rechten eine drei Meter lange Tanzlanze, die ich in Yutíca erworben hatte. Wenn ich einmal über die Wurzeln stolperte, die überall im schmalen Pfad hochstanden, oder über eine Liane, die tückisch meine Füße umstrickte, dann sprang Miguel rasch vor, um nicht von der drohenden spitzen Lanze durchbohrt zu werden. Hinter uns, aber in weitem Abstand, kamen Marcellino, der edle Zecher, mit sechs Hühnern und Hähnen, Hängematten, Tanzflöten und anderem Kram beladen; dann ein junger Káua von Yuruparý-Cachoeira, den wir wegen seines dortigen Tanzkostüms „João Mákukö" (Hans Waldteufel) getauft hatten, mit dem photographischen Apparat, Hängematten, Flöten, einem Kasten mit Federschmuck und dem Kochgeschirr. Den Schluß machte das Uanána-Ehepaar mit Tragkörben und Kindern. So ging es im Indianergeschwindschritt durch dick und dünn.

Nach einem Marsch von über zwei Stunden überschritten wir abermals einen niedrigen Höhenzug, die Wasserscheide, und schlugen nun nordöstliche bis nördliche Richtung ein. Die anderen blieben allmählich weit hinter uns zurück. Ich fragte Miguel, wie weit es noch bis zu einem guten Lagerplatz wäre, den er mir verheißen hatte. Sein rechter Zeigefinger wies, langsam aufwärts steigend, nach vorn: „yasú[92])-yasú-yasú!": Anhöhe, „té — — — — é!" der Zeigefinger fiel: Tal = 1 Igarapé; und so weiter; noch 5 Igarapés. Man kletterte förmlich an seinen Worten und Gebärden in die Höhe und fiel mit ihnen zu Tal.

Wir setzten den äußerst beschwerlichen Marsch noch längere Zeit nach Sonnenuntergang in tiefer Finsternis fort und erreichten endlich den Lagerplatz, zwei primitive Schutzhütten an einem kleinen Fall des Uirauasú-Igarapé, den wir weiter oberhalb schon einmal überschritten hatten. Es war derselbe Bach, der nahe dem Ausgang des Verbindungspfades in den Aiarý mündet. Hier warteten wir auf die anderen. Es wurde 7, es wurde 8 Uhr; niemand erschien,

---

[92]) In der Lingoa geral: „wohlan!"; Aufforderung.

obwohl inzwischen der Vollmond hochgestiegen war und den Weg hell beleuchtete. Ich gab zwei Schüsse ab; umsonst!

Wir hatten nichts zu essen, nicht einmal Farinha, und der Halunke Marcellino hatte meine Hängematte und Decke. Miguel bot mir seine für mich viel zu kleine Hängematte an. Ich gab dem guten Jungen dafür meine Schlafjacke und das große schwarze Tuch vom photographischen Apparat. Er wickelte sich hinein und schlief auf dem warmen Felsen fest bis zum frühen Morgen. Neben der Hängematte hatten wir ein Feuer angezündet, und endlich schlief

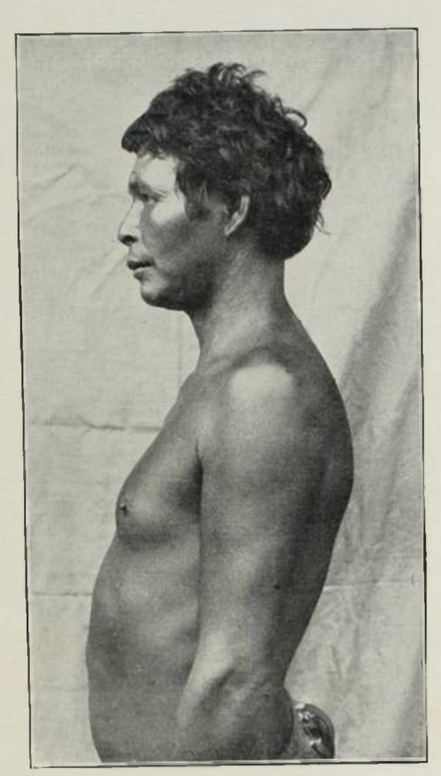




Abb. 97. Siusí Marcellino. Rio Aiarý.

auch ich ein, wenn auch in etwas unbequemer Lage und in schweißdurchnäßten, schmutzigen Kleidern. Doch wurde ich mehrmals durch die in der weitmaschigen Hängematte doppelt empfindliche Nachtkühle wach und stand auf, um das Feuer neu anzufachen, wobei ich die Palmstrohbedeckung der anderen Baracke rücksichtslos als hell aufflackernden Brennstoff verwendete. Diese Nacht gehört nicht gerade zu den angenehmsten Erinnerungen meiner Reise, und ich war herzlich froh, als es endlich Tag wurde.

Nun stellten sich auch die übrigen ein, an der Spitze Marcellino (Abb. 97). Ich machte meinem Ärger in einigen kräftigen Worten Luft, worauf er auf seinen langen Beinen Reißaus nahm und erst am Aiarý wieder zu uns stieß. Ein Marsch

von nur 45 Minuten auf verhältnismäßig gutem Pfad, zuletzt durch eine Mandiocapflanzung, brachte uns zu der großen Siusí-Maloka am Aiarý, der ich genau einen Monat vorher meinen Besuch abgestattet hatte. Diese letzte Strecke bot uns noch eine unangenehme Überraschung. Zwei Schlangen lagen kaum 50 Schritte voneinander entfernt mitten auf dem Weg. Die eine davon war eine Yararáca. João Mákukö, der diesmal die Tete bildete, sprang noch rechtzeitig zur Seite und hieb sie mit dem Waldmesser in Stücke.

Zu dieser zweiten Landtour hatten wir ohne die Ruhepausen 5 1/2 Stunden gebraucht.

Die Maloka stand leer. Die Bewohner waren wahrscheinlich zu einem Fest abwesend. In einigen Kanus, die wir im Hafen fanden, kamen wir nun rasch vorwärts und gelangten gegen Abend nach Dupalípana, Marcellinos Heim, wo wir vor einem Unwetter Schutz suchten.

Marcellino war wieder obenauf; er bettelte mich um Tabak an, zeigte sich dann aber als Hausherr von der liebenswürdigsten Seite. Später in Cururúcuára bei der Auslohnung war er wieder unverschämt. Ich sagte ihm deshalb beim Abschied auf Deutsch: „Du bist der größte Lump, der mir je im Leben vorgekommen ist!“, was er auch zu Schmidts besonderer Freude mit einem kräftigen „si!“ bestätigte, dem einzigen portugiesischen Wort, das er kannte und diesmal wenigstens passend anwandte.



A



B

A) BLICK AUF DIE CARURÚ-CACHOEIRA.
B) BLICK VON MATAPY FLUSSABWÄRTS.
RIO CAIARY-UAUPÉS.

VERLEGT BEI ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN.

XI. Kapitel.

Krankheit, Tod, Begräbnis, Hochzeit bei den Siusí.

Wieder in Cururú-cuára. Krankenkuren. Prophylaktische Bemalung. Ärztliches Honorar. Klage vor dem Tod. Beschwörungen der Zauberärzte. Das Zaubergift. Tod. Totenklage. Die Dorfalte wird geprügelt. Der Leichnam wird gefesselt. Kanu-Sarg. Totenmaske. Begräbnis im Hause. Ergreifende Totenklage. Furcht vor dem Totengeist. Fasten der Hinterbliebenen. Körperliche Seele. Aristokratisches Jenseits. Erbschaft. Trauerjahr. Rache an dem Mörder durch Fernewirkung. Ärztliches Studium. Großes Tanzfest. Fortgesetzte Totenklagen. Genipapo-Bemalung. Viehische Betrunkenheit. Eheliche Prügelei. Schnadahüpfeln. Sandwiches. Krankenkuren. Abschied der Gäste und der Brautleute. Der hartherzige Vater. Fasten bei der ersten Menstruation. Hochzeit. Aussteuer. Geburt. Kindbett. Langes Stillen. Indianische Namen. Furcht vor Zauber. „Tupána." Christliche Taufe. Kóai-Flöten und Kóai-Tanz. Geheimer Männerbund. Ein blutiges Fest. Andere Geister.

Am nächsten Morgen langten wir frühzeitig in Cururú-cuára an, wo ich die Bewohner in großer Aufregung fand. Ein älterer Siusí der letzten Maloka, der Schmidt und meine kostbare Sammlung als Pilot durch alle Fährnisse der Cachoeiras bis hierher gebracht hatte, war an Lungenentzündung schwer erkrankt. An demselben Mittag fand eine interessante Kur vor dem Hause von Mandús Neffen statt. Der Kranke und ein junger Mann von Cururú-cuára, der an einer leichten Erkältung litt, lagen in der brennenden Sonnenhitze lang ausgestreckt am Boden, der hiesige Zauberarzt und ein anderer von einer der umliegenden Malokas hockten mit wichtigen Gesichtern vor ihnen. Zunächst ließ der eine die Patienten an einer Schneckenschale riechen, die ein gelbes Pulver enthielt.[83]) Die Kranken zogen es stark durch die Nase ein und verfielen in konvulsivische Zuckungen und bald darauf in völlige Bewußtlosigkeit. Während dieser Narkose nahmen die Zauberärzte die übliche Behandlung vor mit Bepusten ohne Tabaksqualm und Bestreichen des Körpers. Sie zogen den Krankheitsstoff heftig ein, bliesen ihn wieder von sich und zerstreuten ihn mit der Hand nach allen Seiten. Von Zeit zu Zeit liefen sie beiseite an das Gebüsch und stöhnten, spuckten und rülpsten aus Herzensgrund. Dann kehrten sie wieder zu ihren Opfern zurück und wiederholten dieselbe Kur. Sie sangen

[83]) Wahrscheinlich Paricá-Pulver (nach Martius von einer Leguminose: Mimosa acacioides Bth.), das eine stark narkotisierende Wirkung hat.

eine eintönige Melodie, eine Art Kanon, bei dem der eine dem anderen stets um einige Takte voraus war. Der Fremde schwang dazu energisch die mit Ritzmustern verzierte und oben mit einem Büschel roter Federn geschmückte Zauberrassel über den Kranken hin und her, der Hiesige seinen Zauberstein, jenen großen Bergkristall, den ich seinerzeit nicht erwerben konnte. Beide Ärzte waren von dem Kaschirí, das Mandús Gattin gerade gab, total betrunken und lachten sich bisweilen über ihren eigenen Hokuspokus verständnisinnig an wie römische Auguren. Allmählich kamen die Kranken wieder zu sich und wurden in ihre Hängematten gebracht.

Als ich den „christlichen" Häuptling fragte, was dies alles bedeute, antwortete er mir: „Dummes Zeug! Du weißt es ja!", und kurz darauf fand ich den Edlen mit seinem Vater und seinem Bruder Gregorio rot bemalt hinter dem Hause, wo sie sich gegenseitig anpusteten, um die Krankheit von sich fernzuhalten!

Als die Krankheit auftrat, malten sich alle Leute des Dorfes mit heilkräftiger Carayurúfarbe rote Tupfen auf den ganzen Körper. Die Farbe wird zu diesem Zweck mit dem klebrigen Saft des Caránya-Baumes angerührt, den die Siusí u r u k a í nennen. Bei den kleinen Kindern, die doch am leichtesten krank werden und sterben, und bei den Bewohnern des Hauses, in dem der Lungenkranke untergebracht war, und die dadurch in nähere Berührung mit dem Krankheitsstoffe kamen, wurde diese prophylaktische Bemalung längere Zeit beibehalten und jeden Tag erneuert.

Merkwürdigerweise erholte sich der Kranke in den nächsten Tagen so weit, daß er seine Hängematte verlassen konnte und mir in der kleinen Baracke, die uns wieder zur Wohnung eingeräumt war, einen Besuch abstattete. Freilich war er sehr schwach und bewegte sich nur mühsam am Stock weiter. Er sah verfallen aus; ganze Büschel seines Haares waren schneeweiß geworden. Seit Beginn seiner Krankheit hatte er außer dünner Mehlsuppe (Mingau) nichts zu sich genommen, da die Indianer bei jedem Unwohlsein strengste Diät einhalten.

Am 18. Dezember gegen Sonnenuntergang wurde abermals eine Kur ausgeführt, und zwar von Mandús Vater, der in der ganzen Gegend in dem Rufe eines geschickten Zauberarztes stand. Der Alte schüttete dem Patienten, der vor dem Hause auf einem Schemel saß, mit Vehemenz Schale auf Schale voll eines Gebräues, das er aus einem großen Topf schöpfte, über den ganzen Körper, besonders über Kopf und Rücken, den Sitz der Schmerzen. Es war ein Aufguß aus den stark aromatisch duftenden Blättern eines gewissen Strauches und aus Gräsern, der nachmittags bei einem kleinen Feuer in der Sonne gestanden hatte. Nach dieser Prozedur nahm er den Kopf des Kranken in beide Hände, bestrich und

knetete ihn und pustete ihn mit kurzen heftigen Stößen an. Dann suchten beide emsig am Boden; auch andere liefen herbei und halfen suchen. Schließlich fand der Zauberarzt fünf kurze, glatte, schwarze Stäbchen. Ich fragte, was das sei. Da antwortete der Kranke selbst, diese Stäbchen hätten ihm im Leibe gesteckt und beinahe seinen Tod herbeigeführt. Der Wunderdoktor sah mich darauf von der Seite an und — lächelte. Die grünen Blätter seien „posánga"[94]) (Heilmittel, Medizin). Der arme Patient war nach dieser Gewaltkur, die dazu noch im Abendtau stattfand, natürlich wieder viel kränker und hustete und stöhnte die halbe Nacht.

Am nächsten Morgen litt er an heftigem Kopfweh. Eine alte Frau weichte wiederum Medizinblätter eine Zeitlang in Wasser ein, schlug sie in ein Tuch und band es ihm als Kompresse um den Kopf. Trotzdem machte die Krankheit rasche Fortschritte, so daß abends nochmals zu einer weit nachdrücklicheren Kur geschritten wurde, die Gregorio vornahm. Der Kranke saß wiederum auf einem Schemel, zusammengesunken und halb bewußtlos. Die große Topfschale mit der Medizin stand hinter ihm. Der Arzt nahm zuerst mehrere Züge aus einer Zigarette und verschluckte den Rauch. Dann knetete er dem Patienten mit beiden Händen den Kopf und die linke Schulter, wo dieser ihm auf seine Frage heftige Schmerzen angab, stieß den Tabaksqualm wieder hervor und blies ihn auf die schmerzenden Körperteile, die er mit aller Kraft zusammenpreßte. Zwischendurch strich er die unsichtbare Materie von dem Leibe des Kranken ab, formte die eine Hand trichterförmig vor dem Munde und blies den Giftstoff von sich, indem er ihn mit der Hand noch weiter wehte und in die Lüfte zerstreute. So ging es eine Zeitlang abwechselnd fort. Ich hatte mich als „Kollege" dicht dabei gehockt und sah genau zu. Endlich legte der Arzt die Zigarette beiseite, schöpfte eine große Kalabasse voll des Absuds, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nahm einen Schluck davon in den Mund und prustete ihn auf die kranken Körperteile. Dann schüttete er dem Patienten wie am vorhergehenden Tag das Wasser mit kräftigem Schwung über Kopf und Rücken, bis die Topfschale leer war, wobei er den Bädern durch heftig hervorgestoßenes „há — pff — — —! há — pff — — —!" noch größere Wirkung zu geben suchte. Darauf folgte wieder Zusammenpressen des Kopfes und Schulterblatts mit „ts-ts-ts"-Lauten, Bepusten und Abstreichen der Materie. Von Zeit zu Zeit nahm der Zauberarzt ein schwarzes Stäbchen vom Boden auf, betrachtete es aufmerksam, bepustete es und legte es sorgfältig beiseite. Diese Stäbchen, ein halbes Dutzend an der Zahl, aus hartem Palmholz geschnitten und wohl

[94]) Lingoa geral; im Siusí einfach panápe: Blätter, genannt.

geglättet, hatte er, wie ich deutlich sah, kunstgerecht in der linken Hand verborgen, die die Kalabasse hielt. Beim Überschütten des Wassers oder beim Abstreichen des Krankheitsstoffes praktizierte er sie noch viel kunstgerechter auf die Erde, ohne daß ich es bemerken konnte. Währenddessen hielten sich alle Bewohner scheu zurück. Erst nach beendigter Prozedur kamen sie herbeigelaufen, beschauten die Stäbchen, die jener in der Hand hielt, mit abergläubischen Gesichtern und machten über die Größe einiger, die besonders heftige Schmerzen bedeuteten, kritische Bemerkungen. Schließlich trug der Zauberarzt diese unheilvollen Stäbchen in das Gebüsch, wo er sie anscheinend zerbrach und weit von sich warf. Mehrmals gewann ich den festen Eindruck, daß alle Bewohner, Männer und Weiber, außer vielleicht den Zauberärzten selbst, an den Giftzauber und die Kur glaubten. Als Honorar für ihre Tätigkeit erhalten die Zauberärzte Gebrauchsgegenstände, einen Korb, eine Hängematte u. a. Die Behandlung eines kranken Kindes wurde einmal in Cururú-cuára mit einer Porzellanschale bezahlt.

Die darauffolgende Nacht war fürchterlich. Der arme Kranke stöhnte und röchelte laut und atmete so rasch und pfeifend, daß man jeden Augenblick glaubte, es müßte zu Ende sein. Die ganze Bevölkerung wachte. Von Zeit zu Zeit führte ihn die Alte, seine Schwiegermutter, ins Freie. Einmal fiel er hin, und sie schrie laut jammernd um Beistand nach den Männern. Gegen drei Uhr fand wieder eine Kur statt. Deutlich hörte ich das klatschende Saugen und heftige Pusten des Zauberarztes. Nach jedem Kurakt lief er aus dem Haus heraus abseits an das Gebüsch und hockte dort nieder, wie ich im Mondschein erkennen konnte. Er tat sehr täuschend so, als wenn er sich erbräche und bepustete einen Gegenstand in seiner Hand, den er dann beiseite schaffte. Kurz darauf vernahm man einen melodischen, von Schluchzen begleiteten Trauergesang einer jüngeren Frau, der morgens um sieben Uhr wiederholt wurde. Der Kranke lag bewußtlos und halblaut phantasierend in seiner Hängematte.

Man hatte ihn aufgegeben. Noch in der Nacht hatte Mandú Boote in die benachbarten Malokas geschickt, um Freunde und Verwandte zum Begräbnis einzuladen.

Gegen zehn Uhr machte ich einen Besuch bei dem Kranken. Er war aufgestanden, hielt ein großes Stück Zuckerrohr in der Hand und wollte hinaus, um einen unsichtbaren Feind, den er in seinem hohen Delirium sah, zu erschlagen. Mandús Neffe suchte vergeblich, ihn zu überwältigen. Ich redete ihm ruhig zu, er solle sich in seine Hängematte legen, da sei es besser, und er ging auch sofort mit mir. Weich und stetig strich ich ihm noch eine Zeitlang über den ganzen Körper, worauf er sich wirklich beruhigte und endlich einschlief, was auf die

Umstehenden einen großen Eindruck machte. Bald aber fingen die Fieberdelirien von neuem an. Mit seinen trockenen Lippen versuchte er eine Tanzmelodie zu pfeifen, wodurch der furchtbare Ernst des Augenblicks nur noch erhöht wurde.

Wiederum fand ein Klagegesang statt, diesmal in dem Hause des Häuptlings, zwischen einer hiesigen Frau und einem Huhúteni von Ätiaru, einem nahen Verwandten des Sterbenden.

Nachmittags veranstalteten drei Zauberärzte, Mandús Vater, sein Bruder Gregorio und der Huhúteni, hinter dem Sterbehaus eine große Beschwörung. Sie waren im Gesicht scheußlich rot bemalt und hielten in der rechten Hand die Zauberrassel, die sie unaufhörlich über einem flachen Korb schwangen, der die Habseligkeiten des Sterbenden enthielt. Sie sangen dazu mit leiser Stimme eine monotone Weise, die eigentlich nur aus drei Tönen und wenigen Worten bestand, die immer wiederkehrten. So trieben sie, dicht um den Korb am Boden hockend, den Geist der Krankheit aus den Sachen heraus. Bisweilen sprangen sie auf und schüttelten die Rasseln heftig nach allen Seiten, um den Geist zu verjagen und von weiterem Unheil abzuhalten. Dies dauerte etwa eine Stunde lang. Dann gingen sie zum Krankenlager, das jetzt durch Gitter aus schmalen Palmlatten abgesperrt war, und versuchten eine letzte Kur. Doch bald kehrten sie hinter das Haus zurück und führten dort dieselbe Szene auf wie vorher, nur weit kürzer, worauf sie sich am Flusse die Bemalung abwuschen.

Die Nacht verlief womöglich noch unruhiger als die vorige. Ein trübes Wetter hatte eingesetzt, so recht wie geschaffen zum Sterben! Langsam rauschte der Regen herab. In einem der Häuser klagten wieder einige Weiber, und das Stöhnen und halblaute Phantasieren des Sterbenden bildete dazu eine schaurige Begleitung. — — —

Mandú erzählte mir, ein Gift, das dem Kranken hier oder flußaufwärts durch Zauberei beigebracht worden sei, würde seinen Tod verursachen. Gregorio habe dieses Gift herausgeblasen. Er zeigte es mir. Es waren, soviel ich erkennen konnte, unschuldige gelbe Hundehaare, in ein schmutziges Läppchen eingewickelt. Schmidt hatte schon Angst, es seien einige von seinen blonden Locken. Der Häuptling zeigte mir auch den Faden, den jener unbekannte Feind zum Einschnüren des Giftbündels benutzt habe. Wie dieses ansehnliche Stück Gift in den Leib des Kranken gekommen war, wußte er mir selbst nicht zu erklären. Es war eben hineingezaubert worden. Das Läppchen mit dem Gift hatte Mandú in ein großes Blatt gewickelt und dieses Päckchen außen unter der Dachbekleidung seines Hauses verborgen. Als er es wieder an seinen Platz zurückstecken wollte, warnte ihn seine Frau und riet ihm, es in den Fluß zu

werfen, was er jedoch nicht tat. Ich blies mir wie ein Zauberarzt über die Hände, die das Gift angefaßt hatten, um alle schädlichen Einflüsse zu entfernen, worauf Mandú es ebenso machte. Als ein Kind die Stelle betrat, wo wir die unheimliche Sache untersucht hatten, schrien die Weiber entsetzt auf und rissen es weg.

Um acht Uhr morgens stimmten Mandús Vater und Neffe eine laute Trauerklage unmittelbar neben der Hängematte des Sterbenden an, der röchelnd da lag. Es war dieselbe Zeremonie, wie ich sie bei dem Maskentanzfest in Yuruparý-Cachoeira beobachtet hatte. Zunächst deuteten sie heftig zur Erde, schüttelten dann die Waffen, die sie in den Händen hielten, einen Bogen mit Pfeilen und eine lange Lanze mit breiter Eisenspitze, drohend nach einer Richtung und gingen endlich, sich niederhockend und das Gesicht mit der einen Hand verhüllend, in den rhythmischen Klagegesang über.

Kurz nach Mittag — ich war gerade von der Jagd gekommen und plauderte mit Mandú in seinem Hause — brach plötzlich lauter Lärm, Geschrei und Weinen los. Der Häuptling rief: „Er ist tot!", ergriff meine Flinte, die noch geladen neben mir stand, und gab auf dem Dorfplatz einen Schuß in einen Baum ab. Ich eilte rasch zum Trauerhause. Eine wilde Szene! Einige Männer und Weiber hockten schon dicht bei dem Sterbelager und heulten die Klage. Andere standen noch aufrecht und deuteten mit aufgeregten Gebärden nach dem Toten, indem sie unaufhörlich schrien: „Warum bist du gestorben? Warum hast du uns verlassen?" Sie stießen drohende Worte aus gegen den unsichtbaren Feind, der den Tod verschuldet hatte, hockten dann ebenfalls nieder und mischten ihre jammernden Stimmen in das Klagegeschrei der übrigen. Allmählich kamen alle herbeigelaufen: Männer, Weiber mit Säuglingen und Kinder. Die Erwachsenen traten nahe heran, immer der Reihe nach. Jeder wartete, bis er einen anderen fand, der die Zeremonie mitmachte. Heftige Worte und Gebärden, Niederhocken und Klagegesang, wie vorher. Stets zu zweien, Mann und Mann, Weib und Weib. Die Weiber, zum Teil mit aufgelösten, wild um das Gesicht hängenden Haaren, hockten voreinander, die eine Hand auf der Schulter der Kameradin, mit der anderen das Gesicht verhüllend; die Männer nebeneinander, den einen Arm um den Hals des Freundes geschlungen. So klagten sie schon vor 300 Jahren, wie es de Léry uns von den alten Tupinamba so anschaulich geschildert und so vorzüglich — für jene Zeit — abgebildet hat.[95]) Fast alle weinten Ströme von Tränen, nur einige Männer, besonders die Zauberärzte, kniffen die Augen krampfhaft zusammen und reizten sich so zu erkünstelten

[95]) Johannes Lerius (Jean de Léry): Historia navigationis in Brasiliam quae et America dicitur. Genf 1594. S. 266.

Tränen. Immer, wenn neue Leidtragende ankamen, kehrten dieselben Szenen wieder. Hatte einer genug geklagt, dann putzte er die Tränen ab, schneuzte sich kräftig die Nase und benahm sich so, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Plötzlich noch lauteres, heftigeres Geschrei bei dem Totenlager, klatschende Schläge: die Stammesalte stürzte hervor mit wirr um das Gesicht fliegenden Haaren, verfolgt von Mandús Vater, dem alten Zauberarzt, der wild auf sie einschlug. Er ergriff einen Stock und tat, als wollte er sie totschlagen. Unter lautem Gezeter zerrten sie sich hin und her. Wütend schrie der Alte: „Pínaka pinánatsamítaka, pía matsíteme, pína piketsíena, pínaka natsamítaka, manheníu núyapi!" usw. „Deine Verwandten haben ihn getötet, haben ihn vergiftet! Du bist schlecht! Warum ist er gestorben, der doch viel jünger war als du, der noch soviel arbeiten konnte und für uns sorgte? Warum bist du nicht gestorben, die du doch schon so alt und zu nichts mehr nutz bist? Nun ist er gestorben, nun sollst du auch sterben!" Die anderen machten ängstliche Gesichter, blieben aber teilnahmlos. Da stürzte Mandús Neffe, der Sohn der Alten, mit einem noch größeren Knüppel auf seinen Großvater los, drohte, ihn niederzuschlagen, und schrie: „Laß die Alte, sie ist nicht schuld daran! Sie arbeitet noch soviel für uns. Wenn du sie tötest, haben wir nichts mehr zu essen!" usw. Erbittert rangen sie. Mit Mühe hielt Mandú, der gerade in das Haus trat, die Wütenden auseinander. Ich glaubte schon, es sei etwas nicht in Ordnung. Doch es war leere Zeremonie. Sie ließen voneinander ab. Die Alte zog sich in eine Ecke in ihre Hängematte zurück, klagte und schimpfte noch eine Zeitlang vor sich hin und beruhigte sich dann. Der Zauberarzt setzte sich zu mir, nahm mir die Zigarette aus dem Munde und rauchte sie weiter. Sein Enkel trat wieder zu der Leiche, schrie, hockte nieder und weinte wie vorher.

Nun spielte sich hinter dem Lattenverschlag, der zur Absperrung des Totenlagers diente, eine unheimliche Szene ab. Mandú war mit einem scharfen Messer zu der Leiche getreten, zerschnitt ein altes Hemd in Streifen und fesselte dem Toten damit unter lautem Stöhnen der Anstrengung Hände und Füße. Weiber und Kinder zogen sich scheu zurück. Tiefe Stille herrschte im ganzen Hause, nur hinter dem Gitter hervor drang erregtes Geflüster. Gregorio, der neben mir saß und als Zauberarzt mehr sah wie gewöhnliche Sterbliche, deutete plötzlich nach dem Giebel des Hauses, als wenn dort etwas in der Luft flöge, machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er es verjagen, und blies dahinter her. Die Totenseele war entwichen.

Die Einzelklagen dauerten den ganzen Nachmittag fort. Ich ging zum Hafen, wo Mandú mit zwei anderen einen Sarg zimmerte. Die Länge des Leichnams hatte er mit einem Pfeil gemessen. Er teilte das Kanu, das dem Verstor-

benen bei Lebzeiten gehört hatte, in dieser Länge und paßte die beiden Stücke gut aufeinander, indem er die Ränder mit dem Waldmesser zurechthieb. In den oberen Teil dieses primitiven Sarges wurde ein Loch gebohrt, um der Seele die zeitweilige Verbindung mit den Gebeinen zu ermöglichen[96]). Man war wieder ganz vergnügt.

Nach beendigter Arbeit gingen wir zum Trauerhaus zurück. Die Szene war verändert. Der Tote lag mit Hemd und Hose bekleidet — im Leben ging er nackt —, das Gesicht verhüllt, lang ausgestreckt inmitten des Hauses auf dem Lattengitter. Die Arme waren ihm an den Leib geschnürt, die Füße über den Knöcheln gefesselt; auch die Hände, die auf dem Bauche lagen, waren fest zusammengebunden. Zwischen dem rechten Mittel- und Hinterpfosten des Hauses hatten die Männer mit Rudern ein tiefes Grab geschaufelt, an dem noch gearbeitet wurde. Mandú enthüllte der Leiche das Gesicht, das den „Baníwa"-Typus mit der scharf gebogenen Nase im Tode besonders deutlich zeigte, und bedeckte es mit einer Art Maske aus Kürbisschale, in die er mit dem Messer Löcher für die Augen und einen Spalt für den Mund geschnitten hatte, nachdem seine hübsche Tochter auf seine Aufforderung hin nach einigem Widerstreben das starre Totenantlitz mit dunkelroter Carayurúfarbe überstrichen hatte. Der ganze Leichnam wurde nun mit alten Zeugstoffen umhüllt, die noch mit Schnüren aus Tucumfasern[97]) fest zugeschnürt wurden. Einige Männer betteten dieses Mumienbündel in den Kanusarg, legten den Deckel darüber und banden beide Teile mit Stricken zusammen. Dann kauerten Mandús Neffe und seine Frau, die die nächsten Leidtragenden zu sein schienen, da die Frau des Toten schon vor Jahren gestorben war, neben dem Sarge nieder und sangen wieder bitterlich weinend die schluchzende Klage. Auch die Alte ließ einige Jammerlaute aus ihrer Ecke hören. Der Sohn des Toten, ein reizender Junge von etwa zehn Jahren, der an diesem Tage zwei dünne schwarze Striche über die Augen gemalt trug, hatte seinem Vater eine Axt und einige Kleinigkeiten in den Sarg mitgegeben. Der Hauptnachlaß, der ja durch die drei Zauberer von allem Schädlichen befreit worden war, blieb ihm als Erbe, so Ruder, Bogen und Pfeile, Blasrohr, Köcher, Federschmuck u. a. Endlich wurden die vordere und hintere Öffnung des Sarges mit großen Topfscherben und Stücken einer Herdplatte verschlossen, und, während Mandú hinter dem Hause wieder einen Flinten-

[96]) Deshalb findet sich wohl auch an vielen Totenurnen ein Loch im Boden. Diese Sitte ist in ihrem Grundgedanken analog einem Brauch, dem man noch in vielen Gegenden Deutschlands begegnet, sofort nach dem letzten Atemzuge des Sterbenden einen Fensterflügel zu öffnen, um der Seele einen Ausgang zu ermöglichen.

[97]) Tucum-Palme: Astrocaryum.

schuß löste, wurde der Sarg von einigen Männern an Stricken in das Grab hinabgelassen. Es folgte eine wilde Szene, die sich unmöglich beschreiben läßt. Die Weiber rissen die Kinder an sich und zum offenen Grab, drückten die Weinenden dort nieder und hockten sich selbst laut jammernd mit den schreienden Säuglingen hin. Von allen Seiten kamen sie herbeigelaufen, kauerten rund um das Grab herum und weinten und schluchzten immer in einem gewissen Rhythmus mit melodischem Tonfall:

„nuperĩ́ — nuperĩ́ — nuperĩ́ — nuperĩ́
„nuperĩ́ — nuperĩ́ — nuperĩ́ — nuperĩ́
„ipanyauã́ nuperĩ́ ipanyauã́
„nósa!“ u. s. w.
„Mein Bruder, mein Bruder,
„Du mein armer Bruder bist gestorben,
„Mein Bruder, mein Bruder!“

Über das offene Grab flog eine weiße Motte. Gregorio ging ihr durch das ganze Haus nach und beobachtete aufmerksam, wie sie am Giebel verschwand. Plötzlich sprangen alle auf und warfen mit den Händen die Erde in das Grab unter abermaligem schreiendem und schluchzendem Klagegesang. Einige Männer stampften sie mit dicken Stöcken möglichst fest, der Platz wurde sorgfältig geebnet, und in kurzer Zeit erinnerte fast nichts mehr daran, daß hier einer den letzten Schlaf schlief. Die Klage am Grabe dauerte noch eine Weile fort, wurde aber dann mit einem Male abgebrochen. Man ging zur Tagesordnung über, lachte und scherzte. Die Feier war in der Hauptsache erledigt, doch wurde die offizielle Totenklage noch zehn Tage lang von Zeit zu Zeit ausgeübt, anfangs sehr regelmäßig, drei- bis viermal, zu bestimmten Stunden am Tage und in der Nacht, und zwar meistens von den nächsten Hinterbliebenen am Grabe, bisweilen auch von Mandú und seinen Angehörigen im Häuptlingshaus. Allmählich aber verstummten die Klagen, und das Alltagsleben trat wieder in seine Rechte, zumal auch ein mehrtägiges Freudenfest die Bewohner von Cururúcuára auf andere Gedanken brachte.

Am Abend des Begräbnisses ertönte aus dem Sterbehaus die Stimme des Häuptlings in einem halblauten melodischen Gesang, der offenbar aus vielen einzelnen Strophen bestand, denn er wurde bisweilen durch Gespräch unterbrochen. Es war ein Abschluß der Hauptfeier, wie mir Mandú später erklärte: Sobald der Tod eintritt, werden alle Töpfe im Sterbehaus ausgeschüttet, alle Lebensmittel vernichtet. Solange der Tote noch über der Erde ist, dürfen die Hinterbliebenen nur Mandiocafladen und Pfeffer essen. Kurze Zeit nach dem Begräbnis spricht der Häuptling am Grab eine Art Segen, jenen langen Abendgesang, der ungefähr lautet: „Es ist alles vorbei! Er liegt in seinem Grab! Jetzt

könnt ihr wieder alles essen!" Dann folgt eine endlose Aufzählung aller Früchte und Tiere, die sie jetzt wieder essen dürfen, in einzelnen Absätzen mit steter Wiederholung der einleitenden Worte und sich gleichbleibendem Refrain. Damit ist das kurze Fasten beendet. Hier ist eine kleine Probe des Gesanges:

„nuenetakarenà likamaikanà
„lirirenamiá mauiríkuli irirená
„makamaikanakená káli káli
nauauá." u. s. w.[98])

In der Nacht ließ eine Eule wiederholt aus dem nahen Uferwald ihren schaurigen Ruf ertönen. Der große Zauberarzt Gregorio trat mit einer Fackel aus dem Hause und leuchtete nach dem Hafen hinunter. Der Geist des Toten spukte. Auch in der nächsten Nacht kam Mandú heraus und schaute nach dem Flusse, ging dann um das Haus herum und beobachtete eine Zeitlang aufmerksam den Wald, indem er, um besser sehen zu können, die Fackel hinter sich hielt.

Die Totenseele bleibt noch ein bis zwei Tage in der Nähe des Grabes und geht dann, unsichtbar für die Menschen, in eine andere Welt. Diese andere Welt, das Jenseits der Siusí, liegt am oberen Içána, im Walde auf einem hohen Gebirge, oberhalb des Nebenflusses Pamarý. Dort ist die alte Heimat der Siusí, aber heute ist sie „encantado", wie Mandú sagte, d. h. „bezaubert, verwandelt", und für die Menschen unsichtbar geworden. Dort wohnten die Siusí vor uralten Zeiten. Dort wohnen die Seelen der Vorfahren noch heute. Es gibt dort zwei Häuser, „hämápana" (Tapirhaus) und „kulirípana" (Sorubimhaus),[99]) die ebenso gebaut und eingerichtet sind wie am Aiarý, aber viel größer und schöner. Dort gibt es viele Leute, große Pflanzungen, viel Wild und Fische und viel Essen. Wenn eine neue Seele ankommt, wird sie von den Vorfahren freundlich aufgenommen, schön bemalt, und es findet ihr zu Ehren ein großes Tanzfest mit Kaschirí statt. Dieses herrliche Land ist nur das Jenseits der Siusí-tapuyo (Oalíperi-dákeni) und ihrer Verwandten, der Ipéka-tapuyo (Kumáta-mínanei), Kuatí-tapuyo (Kapíti-mínanei), Tatú-tapuyo (Adzáneni) und Tariána, d. h. aller reinen Aruakstämme des Içána und Caiarý-Uaupés. Die übrigen Nationen des Caiarý, Uanána, Tukáno, Desána[100]) u. a., so erklärte Mandú, hätten ein anderes Jenseits, von dem er nichts wüßte. Als den Siusí nicht stamm-

---

[98]) Das „a" am Schlusse der Wörter wird stark betont und langgezogen. „iriri = Grab".

[99]) Sorubim-Fisch: Platystoma.

[100]) Angehörige der Betóya-Gruppe.

verwandt mit einem anderen Jenseits bezeichnete er ausdrücklich auch die Katapolítani und zwei Stämme des Cuiarý, die Molíueni (Sukuryú-tapuyo) und die Mákireni, die heute sämtlich Aruakdialekte sprechen.

Beim Traum macht die Seele einen Besuch in der anderen Welt.

Der Sohn erbt, wie wir gesehen haben, die ganze Hinterlassenschaft des Vaters. Ist kein Sohn da, so fällt der Nachlass an den Bruder des Verstorbenen und die Verwandten.

Erst nach einem Jahr darf der Witwer oder die Witwe eine neue Ehe eingehen.

Am Tage nach dem Begräbnis war die ganze Bevölkerung von Cururú-cuára wieder mit Carayurú in vereinzelten kunstlosen Strichen bemalt, besonders an den Füßen. Nur die Zauberärzte, die offenbar vermöge ihrer übernatürlichen Kraft den Angriffen der bösen Geister nicht so ausgesetzt sind, trugen diese prophylaktische Bemalung nicht.

Das Drama war mit allen diesen Zeremonien noch nicht zu Ende. Nicht lange vorher waren zwei junge Männer in einer Maloka flußabwärts gestorben. Es wurde daher beschlossen, dem geheimnisvollen Feind, der diese Todesfälle verschuldet hatte, energisch zu Leibe zu gehen. Boten wurden bestimmt, die einige Kleidungsstücke der Verstorbenen und das „Gift", das Gregorio aus dem Leibe des Kranken hervorgezaubert hatte, zu einem Stamme weit im Nordosten bringen sollten, der sich durch viele und mächtige Zauberärzte auszeichnete. Sie müßten zu diesem Zwecke, sagte Mandú, bis in das Quellgebiet des Cuiarý fahren, von wo aus sie auf weitem Landmarsch einen großen Fluß in „Espanya"[101]) erreichten, an dem die Pidzári große, runde Häuser bewohnten. Dort wird die Hinterlassenschaft der Toten im Kreise der Zauberärzte niedergelegt. Diese untersuchen sie noch einmal genau, machen ihre Beschwörung darüber[102]) und verbrennen das „Gift" feierlich. Mit dem Augenblicke, da es in Asche zerfällt, stirbt der ferne Feind, der den Tod herbeigeführt hat.

Das Amt des Zauberarztes vererbt sich bei den Siusí vom Vater auf den Sohn. Eine besondere Probe ist nicht nötig, nur eine gewisse Vorbereitung durch den Vater. Durch seine Beschwörungen zaubert der Alte ein glattes, schwarzes Stäbchen, wie sie der Zauberarzt bei der Krankenkur aus dem Leibe des Patienten holt, vom Himmel herunter oder „aus der anderen Welt", wie

[101]) So wurde es mir wörtlich von Mandú angegeben. Offenbar ist damit ein Nebenfluß des Orinoco in Venezuela oder Colombia gemeint, vielleicht der Vichada (auch Vichara genannt), auf den die Ähnlichkeit mit dem Stammesnamen Pidzári hinweisen würde.

[102]) „Sie rufen (chamão) den Mörder", wie sich Mandú ausdrückte.

sich Mandú später ausdrückte, und „verschluckt es". Unter heftigem Stöhnen und Rülpsen gibt er es wieder von sich und zaubert es durch Blasen dem Novizen in alle Teile seines Körpers: Kopf, Brust, Rücken, Bauch, Ober- und Unterarme, Hände, Beine, Füße, indem er ihn dadurch befähigt, die Krankheiten aller dieser Körperteile bei seinen Patienten zu heilen, d. h. diese schwarzen Stäbchen, die das Krankheitsgift vorstellen, wiederum aus dem Leibe des Kranken hervorzuzaubern.[103])

So spielt der Zauberarzt im Leben dieser Naturkinder eine große Rolle. Er ist der Vermittler der Menschen mit den Geistern, sowohl den Seelen der Verstorbenen als auch den bösen Dämonen, die nach dem Glauben der Indianer die ganze Natur bevölkern. Er hat vermöge seiner übernatürlichen Kräfte über diese finsteren Mächte eine gewisse Gewalt, die er zum Nutzen, aber auch zum Schaden der gewöhnlichen Sterblichen verwenden kann, und dies verleiht ihm wiederum die Macht über seine Mitmenschen.

Die Trauerfeier ging fast unmittelbar in ein Freudenfest über, das eine Menge Gäste in Cururú-cuára vereinigte. Das Kaschirí war während der ganzen Zeit nicht ausgegangen; Mandús Gattin und seine beiden schönen Töchter sorgten stets für neuen Stoff. Weiber und Kinder trugen schon rote Gesichtsbemalung als Vorzeichen des Festes, die Männer brachten ihren Tanzschmuck in Ordnung und brannten Ambaúvastäbe für den Uána-Tanz aus.

Bevor die Stäbe ausgebrannt werden, werden sie auf originelle Weise mit geometrischen Mustern verziert. Mit dem Messer werden Muster aus der Rinde ausgeschnitten und der Stock vorsichtig über Feuer gehalten. Die entrindeten Stellen kohlen schwarz an. Die von der Rinde geschützten Stellen behalten ihre natürliche weiße Farbe. Die Rinde wird nun auch an diesen Stellen abgeschält, so daß schwarz-weiße Muster entstehen. Erst dann wird der Stock ausgebrannt. Zu diesem Zwecke wirft man in die natürliche Höhlung des Ambaúvaholzes, die, ähnlich wie beim Bambus, nur durch dünne Wände in einzelne Kammern abgeteilt ist, glühende Kohlen, die von Zeit zu Zeit erneuert und durch häufiges Blasen in die Höhlung glühend erhalten werden, bis alle Zwischenwände durchgebrannt sind und der Stab die Form eines hohlen Zylinders hat.

Am 16. Dezember, fünf Tage nach dem Begräbnis, bei Sonnenaufgang wurde das Fest durch den Häuptling mit einer endlosen, eintönig hergeplapperten Rede offiziell eröffnet. Er gab das Tagesprogramm: „Heute wird nichts gearbeitet! Der heutige Tag gehört dem Fest!" und bestimmte in allen Einzelheiten die Fest-, Tanz- und Kaschiríordnung mit den üblichen langen Wünschen,

[103]) Dies alles wurde mir von Mandú ausführlich erklärt und sehr deutlich ad oculos demonstriert.

daß das Fest gut verlaufe. Doch dies genügte diesen zeremoniellen Leutchen noch nicht. Drei Stunden später fanden im Häuptlingshause abermals lange Palaver statt zwischen Mandú und Gregorio und darauf zwischen letzterem und dem jüngsten Bruder Chico. Beide Sprecher standen rechts und links an einem Hauptmittelpfosten und schauten sich wieder grundsätzlich nicht an. Zwischen ihnen, inmitten des Hauses, waren zwei schön bemalte Tonschalen mit Kaschirí aufgestellt, die offenbar besprochen wurden.

Für die Káua des Uirauasú-Igarapé, die man auch zum Fest erwartete, wurden als Bezahlung für irgendeine Leistung zwei große Lasten Kaschirístoff gepackt, die sie nach dem Fest in ihre Heimat mitnehmen sollten. Das säuerlich duftende Zeug, ein zäher braun-gelber Brei, sah unbeschreiblich ekelhaft aus. Das Behältnis, das zur Aufnahme des Stoffes diente, bestand aus langen, mit Sipó verbundenen Paxiúbalatten und war mit Bananenblättern ausgelegt. Bananenblätter wurden über die Masse gedeckt, die überstehenden Palmlatten an beiden Enden zusammengebunden und das Ganze nochmals mit Sipó verschnürt, so daß das Bündel in der Form einem Kanu nicht unähnlich war. Eine entrindete dicke Stange wurde der Länge nach darüber befestigt, um die schwere Last bequemer tragen zu können. Dann hockten sich der schon etwas angetrunkene Chico und sein Vater davor und sprachen eine Art Segen darüber, auf daß dem edlen Stoff nichts Böses anhaften sollte.

Gegen Mittag kamen die anderen Gäste, Huhúteni von Átiarú und anderen Malokas, und bald nach ihnen Káua und Siusí vom oberen Fluß, Verwandte des Verstorbenen, darunter sein Bruder mit Frau und Kind und der alte Häuptling mit seiner Frau, die mich seinerzeit nach Yutíca begleitet hatten. Nach einer sehr langen Begrüßungszeremonie im Häuptlingshause eilten sie, geführt von dem heftig schreienden und gestikulierenden Chico und seinem Neffen, zum Grab, wo sich wieder eine wilde Trauerszene abspielte. Jeder der Leidtragenden war bewaffnet. Der eine schwang ein langes Waldmesser, der andere einen dreizackigen Fischspeer aus Paxiúbaholz, der dritte einen Bogen und ein Bündel langer Giftpfeile in der Rechten. Die Trauer um den Toten, die ich schon beendigt glaubte, hub wieder mit erneuter Kraft an. Wenn man nicht gewußt hätte, daß alles Zeremonie war, es hätte einem angst und bange dabei werden können.

Auch Mandú klagte diesmal mit, aus Courtoisie gegen die Fremden. Die Neuangekommenen blieben noch eine Zeitlang im verschlossenen Hause, und die Klage wollte kein Ende nehmen. Endlich kamen auch sie zum Festhaus und nahmen an der allgemeinen Kneiperei teil. Auch der Bruder des Toten, der wahre Ströme von Tränen vergossen hatte, war wieder ganz fidel und spülte

seinen Schmerz mit Kaschiri hinunter. Kariuatinga und ich taten nach Kräften mit. Wir saßen mit anderen wackeren Zechern auf einer der langen niedrigen Bänke am Eingang nebeneinander wie die Periquitos[104]) auf der Stange; neben mir Mandús Vater, der alte lustige Kerl, mein Spezialfreund, der seinen Arm zärtlich um meinen Hals geschlungen hatte und mir immer wieder versicherte, wie „matsiáte" („ausgezeichnet") ich sei, und mich in seinem mit ein paar portugiesischen Brocken gemischten Kauderwelsch „Dotóro nukamarára"[105]) („mein lieber Freund Doktor") nannte. Alle Augenblicke nahm er mir die Ziga-



Abb. 98. Uanéui-Tanz der Siusí. Rio Aiarý.

rette weg, tat einige Züge und steckte sie mir wieder in den Mund. Bisweilen aber gab er sie an den Nachbar weiter, und sie ging von Mund zu Mund, um dann zerkaut und kaschiriduftend wieder in meinen Mund zurückzukehren. Der Alte zeigte mir ein enges Loch in der Mitte seiner Unterlippe. In seiner Jugend habe er darin nach der Sitte der „Baníwa" einen Lippenstift, p a t é p i,[106])

[104]) Kleine grüne Papageien, eine Art Wellensittiche, bei uns auch „Inséparables" genannt.

[105]) „nukamarára" ist entstanden aus dem portugiesischen „camarada" mit dem Pronominalpräfix der I. Person Singularis „nu—" der Siusísprache.

[106]) Name im Siusí.

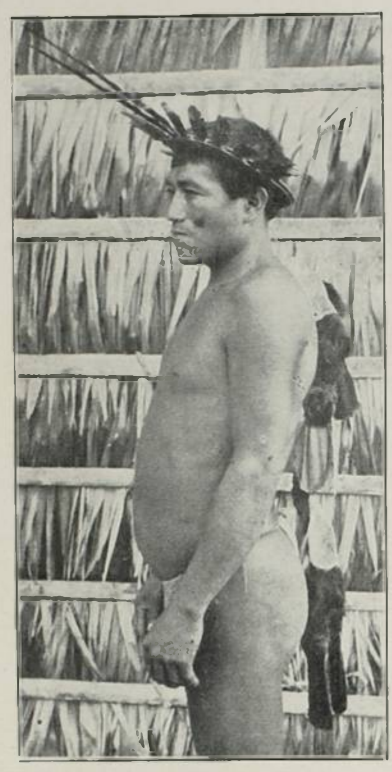


Abb. 99. Siusí Chico, zum Tanz geschmückt. Rio Aiarý.

getragen, wie er mir mit einem Stückchen Palmstroh deutlich demonstrierte. Je mehr er trank, desto zärtlicher wurde mein Freund. Er rieb sein stacheliges Kinn an meinem Gesicht und zupfte mich an meinem langen Schnurrbart, der es ihm besonders angetan hatte. Ich blies ihm dafür scheinbar meinen Bart an, wie es der Zauberarzt macht, wenn er einem anderen etwas Böses anbläst, was ihn anfangs doch etwas stutzig machte. Von Zeit zu Zeit munterte er mich auf: „uaschá dotóro!" („wohlan, Doktor!"), und dann machten wir unseren überströmenden Herzen Luft und stießen das bei Kaschirifesten übliche Freudengeschrei aus, ein zweimaliges „é . . . he . . . hé!" mit lautem Juchzer und gellendem Pfiff durch die Zähne. Es war wieder einmal sehr gemütlich!

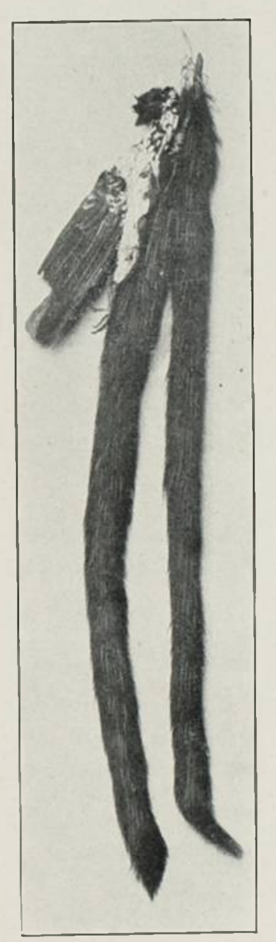


Abb. 100. Rückenschmuck aus Vogelbalg und Affenschwänzen. Rio Aiarý. $^1/_5$ nat. Gr.

Gegen Abend begannen die Tänze, die im wesentlichen dieselben waren wie in Ätiaru: Makapéti und Uanéui (Abb. 98—101). Mehrere Tänzer trugen am linken Armgelenk einen aus Affenhaaren geflochtenen Strick, der in ein dickes Bündel von bunten Federn und einer geschnitzten Fruchtschale der Tucumá-Palme[107]) ausging (Abb. 102). Die Uána hatte man diesmal besonders festlich zugerichtet. Der Handgriff wurde hoch überragt von drei Stäbchen, die mit weißen Reiherfedern geschmückt waren und durch zwei quergebundene Stäbchen oben fächerförmig auseinandergehalten wurden. Mandú, als „Herr des Tanzes", trug auf dem Haupt eine schöne Federkrone aus weißen Reiherfedern, von der ein langer Schweif aus Tukanschwänzen[108]) über den Rücken fiel (Abb. 103). Leider

[107]) Astrocaryum Tucumá.

[108]) Pfefferfresser: Rhamphastus, in Brasilien „tucáno" genannt.

hatte er eine arg zerrissene und schmutzige Hose an. Mit seinem rotbemalten Gesicht, aus dem die scharf gebogene Nase kräftig vorsprang, sah er wie ein Sioux-Häuptling in den Indianergeschichten aus.

Nach Sonnenuntergang fanden die Rundtänze abwechselnd im Hause um die großen Kaschirítöpfe herum oder draußen auf dem freien Dorfplatze statt. Dazwischen tanzten junge Burschen, auf ihren Panflöten und langen Yapurutú musizierend, ihr Mädchen im Arm im flotten Marschtempo hin und her. Der untere Teil der Yapurutú war mit Flocken von weißem Flaum be-



Abb. 101. Uanéui-Tanz der Siusí. Rio Aiarý.

klebt (Abb. 104). Fackeln aus harzigen Holzscheiten, k a m á r a i,[109]) erhellten nur notdürftig die tiefe Dunkelheit. Noch immer kamen neue Gäste, und immer wieder von neuem erscholl die Totenklage in dem fröhlichen Lärm.

Der Text zu dem feierlich getragenen Gesange des Uanéui-Tanzes war etwas anders als in Ätiaru, aber ebensowenig zu deuten:

„yakalé ká yakale míniyá
yupai má kauení kumíniyá
yupai má kauení kumíniyá
yupai ma ká yakalé míniyá
ueni kuyú malié

[109]) Name im Siusí.

yupai ma kā yakalé míniyā
ueni kûkai yákalé miniyā
yupai makā yákale míniyā
uapi yukaí yákale míniyā
uápi yu yu málié
uapi yukaí yákale míniyā" [110]) usw.



Abb. 102. Armschmuck der Tänzer. Rio Aiarý. $^1/_6$ nat. Gr.

Am nächsten Tage war natürlich die ganze Festgesellschaft, besonders der männliche Teil, mehr oder weniger betrunken. Man hatte die ganze Nacht hindurch gefeiert und setzte nun diesen Lebenswandel fort. Nachmittags kam noch ein halbes Dutzend Kanus voll Leute, meist Káua, vom Uirauasú-Igarapé. Sie brachten neuen Stoff in sechs großen Töpfen mit, die mit Bananenblättern wohlverdeckt und mit Sipó verschnürt waren. Ein Gefäß war so riesig und schwer, daß es sechs kräftige junge Männer nur mit Mühe die Böschung hinaufschleppten. Mit lautem Jubel wurden sie begrüßt. Der total betrunkene Mandú, der sich kaum auf den Beinen halten konnte, empfing seine Gäste am Hafen und hielt trotz seiner Schwachheit die lange Begrüßungszeremonie getreulich ab. Wieder fand als Einleitung eine heftige Totenklage am Grabe statt, die besonders von den Hiesigen in ihrem betrunkenen Elend mit Genuß ausgeführt wurde. Dann ging man zum gemütlicheren Teil über. Das Festhaus war gedrängt voll Menschen. Auf drei Seiten wurde von den Weibern eifrig Kaschirí bereitet, von Mandús Frau und Töchtern, von den Huhúteni und von den Káua des Uirauasú-Igarapé. Die Kredenzschalen hatten enorme Dimensionen. Ein bis zwei Liter des dickflüssigen Gebräus wurden in mächtigen Zügen, ohne abzusetzen, hinuntergewürgt. Jeder gesinnungstüchtige Fuchsmajor auf deutschen Hochschulen hätte an diesem Zechen seine Freude gehabt.

Die neuen Gäste ließen sich vor dem Hause durch die Frauen und Mädchen hübsche Genipapomuster auf den Leib malen, um auch im Äußeren würdig zu bestehen, andere überschmierten den ganzen Körper mit Ausnahme des Gesichts kunstlos mit Genipaposaft. Zunächst wird die Haut mit roter Carayurúfarbe eingerieben und dann erst der schmutzig-graue Saft der Genipapo-

[110]) yákale oder auch dzákale heißt Heimat, Dorf, Maloka. yupai wurde mir erklärt als Erde, Boden und ist vielleicht entstanden aus: uahípai = unsere Erde.

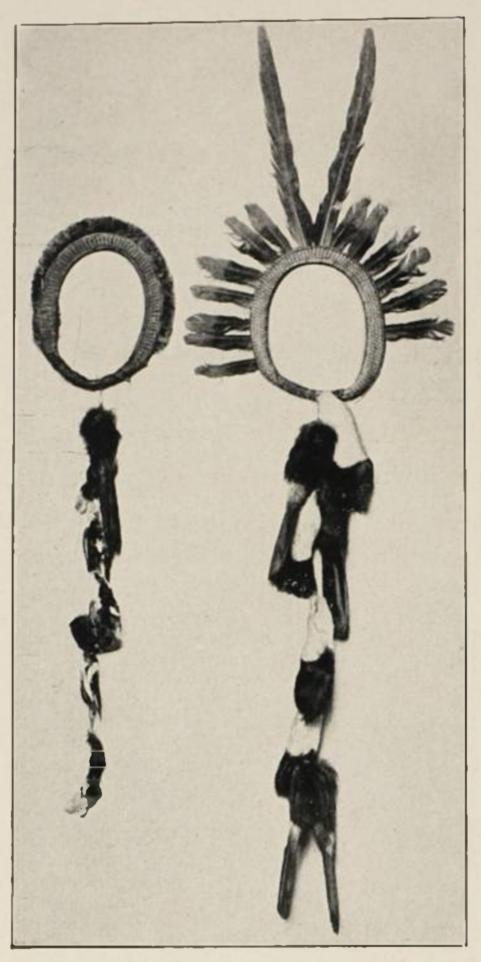


Abb. 103. Kopfreifen mit Rückenschmuck. Rio Aiarý. ca. 1/11 nat. Gr.

frucht aufgetragen, der durch die Einwirkung der Luft bald schwarzblau wird und trotz vielen Badens zwei Wochen und länger haftet. Die Frauen trugen die Muster teils mit drei zusammengebundenen und oben auseinandergespreizten, elastischen Stäbchen auf, so daß jedesmal drei parallele Striche entstanden und die ganze Prozedur sehr rasch vor sich ging, teils gebrauchten sie nur ein Stäbchen und malten die Muster sehr sauber und mit großer Sorgfalt (Abb. 105a, b). In das Gesicht malte sich jeder Tänzer selbst mit Hilfe eines kleinen Spiegels mit Urucúfarbe[111]) feine rote Muster.

Die Tänze dauerten fort. Ich tanzte mit den Leuten von Cururú-cuára einen unendlich langen Uanéui und sang dazu, so gut ich es konnte. Auch Schmidt nahm teil, am ganzen Oberkörper und im Gesicht mit Mustern bemalt. Die Káua des Uirauasú-Igarapé gaben einen Makapéti zum besten, die Runde mit den Handrasseln und den Fußklappern. Der alte, dicke Káuahäuptling, der, wie die meisten seiner Stammesgenossen, von Purupurú fast schwarz war, galt als der Herr dieses Tanzes, doch konnte nur der Oberhäuptling Mandú mit Genehmigung aller Männer die Musikinstrumente veräußern. Leider hatte einer der jüngeren Leute, der erst vor kurzem aus einem Seringal am Rio Negro zurückgekommen war, eine kleine Korbflasche mit Cachaça mitgebracht, mit dem er nun jeden beglückte, so daß die allgemeine Betrunkenheit bald einen bedenklichen Grad erreichte. Viele lagen kreuz und quer in den zahlreichen Hängematten, die alle Nebenräume des großen Hauses erfüllten; denn jeder Gast bringt den notwendigsten Hausrat, Töpfe, Körbe und einige Lebensmittel und auch seine Hängematte mit, um gleich die verschiedenen Räusche ausschlafen zu können. Fast alle tranken bis zur Bewußtlosigkeit, bis sie umfielen und irgendwo liegen blieben, auch im Kaschiríschmutz

[111]) Bixa Orellana.



Abb. 104. Tanz mit Yapurutú-Flöten. Rio Aiarý.

auf der Erde (Abb. 106). Nie habe ich später bei meinem Aufenthalt unter den Indianern des Caiarý-Uaupés eine solche viehische Sauferei gesehen.

Die sonst so bescheidenen und liebenswürdigen Menschen waren gar nicht mehr wiederzuerkennen. Zudringlich wie Zigeuner bettelten sie mich um dies und das und besonders um Tabak an, und wenn ich mich einmal in die kleine Hütte zurückzog, die man uns zur Wohnung angewiesen hatte, um mich etwas von dem Hexensabbat auszuruhen, dann kamen sie sofort in Scharen nach und belästigten mich in der unverschämtesten Weise. Mandú zwar hielt, wenn auch mit Mühe, seine Würde noch aufrecht, doch hatte er leider, auch im nüchternen Zustande, die „freigebige" Gewohnheit, so oft ich ihm meinen Tabak zu einer Zigarette anbot, für alle Umstehenden Zigaretten zu drehen. Vergeblich sagte ich „karupakádzäma[112]) — es ist kein Tabak mehr da!" Sie ließen sich nicht abschrecken und erreichten immer wieder ihren Zweck. Schließlich rauchten Schmidt und ich unsere Zigaretten unten am Hafen fern von dem Getriebe im Schutze der Nacht.

Geraucht wurde überhaupt viel in Cururú-cuára, auch von Weibern und Kindern. Der fünfjährige Sohn Gregorios nahm seinem Vater oft die Ziga-

[112]) Im Siusí. Zusammengezogen aus karupakápa dzäma — es ist nicht (mehr) da Tabak.



a. b.

Abb. 105. Stäbchen für die Körperbemalung. Rio Aiarý. $^1/_2$ nat. Gr.

rette aus der Hand, tat einige Züge und gab sie ihm wieder zurück, ohne daß der Alte über diese frühreife Selbständigkeit seines hoffnungsvollen Sprößlings irgendwelches Erstaunen gezeigt hätte.

Am dritten Festtage kamen einige unerfreuliche Zwischenfälle vor. Als ich morgens das Festhaus betrat, drang ein junger Mann auf mich ein und schrie laut, ich solle weggehen, sie brauchten hier keinen Weißen. Als er tätlich werden wollte, knickte ich ihm die Hände etwas zusammen, so daß er vor mir einen unfreiwilligen Kniefall tat und nur noch aus sicherer Entfernung weiter schimpfte. Später suchte er auch mit Schmidt anzubinden, aber mit dem gleichen Mißerfolg. Die anderen lachten. Es war derselbe unangenehme Mensch, der beim Tanzfest in Ätiaru Schreikrämpfe bekommen hatte und geistig nicht ganz normal zu sein schien. Wegen seines „bösen Suffs“ war er am ganzen Aiarý berüchtigt und selbst bei seinen Stammesgenossen sehr unbeliebt.

Nachmittags hatte er eine wüste Prügelei mit seiner besseren Hälfte, die sich mit einem dicken Knüppel tapfer wehrte. Die Schläge fielen hageldicht auf Kopf und Leib. Die Streitenden rissen sich an den Haaren hin und her. Der wütenden Frau lief das Blut stromweise über das Gesicht. Sie erwischte ein großes Waldmesser und hätte ihren Gatten sicher totgeschlagen, wenn ihr nicht ein junger Mann, der dafür von ihr ebenfalls tüchtige Prügel bezog, die Mordwaffe entwunden hätte. Die anderen schauten interessiert zu, nur wenige nahmen für den einen oder den anderen Teil Partei. Die armen Kinderchen schrien. Endlich hatte sie ihn unter, prügelte ihn mit ihren kräftigen Fäusten weidlich durch und verließ als Siegerin das Schlachtfeld. Jedesmal,



Abb. 106. Kaschirí-Leichen.

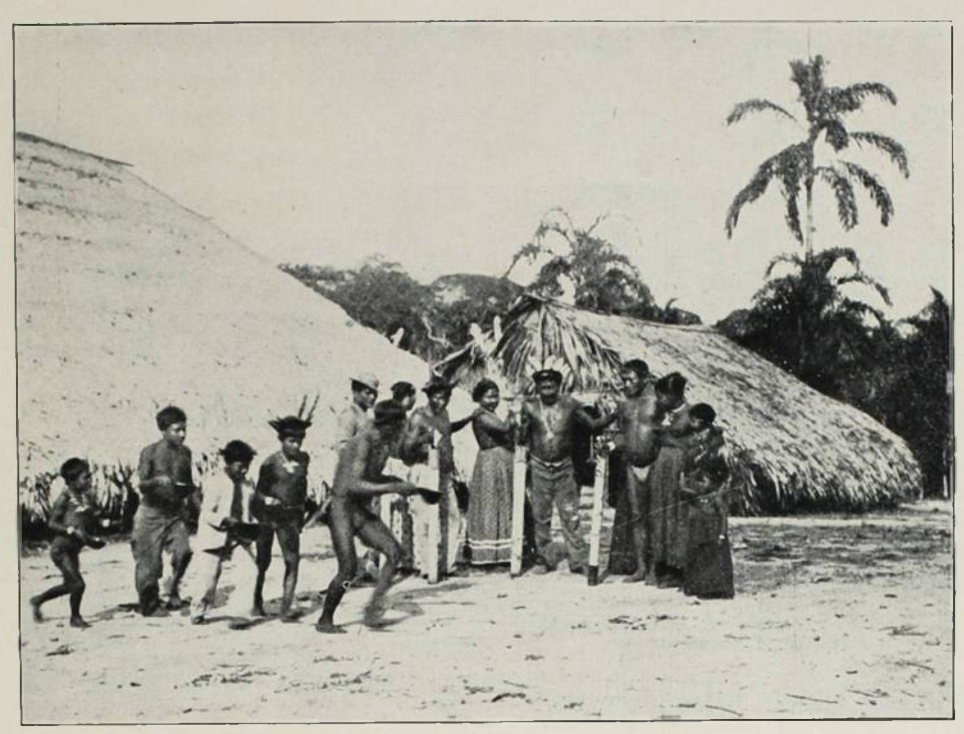


Abb. 107. Überreichen des Kaschirí. Rio Aiarý.

wenn die Frau mit einem Teil ihrer Habe an ihrem Manne vorbeikam, der jämmerlich zusammengeduckt auf einer Bank saß, gab sie ihm einige Püffe in den Rücken. Einen großen Kochtopf zerschlug sie zum allgemeinen Gaudium auf seinem Kopfe, doch der Elende machte gar keinen Versuch, sich zu wehren. Ohne von ihren Wirten Abschied zu nehmen, fuhr sie mit ihrer alten Mutter und ihren Kindern flußabwärts in die Heimat zurück.

Der Häuptling hatte sich während dieser ehelichen Szene klugerweise in die entfernteste Ecke zurückgezogen. Obwohl ich als Süddeutscher an Raufereien bei „Kirmessen" gewöhnt bin und daher nichts besonders Außergewöhnliches daran fand, so hielt ich es doch für meine Pflicht, Mandú zum Einschreiten aufzufordern. Doch er sagte: „Was geht das m i c h an? Das ist in der ganzen Welt so, wenn die Leute betrunken sind, und schon ‚antigo de mundo' (von Anbeginn der Welt)[113] so gewesen!" Und er hatte recht! — —

Daß Prügeleien bei Kaschirígelagen nicht so ganz zu den Seltenheiten gehören, erfuhr ich von Mandús Vater. Er zeigte mir seinen gebrochenen und schlecht geheilten Unterarm. Den habe ihm einer im Streit mit der Uána zerschlagen.

[113]) Die Worte „antigo de mundo", die in seinem kauderwelschen Portugiesisch „vor alter Zeit" oder „von Anbeginn der Welt" bezeichnen sollten, wendete Mandú bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit an.

Die allgemeine Gemütlichkeit litt durchaus nicht unter diesen Zwischenfällen. Es wurde flott weiter getanzt und — getrunken. Alle diese Tänze zerfielen, wie ich schon in Ätiaru bemerkt hatte, in drei Touren: I. Tanz der Männer. II. Eintreten der Weiber. III. Überreichen des Kaschirí. In den meisten Fällen beendigten die Männer allein den Tanz. Sie stellten sich zum Schluß mit dem Gesicht gegen das Publikum in einer Reihe auf und stießen die Tanzstäbe unter Jauchzen und Pfeifen mehrmals rasch auf den Boden oder rasselten andauernd mit den Handrasseln. Dann brachten die jungen Burschen in großen Kalabassen den erfrischenden Trunk, wobei sie laut: „tsă — — ă — — ă!" oder „má — má — má — má — — —!" oder auch „bĕ — bé — bĕ — bé — — —!" riefen (Abb. 107 u. 108).

Eine reizende Szene beobachtete ich hier zum ersten Male. Je zwei Personen, auch Mann und Frau, überreichten sich gegenseitig die Kalabasse mit Kaschirí, indem sie dazu einen melodisch einschmeichelnden Wechselgesang mit offenbar improvisiertem Text anstimmten, eine Art „Schnadahüpfeln":

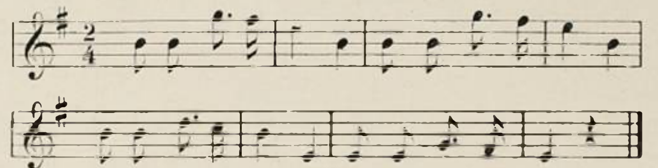




Abb. 108. Siusí-Knabe Táru mit Kopfreif und Federkamm. Rio Aiarý.

An jedem Festtag wurden morgens „Sandwiches" gereicht. Auf dem Rost gebackene, teilweise schon sehr „antike" Fische wurden nochmals gekocht — schon wegen der zahlreichen Maden — und dann zusammen mit gerösteten Pfefferfrüchten[114]) im hölzernen Mörser, der am Aiarý teils zylindrische (Abb. 109), teils Trogform hat, zerstoßen. Die Mörserkeule, ein einfacher dicker Stock aus sehr schwerem Holz, war mit einer Fußklapper geschmückt, damit er, des Festes würdig, auch Spektakel machte. Die wenig appetitliche Masse wurde auf Beijústückchen verteilt, die von den Jungen auf einem großen Mandiocasieb serviert wurden. Auch wir erhielten unser Teil.

[114]) Capsicum L.

Als alle Töpfe geleert waren, stellten die Káua auch ihre beiden großen Bündel mit Kaschirístoff zur Verfügung, damit beileibe nichts übrigbliebe.

Am Abend des 19. Dezember kamen — merkwürdig spät — noch einige neue Gäste, Huhúteni vom Mirití-Igarapé flußabwärts, mein früherer Ruderer Chico, der mich nach Cururú-cuára gebracht hatte, mit seinem Vater und anderen. Mandú hielt mit dem Alten die offizielle Trauerklage am Grabe ab.

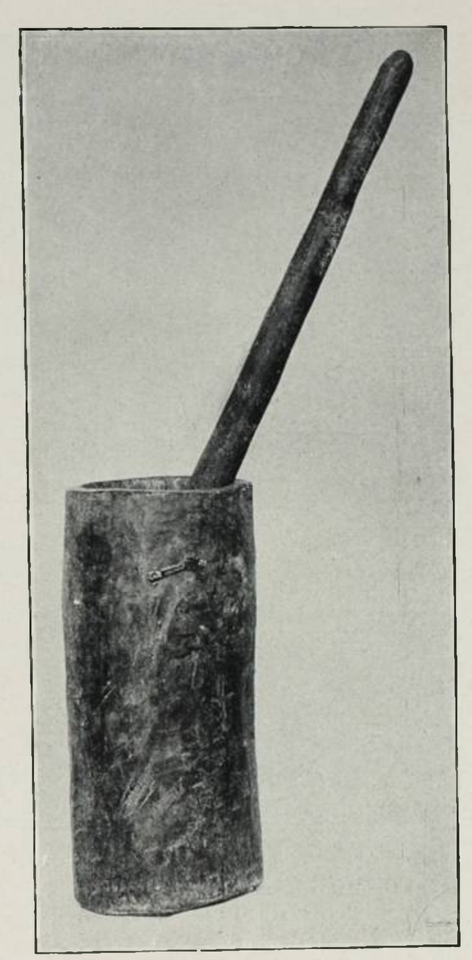


Abb. 109. Mörser mit Keule. Rio Aiarý. ca. $^1/_5$ nat. Gr.

Infolge der unmäßigen Trinkerei, wobei selbst die kleinsten Kinder nicht verschont wurden, waren die Zauberärzte sehr in Anspruch genommen. Auch der alte Huhúteni wurde am Tage nach seiner Ankunft mehrfach konsultiert und führte, obwohl stark angetrunken, die Kur in besonders feierlicher Weise aus. Zuerst nahm er aus einer großen Zigarette einige Züge und blies den Rauch langsam von sich, gen Osten und gen Westen, indem er ihn mit feierlichen Handbewegungen gleichsam verteilte. Darauf betrachtete er aufmerksam den Patienten, der offenbar an starkem Katzenjammer litt, blies ihm Tabaksqualm langsam und leicht über Kopf, Rücken und Brust und strich zugleich linde mit der rechten Hand an diesen schmerzenden Körperteilen abwärts. Den Kern der Behandlung bildete wiederum die übliche Wasserkur. Als Krankheitsgift fand der Zauberarzt einmal ein Stückchen Holzkohle, das andere Mal einen kleinen Fetzen Palmfasern, da er sich zu diesen Kuren nicht hatte vorbereiten können.

Endlich, am 20. Dezember, nach fast fünftägiger Dauer, fand das Fest seinen Abschluß. Der Stoff ging aus. „Yaláki kárupakápa!" („Das Kaschirí ist alle!") sagte Gregorio wehmütig zu mir, und ich darauf: „Matsiá — — — te!" („[Das ist] s e h r gut!"). Mandú meinte, das Fest sei doch sehr schön gewesen, nichts sei vorgefallen — die eheliche Prügelei zählte er also nicht mit! — und



Abb. 110. Büsche aus Federn des weißen Reihers und des Arara, die dem Kopfreif hinten vertikal aufgesteckt werden. Rio Aiary. 1/6 nat. Gr.

niemand sei krank geworden! Mit etwas anderen Worten: „'s war halt doch ein schönes Fest, alles wieder voll gewest!"

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang fand nochmals eine laute und anhaltende Klage der Verwandten und Freunde des Verstorbenen am Grabe statt und bald darauf eine lange Abschiedszeremonie zwischen den Leuten von Cururú-cuára und den Gästen, wobei es auffallend lebhaft zuging. Plötzlich wurde diese abgebrochen, der Lärm verstummte, und sämtliche Káua vom Uirauasú-Igarapé fuhren rasch und ohne Jubelgeschrei, wie es bei diesen Gelegenheiten üblich ist, ab. Niemand von den Wirten gab ihnen das Geleit. Nur die älteste Tochter Mandús (Abb. 111) kam bald nach der Abfahrt der Gäste zum Flusse herabgelaufen, hockte sich nieder und weinte laut. Währenddessen hatte der Häuptling in seinem Hause mit den Huhúteni des Mirití-Igarapé eine ernste Unterredung zeremoniellen Charakters, worauf auch diese sich zur Heimfahrt rüsteten. Mandú blieb zurück und stimmte, in seiner Hängematte sitzend, einen von tränenreichem Schluchzen begleiteten, melodischen Klagegesang an. Unten am Hafen verhandelten die Huhúteni mit der weinenden Schönen; ein älterer Siusí vermittelte. Plötzlich raffte das Mädchen einigen Hausrat zusammen, den ihre Mutter ihr nachgetragen hatte, sprang in das Boot der Fremden und fuhr mit ihnen rasch davon. Mandús Bruder Chico und seine Frau, die auf der hohen Uferböschung neben mir gestanden und der Entwicklung der Dinge mit großem Interesse zugeschaut hatten, lachten laut, liefen in das Haus und meldeten es dem trostlosen Häuptling, der noch kurze Zeit weiterklagte und sich dann auch beruhigte.

Erst jetzt erfuhr ich den Zusammenhang dieser mysteriösen Geschichte: Der Trauerfeier für den Toten hatte sich, von uns unbemerkt, ein Hochzeitsfest angeschlossen, zu dem zwei Bewerber erschienen waren, mein Miguel, der

Häuptlingssohn der Káua-tapuyo, der neben seinem christlichen Namen den echt indianischen Namen „Neriénene“ (Hirschzunge) führte (Abb. 96), und der Huhúteni Chico, der eigentlich „Kamída“ (Ente)[115]) hieß (Abb. 23).

Kamída trug den Sieg davon und führte die Braut heim, Neriénene und seine Leute zogen mit langer Nase ab. Mandús Tochter schien ungern mitzugehen und nur dem Willen des Vaters zu folgen, denn sie und Neriénene hatten sich sehr lieb. Wie oft hatten wir den hübschen, treuherzigen Burschen mit seinem Schätzchen geneckt, und wie gern ließ er sich unsere Scherze gefallen. Noch während des Tanzfestes schäkerten die beiden Liebesleute beständig miteinander und saßen oft — honni soit qui mal y pense! — nebeneinander auf einer Hängematte. Der Machtspruch Mandús bereitete diesem Idyll ein rauhes Ende. Welche Gründe den Häuptling bewogen, dem Herzenswunsch seiner Tochter entgegenzutreten, habe ich nie erfahren können. Auch im Urwald gibt es hartherzige Väter!

Über die Gebräuche, denen das Weib am Aiarý von dem Eintritt in die Jungfräulichkeit bis zur Mutterschaft unterworfen ist, erfuhr ich von Mandú manche Einzelheiten.

Bei der ersten Menstruation wird dem Mädchen von der Mutter das Haupthaar kurz geschnitten und der Rücken mit Genipapofarbe überstrichen. Die Jungfrau sitzt während der Prozedur inmitten des Hauses, im Kreise der „Freundschaft“. Jeder von den Freunden[116]) nimmt sich einige Büschel Haare, die er sorgfältig verwahrt. Darauf findet ein großes Kaschirífest statt.

Bis zur zweiten Menstruation darf das Mädchen nur Beijú, Pfeffer und kleine Fische essen. Alle größeren Fische und warmblütigen Tiere sind ihr verboten. Beim Eintritt der zweiten Menstruation singt der Vater früh vor Sonnenaufgang einen ähnlichen langen Gesang mit Aufzählung aller Tiernamen, wie es bei der Totenfeier gebräuchlich ist. Dann wird der Jungfrau ein großer Topf voll Fische und Fleisch von allen möglichen Jagdtieren vorgesetzt, und das Fasten ist beendet. Zur Feier des Tages wird sie mit Carayurú-Farbe schön bemalt. Kaschirí mit Tanz darf natürlich auch bei dieser Gelegenheit nicht fehlen.

Die Hochzeit ist, wie wir gesehen haben, mit einem mehrtägigen Tanzfest verbunden, das im Hause des Brautvaters veranstaltet wird. Am Schluß der Feier hält dieser dem Schwiegersohn eine längere Rede und übergibt ihm

[115]) „kamída“ bezeichnet im Siusi die Marreca-Ente: Querquedula brasiliensis.

[116]) Mandú sagte ausdrücklich „amigos“. Diese Haare finden am Aiarý wahrscheinlich dieselbe Verwendung wie am Caiarý-Uaupés, wo die jungen Männer sie am Kopfputz und anderem Tanzschmuck anbringen.

die Tochter als Gattin, „para guardar" („zur Verwahrung"), wie sich Mandú ausdrückte, womit die Ehe als geschlossen gilt. Der junge Mann steuert zum Hochzeitsfest geräucherte Fische und Wildbret bei, die junge Frau bringt ihren Schwiegereltern Kaschirístoff mit. Sie zieht in das Haus ihres Mannes, das in der Regel auch die Wohnung ihrer Schwiegereltern ist. Die Aussteuer der Tochter Mandús bestand in einigen Töpfen, Körben, wenigen Kattunröcken und der Hängematte. Die zeremonielle Unterredung des Häuptlings mit den Huhúteni war die Übergabe der Braut an den Bräutigam, der darauffolgende





Abb. 111. Maria, Tochter des Oberhäuptlings Mandú. Rio Aiarý.

Klagegesang der offizielle Abschied von der Tochter. In der fluchtartigen Abfahrt der jungen Eheleute können wir ein Überbleibsel des alten Frauenraubs erkennen.

Während der Schwangerschaft darf die Frau alles essen.

Wenn die Stunde der Geburt herannaht, verlassen alle Männer das Haus. Die Gebärende liegt in der Hängematte in ihrer Wohnungsabteilung, die durch Gitter aus Paxiúbalatten wohl verschlossen ist. Sämtliche Weiber sind bei ihr und helfen bei der Geburt. Die Nabelschnur und die Nachgeburt werden sofort an Ort und Stelle vergraben.

„Wenn nun Zwillinge geboren werden?" fragte ich Mandú. „Não ha!" („Das kommt nicht vor!") antwortete er; d. h. in seinem Reich habe er es nie-

mals erlebt. Er kenne aber einen Häuptling am Içána, der zwei Söhne auf einmal bekommen habe, und das sei „muito bom!" („sehr gut!").

Nach der Geburt bleibt die junge Mutter mit dem Säugling fünf Tage lang in ihrer Wohnungsabteilung, von der Außenwelt streng abgeschlossen. Der Mann hält mit ihr getreulich diese fünftägige Wochenstube ab. Ein eigentliches Männer k i n d b e t t , wie es bei manchen Stämmen Südamerikas vorkommt, findet nicht statt. Beide Ehegatten dürfen während dieser Zeit nichts arbeiten, sich nicht waschen und nur Beijú und Pfeffer essen. Jeder Verstoß gegen diese Vorschriften würde dem Neugeborenen schaden. Nach Ablauf der fünf Tage singt der Vater des Mannes den bekannten langen, eintönigen Gesang: „Jetzt könnt ihr wieder baden, jetzt könnt ihr wieder essen!" mit der Aufzählung aller Fische und Jagdtiere, deren Genuß ihnen nun wieder erlaubt ist. Ein gemeinsames Bad der Eltern und des Kindes beschließt die Zeit der Enthaltsamkeit.

Gestillt wird bis in das zweite Jahr hinein und länger. In Cururú-cuára sah ich einen kräftigen Jungen von mindestens drei Jahren während des Spielens von seinen Kameraden weglaufen und sich an der Mutterbrust stärken.

Der Großvater (Vater des Vaters) gibt dem Kinde den Namen fünf Tage nach der Geburt. Die meisten dieser Indianernamen beziehen sich, wie wir bereits gesehen haben, auf Tiere und sind oft in ihrer unfreiwilligen Komik viel ansprechender als die christlichen Namen, die diese Indianer bei gelegentlichen Besuchen von weißen Händlern oder bei ihrer Arbeit in den Kautschukwäldern bekommen. So hieß Mandú[117]) selbst: ú n u l i (Socóreiher), sein Bruder Gregorio: u á t s o l i (Urubú, Aasgeier), sein jüngster Bruder Chico: p á i t s c h i (Frosch). Mandús Vater führte den ominösen Namen: t s o í d a (Laus), seine Schwester hieß: r ú i b u k ü r i (Corocoró, Ibis), und sein kleiner Sohn, ein unruhiger Springinsfeld, den der Häuptling immer sehr stolz J o s é M a n u e l rief, der aber darauf nie reagierte, hatte den bezeichnenden Namen: m á d e r i (Agutipurú,[118]) Eichhorn) erhalten. Ein anderer Siusí hieß: m á m i (Inambú, Rebhuhn). Bei den Káua des oberen Aiarý begegnete ich einem „Alligator": k á t - s i r i , und einem „Mistkäfer" i s c h í t a. Unter den Ruderern, die mich später nach São Felippe brachten, fanden sich ein „Ameisenbär": t á r u , ein „Gürteltier": h a l í d a l i , ein „Yacúhuhn"[119]): m a r é , ein „A n a c o r ó"[120]): m a - n ó a p e , ja sogar eine „Alligatorschnauze": k á t s i r i u é m o , ein „Gürtel-

[117]) „Mandú" ist Abkürzung von „Mandúca", entstanden aus „Manuel".

[118]) Echinomys.

[119]) Penelope Marail.

[120]) Waldvogel.

tierbart": h a l í d a l i k u e d é t s c h i, und ein „Jaguarschnurrbart": d z á u i t s í n u m a. Einzelne Namen wiederholen sich häufiger. Bei der Anrede bedienen sich Verwandte mit Vorliebe des vertraulichen: n ó l i oder n ú l i, was eigentlich „mein Schwager" bedeutet.[121]) „A t s í a l i - Mann", womit häufig kleine Jungen gerufen werden, ist kein Personenname, sondern eine Art Liebkosungswort, wie wir zu kleinen Kindern „Männe, Männchen" sagen.

Während die Indianer ihre christlichen Namen ohne weiteres angaben, zeigten sie stets ein gewisses Widerstreben, wenn ich sie nach ihren einheimischen Namen fragte. Gewöhnlich erfuhr ich diese erst aus zweitem Munde. Selbst die einheimischen Namen der Dörfer teilte mir Mandú auf meine wiederholten Fragen nur heimlich und zögernd mit. Wahrscheinlich spielt hier, wie auch bei anderen Naturvölkern, die Furcht eine Rolle, der Fremde könne mit dem Namen, als einem Teil des Individuums, eine schädliche Zauberei treiben.

Außer den christlichen Namen der Bewohner erinnerte am Aiarý nur wenig an das Christentum.

Die Porzellanpüppchen, die ich den Frauen und Kindern schenkte, wurden allgemein „tupána" genannt; ein Wort aus der Lingoa geral, mit dem die Missionare „Gott" bezeichnen. Man hielt sie für Figuren von Heiligen, wie man sie noch heute bei den Indianern des Içána aus den Zeiten der Missionen findet.

Diese christlichen Reminiszenzen traten kurz vor unserer Abreise noch deutlicher zutage. Mandú bat mich, das Kind seines Bruders Chico zu taufen! — Schon Don Germano hatte mich darauf aufmerksam gemacht, daß ich dieser Aufforderung wahrscheinlich nicht entgehen würde. In diesen Gegenden, wo die Priester seit Jahrzehnten gänzlich fehlen, ist es allgemein üblich, daß die weißen Händler auf Verlangen die Taufe vornehmen. Die Indianer, die selbst einen Teil ihrer Jugend in Missionen verbrachten oder wenigstens durch ihre Väter von der christlichen Lehre eine vage Kunde erhielten, haben zwar die Bedeutung dieser heiligen Handlung vergessen oder nie gekannt, sehen aber in der Taufe eine Art Zauberhandlung, von der sie sich für das Gedeihen der Kinder viel versprechen. Ich wäre der Sache gern aus dem Weg gegangen, konnte aber schließlich den wiederholten Bitten meines bewährten Freundes Mandú nicht widerstehen, der meine Weigerung vielleicht falsch aufgefaßt hätte. Ich zog also meine noch verhältnismäßig neue Kakijacke an, die ich nur wenig getragen hatte; die von der Caiarý-Tour arg mitgenommene, von mir „kunstgerecht" geflickte Hose konnte ich leider nicht wieder neu machen.

---

[121]) Es ist eine Abkürzung des Siusíwortes: nōlimátairi.

Doch kämmte ich wenigstens mein wüstes Haar und den struppigen Bart und ging zum Häuptlingshaus, wo schon die ganze Bewohnerschaft versammelt war. Die Weiber und Kinder saßen auf den Bänken oder auf den Hängematten, die Männer, auch der glückliche Vater, standen umher und wußten offenbar nicht, was sie aus der ganzen Sache machen sollten. Gregorio, der tapfere Zauberarzt, hatte sich scheu in eine Ecke zurückgezogen, als wenn er dem Vorgang nicht recht traute. Ich gab Mandú zu verstehen, daß ich zweier Paten bedürfe. Darob langes Zögern und verlegenes Lächeln ringsum; kein Freiwilliger trat vor. Schließlich bestimmte ich den Häuptling selbst zu einem Paten; eine Frau, die stramme Gattin seines Neffen, meldete sich darauf als zweite Patin, und die Feier konnte beginnen. Ich hatte zwei Kerzen für die Paten und etwas Salz gestiftet. Auch Mandú hatte seine Vorbereitungen getroffen. Eine alte Kiste, die innen mit bunten Zeugfetzen ausstaffiert war, diente als Nische für eine kleine Figur des heiligen Antonius, des Schutzpatrons des ganzen Içána. Ein Caiarý-Schemel inmitten des Hauses war mit einem weißen Tuch bedeckt. Darauf stand ein Porzellanteller mit Flußwasser und neben diesem ein Porzellannäpfchen, das eigentlich das von mir gestiftete Salz enthalten sollte; doch das hatte man wohl für zu kostbar gehalten und zum Hausverbrauch beiseitegestellt. Anfangs konnte man sich über den Namen nicht einigen. Ich schlug „Barbara" vor, dann „Antonia" nach dem Namen meiner kleinen Schwägerin, deren Geburtstag gerade in diesen Tagen wiederkehrte. Man war endlich einverstanden. Die Paten hielten die brennenden Kerzen. Die Patin, die den noch kleinen Täufling, der kläglich weinte — mir selbst war das Weinen näher als das Lachen — auf dem Arm trug, kniete auf Mandús Anweisung vor dem Bänkchen nieder. Ich sprach über dem Wasser ein deutsches Vaterunser und taufte das Kind mit portugiesischen Worten auf den Namen „Antonia". Vorsichtshalber hatte ich dem Häuptling vorher erklärt, ich würde das Kind nach der Sitte meiner Heimat taufen (modo da minha terra), womit er auch zufrieden war, und was er seinen Leuten sofort in ihre Sprache übersetzte. Darauf fragte ich ihn: „'sta pront'?"[122] („Ist es fertig?") — „Não, Se'Doutor, falta uma!" („Nein, Herr Doktor, es fehlt noch eine!"), und man brachte mir ein etwa dreijähriges Mädchen, das sich anfangs heftig sträubte, und das ich mit Mandú und seiner erwachsenen Tochter als Paten auf den Namen „Seliana" taufte. So verstand ich es wenigstens aus Mandús portugiesischem Kauderwelsch; eigentlich sollte es „Severiana" heißen. Der Häuptling fragte: „'sta pront'?"; ich darauf: „'sta

[122]) Eigentlich: „esta pronto".

pront'!", und die Feier war zu Ende. Ich entschuldigte mich noch bei ihm, daß die Taufe so kurz gewesen wäre, aber das sei so in meinem Vaterlande und schließlich dieselbe Sache („a mesma cousa"). Während der ganzen Feier benahmen sich die Zuschauer musterhaft; als ich aber in meine Hütte zurückging, hörte ich, daß sie über den Vorgang und besonders über die Art, wie ich das Gebet gesprochen hatte, harmlos wie Kinder spotteten. Das war der ganze Erfolg! —

Unser Aufenthalt am Aiarý neigte sich seinem Ende zu. Mandú, der es sich nicht nehmen ließ, seine vornehmen Gäste persönlich nach São Felippe zurückzubringen, machte seine beiden Kanus für die Reise zurecht; wir packten im Schweiße unseres Angesichts.

Zum Andenken wurden Schmidt und ich noch gemessen. Unsere respektable Körpergröße, die überall Aufsehen erregt hatte, wurde durch Kohlenstriche an einem Hauspfeiler verewigt. Zum Vergleich stellten sich einige Indianer darunter. Der bedeutende Unterschied rief ein allgemeines „pö — — —!" des Erstaunens hervor.

Abb. 112. Kóai-Peitsche. Rio Aiarý. 1/9 nat. Gr.

Der letzte Tag unserer Anwesenheit brachte der ethnographischen Sammlung noch einen wertvollen Zuwachs. Schon am Rio Negro hatte ich von einem geheimnisvollen religiösen Tanz der Indianer gehört, von dem die Weiber strengstens ausgeschlossen wären. Die Männer bliesen dabei auf riesigen Flöten und geißelten sich bis aufs Blut. Die Peitschen, schwanke, mit Baumbast umwickelte Gerten, hatte ich schon in Tunuhý und in mehreren Malokas am Aiarý angetroffen (Abb. 112). Sie hingen gewöhnlich über dem Querbalken, der die beiden Mittelpfosten des Hauses miteinander verband, und wurden mir gegen eine geringe Bezahlung anstandslos verkauft. Die Flöten dagegen hatte ich bisher nie zu Gesicht bekommen. Man tat sehr geheimnisvoll damit, und wo auch immer ich danach fragte, hieß es: „Wir haben keine!" oder: „Der und der hat sie mit fortgenommen!" Endlich, nach längerem Drängen, und nicht, ohne daß ich wiederholt den „primeiro tuxaua", Governador in Manáos, ins Treffen führen mußte, der alle diese Dinge sehen wollte, gestand mir Mandú, daß er im Besitz von drei Flöten sei, die er mir gegen ein großes Waldmesser zu überlassen versprach. Vorher aber müsse er mit João Amaro, dem Sohne seines verstorbenen Bruders, dem künftigen Thronfolger, sprechen, ob er damit einverstanden wäre. Auch bat er mich, möglichst vorsichtig mit den Flöten zu verfahren, besonders während der Reise, denn seine Frau, die ihn begleiten wollte, dürfe die Instrumente auf keinen Fall sehen.

Abends gegen 8 Uhr, als das Dorf schon in stiller Ruhe lag, kam Mandú in unsere Hütte, gab jedem die Hand und verschwand wieder, ohne ein Wort gesagt zu haben; ein geheimnisvoller Anfang! Wir saßen und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Nach kurzer Zeit kam der Häuptling zurück, betrachtete genau unsere gichtbrüchige Bude und forderte uns mit flüsternder Stimme auf, die großen Lücken in den Wänden zu verwahren, damit die Weiber den „Kóai", wie er die Flöten nannte, nicht sähen, was auch mit unseren Zelttüchern geschah. Kaum war er wieder weg, da erschien ein halbes Dutzend neugieriger Jungen, auf die als zukünftige Männer und Mittänzer das Verbot keinen Bezug hatte. Auch sie unterhielten sich in flüsterndem Ton. Endlich meldete uns Mandú, daß der Kóai im Anzug sei. Fackelbewehrt ging er mit João Amaro, der im gewöhnlichen Leben „Halídali" (Gürteltier) hieß und „Herr" des Kóai-Tanzes war, zum Hafen und kehrte gleich darauf mit dem Kóai zurück. Es waren drei riesige Flöten aus wohlgeglättetem Paxiúbaholz von starkem Durchmesser, sonst nach der Art der Yapurutú gebaut. Sie trieften noch von Wasser und waren offenbar nicht weit vom Hafen im Fluß aufbewahrt gewesen, damit sie nicht trocken wurden und platzten. Der Häuptling übergab sie mir in gewisser feierlicher Weise und schloß daran eine kurze Erklärung des Tanzes. Die Jungen kicherten, besonders als João Amaro beim allzu eifrigen Demonstrieren aus Versehen in eine Flöte blies, und diese einen leichten dumpfen Ton von sich gab. Auch Schmidt und ich konnten bei dem geheimnisvollen Zauber das Lachen kaum verbeißen. Die Flöten wurden sorgfältig in eine alte Hose verpackt, und Mandú kündigte uns an, daß er mit dem ersten Hahnenschrei wiederkommen und sie mit Schmidt auf dem Grunde des großen Bootes verstauen wolle, worauf die ganze Gesellschaft wie ein Nachtspuk verschwand und uns mit den unheimlichen Instrumenten allein ließ. Pünktlich gegen 2 Uhr nachts wurde der Kóai verladen, und damit war alles zur Abfahrt bereit.

Am Aiarý hatte ich leider keine Gelegenheit, einem Tanz mit diesen großen Flöten beizuwohnen. Später lernte ich ihn am Caiarý-Uaupés in etwas anderer Form kennen. Dieses bedeutsame Fest der indianischen Bevölkerung wird noch heute am ganzen oberen Rio Negro und seinen Nebenflüssen, auch von den sogenannten christlichen Indianern, gefeiert und scheint überhaupt in vielen Variationen über einen großen Teil des tropischen Südamerika verbreitet zu sein.

Am Aiarý findet nach den genaueren Erklärungen Mandús dieses Fest statt, wenn die Früchte der Assaï-[123]) und Bacába-Palme[124])

[123]) Euterpe oleracea Mart.
[124]) Oenocarpus Bacaba Mart.

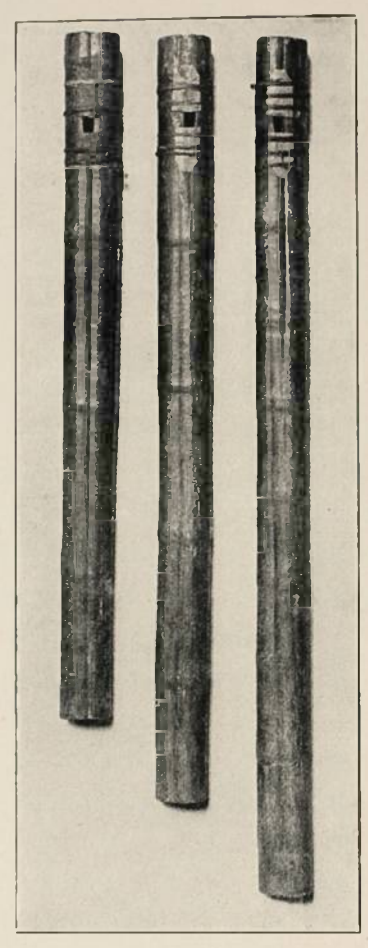


Abb. 113. Kóai-Flöten. Rio Aiarý. $^1/_{10}$ nat. Gr.

reif sind, und beginnt nachmittags gegen 3 Uhr. In feierlichem Zuge, die Flötenbläser an der Spitze, werden die eingeernteten Palmfrüchte in die Maloka gebracht. Alle weiblichen Personen und die kleinen Knaben verlassen bei den ersten fernen Flötentönen das Haus und ziehen sich in ein anderes Haus zurück, dessen Ausgänge verschlossen werden, oder verbergen sich, wo dieses fehlt, im Walde. Gewöhnlich sind es zwei Flöten, die die Musik liefern; in Cururú-cuára waren es ausnahmsweise drei. Sie sind je nach ihrer Länge verschieden im Ton und genau aufeinander gestimmt. Der Tanz besteht in einfachen Rundgängen, die nach der Zahl der Flöten von zwei oder drei Männern in raschem Marschtempo ausgeführt werden. Die Tänzer blasen dazu auf ihren Instrumenten, die sie mit der rechten Hand schräg abwärts halten, eine dumpfe, eintönige, jedoch nicht unangenehm klingende Weise. Die linke Hand ruht auf der rechten Schulter des Nebenmannes. Unter dem rechten Arm eingeklemmt tragen sie die lange Peitsche. Nach jeder Runde stellen sie sich nebeneinander auf. Der eine Tänzer nimmt seine Flöte in die linke Hand und bringt seinem Partner, der sein Instrument in die Höhe hält und aus Leibeskräften bläst, mit der Peitsche drei heftige Hiebe über Bauch und Seiten bei, so daß das Blut stromweise aus den klaffenden Wunden fließt. Ein Gesang findet nicht statt. So geht es längere Zeit fort. Der Anblick der blutüberströmten Leiber und der reichliche Genuß von Kaschirí steigern immer mehr die Erregung. Ein Tänzer löst den anderen ab, bis alle teilgenommen haben, und diese ernste Feier den gewöhnlichen harmlosen Tänzen Platz macht, an denen auch die Weiber sich beteiligen.

Die großen Flöten heißen im Siusí: uáli oder auch wie der ganze Tanz und der Geist, dem zu Ehren er stattfindet: kóai oder kúai. Es sind, genauer bezeichnet, offene Flötenpfeifen ohne Tonlöcher. Das obere Ende des Flötenzylinders ist mit Bastringen und Pech gedichtet, so daß nur ein enger Kanal freibleibt, der zu einem viereckigen Luftloch führt. Als Lippen sind über einen Teil des Luftlochs Baststücke gebunden. Die Töne werden

durch stärkeres oder schwächeres Blasen variiert. Die Flöten von Cururúcuára haben eine Länge von 90, 100 und 110 cm bei einem Durchmesser von 6–7 cm (Abb. 113).

Der Kóai, dem dieses blutige Fest gewidmet ist, ist der Sohn des Yaperíkuli, des Stammesheros dieser Aruakstämme. Er ist vom oberen Aiarý gekommen, von der Cachoeira Bocoḗpana, wo sich noch sein Bild auf einem großen Felsen eingegraben findet. Die Teilnahme an der Feier ist, wie gesagt, ein Privileg der erwachsenen Männer. Weiber dürfen die Flöten nicht einmal sehen, sonst tötet sie der Kóai, d. h. sie werden mit dem Tode bestraft.

Am ganzen Içána und seinen Nebenflüssen wird nach der Angabe Mandús mit diesen großen Flöten getanzt, in „Espanya" aber, d. h. am Guainía und nördlich davon an den Nebenflüssen des Orinoco, gebraucht man andere Instrumente, eine Art langer Tuthörner, die im Siusí yabítsi heißen. Sonst sei es dieselbe Sache.

Schon Humboldt berichtet von einem Fest der Völker am oberen Orinoco, am Atabapo und Inírida zu Ehren des guten Geistes Cachimana, der die Jahreszeiten regiert und die Früchte reifen läßt. Die heiligen Trompeten, die dabei verwendet wurden, die Botutos, waren aus Ton gebrannte, 3–4 Fuß lange Röhren, die sich an mehreren Stellen zu Hohlkugeln erweiterten. Sie wurden von wenigen alten, in die Mysterien eingeweihten Indianern aufbewahrt und während des Festes unter den Palmen geblasen, damit sie reichlich Früchte trugen. Die Eingeweihten unterzogen sich der Geißelung, dem Fasten und anderen angreifenden Andachtsübungen. Bald blies Cachimana selbst die Trompete, bald ließ er nur seinen Willen durch den kundtun, der das heilige Werkzeug in Verwahrung hatte. Die Weiber durften das wunderbare Instrument gar nicht sehen; sie waren überhaupt von der Feier ausgeschlossen. Hatte eine das Unglück, die Trompete zu erblicken, so wurde sie ohne Gnade umgebracht.[125])

Als ich Mandú fragte, warum der Kóai-Tanz stattfände, antwortete er: „Ich weiß es nicht! Unsere Vorfahren haben dies schon ‚antigo de mundo' so getan, und so machen wir es daher noch heute." Und doch haben wir es hier mit einer Art Kultus zu tun, wenn auch diese tiefere Bedeutung den heutigen

[125]) A. von Humboldt: Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. Bd. III. S. 295, 323 ff. Stuttgart 1860. — Bei dem Aruakstamm der Ipuriná am Rio Purús fand Ehrenreich ein ähnliches Fest: Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Veröffentlichungen aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde. S. 70–71. Berlin 1891.

Indianern abhanden gekommen zu sein scheint. Die Zeit, die für das Fest gewählt wird, die Kulthandlungen, die dabei vorgenommen werden, und endlich und insbesondere gewisse Einzelheiten in den darauf bezüglichen Mythen, wie sie Stradelli u. a. von den Tariána berichtet haben[126]) und wie ich selbst sie später weit im Süden an den Ufern des Yapurá erfuhr, — dies alles weist deutlich auf eine Beziehung zum Sonnenheros hin, der den Menschen die Waldfrüchte gegeben hat und jährlich reifen läßt. So ist dieses Fest ursprünglich eine Art Dankfest, um den Geist zu befriedigen, und zugleich eine Zauberhandlung, um ihn durch Tänze, Kasteiungen und Geißelung zu beeinflussen und weitere reiche Ernte zu erlangen. Schon der Aufnahme in den Männerbund, dessen Privileg die Ausübung dieses Geheimkultes ist, gehen schmerzhafte Kasteiungen und Geißelungen voraus, wie ich später am Tiquié beobachten konnte.

Außer dem Kóai, der im Grunde genommen ein g u t e r Geist ist und nur vorwitzigen Weibern und kleinen Jungen gefährlich werden kann, haben die Siusí noch zahlreiche Dämonen, denen mehr oder weniger unheilvolle Eigenschaften zugeschrieben werden. Als ich eines Tages Mandú nach dem Namen und der Bedeutung der Geister fragte, schwieg er eine Zeitlang still und schaute verlegen zu Boden. Dann sprach er einige befehlende Worte zu hinter mir stehenden Personen. Es waren seine beiden Töchter, die inzwischen hinzugetreten waren und nun vom gestrengen Herrn Vater weggejagt wurden. „Die moças" (Mädchen), sagte Mandú, „dürfen nichts von den Geistern hören." Der schlimmste Dämon ist, wie ich schon früher erwähnte, der I y ä i m i, der in der Lingoa geral mit dem Namen des am meisten gefürchteten Dämons der alten Tupinamba: Y u r u p a r ý bezeichnet wird. Als obersten Waldgeist, den er mit dem K u r u p í r a der Lingoa geral identifizierte, nannte mir der Häuptling den A u a k a r ú n a, dessen Name mit „a u a k á t a — Wald" zusammenhängt. Ein anderer Waldgeist ist der B í u l i. Neben diesen aber machen noch eine Unzahl kleinerer Geister den Wald unsicher, die unter dem Namen „a u a k á t a m í n a l i — Waldbewohner" zusammengefaßt werden.

[126]) H. Stradelli: La leggenda dell' Jurupari. Boll. della Società Geogr. Ital. Roma 1890. S. 659 ff., 798 ff. — H. Coudreau: La France Équinoxiale. Bd. II. S. 184—210. Paris 1887.

XII. Kapitel.

Zurück nach São Felippe.

Abschied von Cururú-cuára. Klagezeremonie. Meine Flottille. Indianischer Handelsgeist. Matte als Kehrichtschippe. Besuch bei den Neuvermählten. Lächerliche Klagezeremonie. Weihnachtsfeier. Wieder im Içána. Schlechtes Wetter. Regenzauber. Schlangenabenteuer. Der kleine Táru. Geographische und ethnographische Kenntnisse Mandús. Zusammentreffen mit Inspektor Diogo und den Tunuhý-Leuten. Zeitweilige Nomaden. Tanztrompeten Kulirína. Johann Natterer. Tatú-tapuyo. Ankunft in Tunuhý. Furcht vor dem Kóai. Indianischer Wegweiser. Malacaxeta-Cachoeira. Pedras de Camarões. Legende vom Stammesheros Yaperikuli. Beim „Messias". Ankunft in São Felippe.

Am 22. Dezember hieß es Abschied nehmen von Cururú-cuára und seinen uns liebgewordenen gutmütigen Bewohnern. Der Abschied tat uns leid und ihnen auch; das merkte man deutlich. Wir hatten doch schon ganz zur Bevölkerung gehört. Noch mitten in der Nacht fingen die Jungen unter großem Lärm meine Hähne und Hühner, die ich vom Caiarý mitgebracht hatte, als eisernen Proviant für die Reise. Bald nach Tagesanbruch begannen die Abschiedszeremonien, die den ganzen Vormittag andauerten. Mandú hockte in seinem Haus bei seinem Bruder Gregorio und übergab ihm in langweilig monotoner Rede die Stellvertretung während seiner Abwesenheit. Jede einzelne Person, jeder Gegenstand wurde ihm mit immer wiederkehrenden Worten anvertraut. Danach schluchzte Gregorio einen Klagegesang herunter, ähnlich wie Mandú beim Abschied von seiner Tochter und mit ganz ähnlicher Melodie und ähnlichem Rhythmus wie bei der Totenklage. Weniger feierliche Zeremonien fanden zwischen der Häuptlingsfamilie, die uns begleiten wollte, und den Zurückbleibenden statt. Gegen 1 Uhr kamen wir endlich fort. Ich fuhr mit zwei Ruderern in einem leichten, eleganten Jagdkanu, das ich in Yuruparý-Cachoeira für eine Axt erstanden hatte. Schmidt befehligte die Montaría, die den größten Teil des Gepäckes faßte und bis unter das Sonnendach vollgestopft war; denn alle diese Körbe, Töpfe, Säcke mit Maskenanzügen und so viele andere wertvolle Ethnographica wogen zwar nicht allzuviel, nahmen aber um so mehr Raum weg, so daß mein getreuer Kariuatinga kaum Platz fand, seine langen Beine auszustrecken. Er hatte vorläufig nur zwei Ruderer erhalten; flußabwärts



Abb. 114. Dúku, Tochter des Oberhäuptlings Mandú. Rio Aiarý.

sollten noch einige hinzukommen. Mandú pilotierte. Der Häuptling nahm seine ganze Familie mit: Seine Frau mit Säugling, seine erwachsene, noch unverheiratete Tochter (Abb. 114), eine jüngere Tochter, die eben anfing erwachsen zu werden, und zwei kleine Söhne. Die Familie fuhr in zwei schwer beladenen Kanus, die kaum über Wasser gingen. Doch kamen sie verhältnismäßig gut vorwärts, denn auch die Kinder gebrauchten schon emsig ihre Ruderchen. Der schlaue Handelsmann Mandú nahm eine ganze Anzahl riesiger Töpfe und Tonschalen mit, die er den Leuten von Tunuhý verkaufen wollte, da der Aiarý-Ton dem dortigen vorgezogen wird, außerdem Mandiocareibebretter, zahlreiche große Körbe mit allen möglichen Lebensmitteln und anderen undefinierbaren Kram. Auf dem Ganzen thronte ein zylindrischer, aus dünnen Holzstäben verfertigter Käfig,[127]) der einem unaufhörlich häßlich schreienden „Macaco prego"[128]) zur engen Wohnung diente. Mein früherer Ruderer, der Katapolítani Timotheo aus Tunuhý, hatte dieses kleine Scheusal seinerzeit in Cururú-cuára für ein Reibebrett gekauft, doch war er ihm nachher entlaufen und erst nach der Abfahrt seines neuen Herrn wieder ins Dorf zurückgekehrt. Mandú wollte ihn nun seinem rechtmäßigen Besitzer bringen. Leider tat das Vieh dem ehrlichen Häuptling den Schmerz an und entwich auf Nimmerwiedersehen in den Wald, nachdem es die Stäbe seines Kerkers zerbissen hatte. Das kleinere Kanu der Familie Mandú trug drei schwere Paneiros[129]) Farinha, die Don Germano verkauft werden sollten.

[127]) Auf Abb. 49 liegt dieser Käfig im Vordergrund am Boden.

[128]) Cebus fatuellus.

[129]) So werden in Brasilien weit geflochtene, tiefe Körbe genannt, die mit breiten Blättern ausgelegt werden und zur Aufbewahrung und zum Transport von Farinha, geröstetem Mandiocamehl, dienen.

In Ätiaru, wo wir kurze Rast machten, erhielten wir nur einen Ruderer, einen Káua, der schon mit mir am oberen Aiarý gewesen war. Der andere mußte bei seiner Mutter bleiben, die inzwischen schwer erkrankt war. Doch schloß sich uns bei der folgenden Maloka Dzoroalinumána noch ein älterer Huhúteni Pedro mit zwei Söhnen an, dessen Kanu ebenfalls mit Töpfen zu Handelszwecken hoch bepackt war, und bald darauf ein junger Siusí Namens Hilario mit seiner Frau, der in dem Ruf eines ausgezeichneten Jägers stand, so daß sich unsere Flottille nun aus sechs Booten zusammensetzte.

Ein schmaler Arm des Uirauasú-Igarapé, der sich etwas oberhalb der eigentlichen Mündung in den Hauptstrom ergießt, führt zu der großen Maloka der Káua-tapuyo.

Wir übernachteten in der gegenüber dem See Puraquí-cuára gelegenen Maloka Dakatalikútsoa. Nur zwei alte Leute waren anwesend. Das Haus war wie ausgeräumt. Schmerzlich vermißte ich die gemusterten Körbe und anderen schönen Sachen, die ich hier seinerzeit so bewundert hatte, doch erwarb ich eine aus e i n e m riesigen Fächerblatt der Caraná-Palme kunstreich geflochtene Matte, i d é i p e, die bald als Teppich, bald als Kehrichtschippe benutzt wird. (Abb. 115). Der Kehricht wird mit einfachen Reiserbesen im ganzen Haus zusammengefegt, mit den Händen auf die Matte geschöpft und am Rand des Dorfplatzes in das Gebüsch geschüttet.

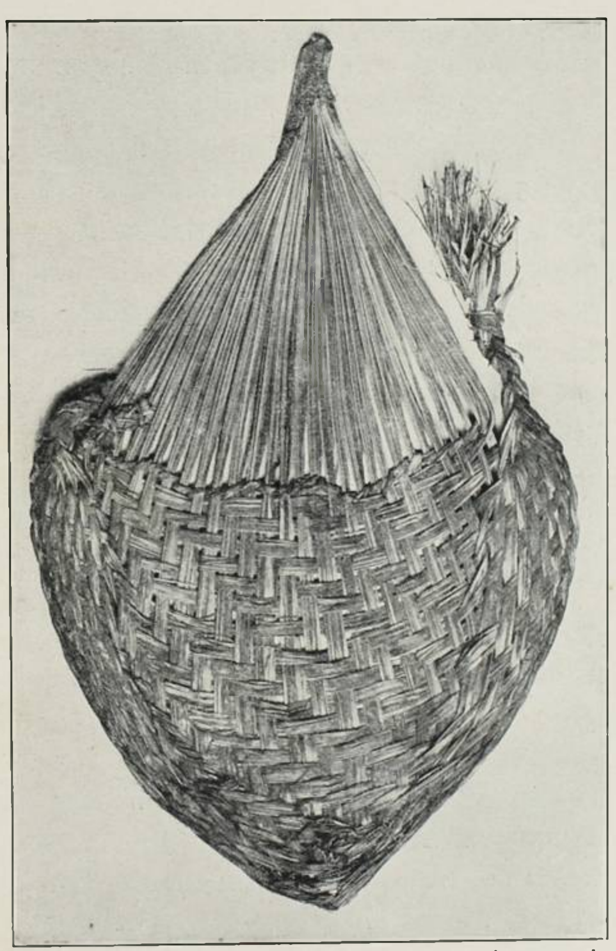


Abb. 115. Matte, aus einem Palmblatt geflochten; auch als Kehrichtschippe benutzt. Rio Aiarý. $^1/_{11}$ nat. Gr.

Am nächsten Tag konnten wir den Neuvermählten unseren Besuch abstatten. Auf dem hohen linken Ufer über einigen Felsen, wo wir bei der

Aufwärtsreise nur eine frische Pflanzung bemerkt hatten, schaute jetzt eine mittelgroße Maloka weit in die Lande. Hier verlebte das junge Paar seine Flitterwochen, freilich in Gemeinschaft von einigen zwanzig Verwandten, Huhúteni und Siusí. Chico-Kamída hatte mit seinen Angehörigen die alte Wohnung am Mirití-Igarapé verlassen, da dort das Land nichts mehr taugte, und sich hier auf luftiger Höhe ein schmuckes Heim geschaffen.

Die Ausnutzung des Bodens oder auch der Tod des Oberhauptes oder eines anderen angesehenen Gliedes der Familie sind häufig die Gründe, daß Wohnplätze verlassen werden. Eine ganz andere Vegetation wuchert an diesen Stätten menschlicher Arbeit empor und macht solche Plätze zwischen dem riesenhaften Urwaldgewirr auf viele Jahrzehnte hinaus deutlich erkennbar. Diese häufigen Wüstungen erwecken bei manchem flüchtig reisenden Forscher den Glauben, als sei die Bevölkerung früher viel zahlreicher gewesen.

Die junge Frau hatte sich schon ganz mit ihrem Schicksal abgefunden und schien mit ihrem stattlichen Mann ein Herz und eine Seele zu sein. Armer Neriénene, so rasch hatte sie dich vergessen!

Wir wurden freundlich aufgenommen und mit vorzüglichen frischwarmen Beijús, Fischchen und Pfeffersauce bewirtet. Eine Anzahl prächtiger Ethnographica, Ton- und Flechtwaren, hatte man schon für mich bereit gestellt. Beim Aufbruch am nächsten Morgen hielt Mandú seiner Schwester, die ebenfalls hier wohnte, eine offizielle Abschiedsrede, worauf beide nebeneinander am Hafen niederhockten, den einen Arm gegenseitig um den Hals schlangen und einen langen, jämmerlichen Klagegesang hören ließen; eine lächerliche Zeremonie, die mich jedoch lebhaft an manchen tränenreichen Abschied an unseren Bahnhöfen erinnerte, und da handelt es sich häufig nur um eine Entfernung von wenigen Stunden! —

Gegen Mittag kamen wir zum Cará-Igarapé, den die dort wohnenden Huhúteni seinerzeit aus Furcht vor dem Kommandanten versperrt hatten. Ich fuhr hinein. Die Indianer hatten sich noch nicht die Zeit genommen, den Verhau zu entfernen. Nur mit Mühe drangen wir bis zum Haus vor. Ein kleines Kaschirí hatte stattgefunden. Mit den angetrunkenen Bewohnern war nicht viel anzufangen. Für eine Schachtel Streichhölzer überließ man mir drei geräucherte Fische, die, um mit Mandú zu reden, „antigo de mundo" einmal frisch gewesen sein mochten. Der Handel wäre nicht nötig gewesen, denn als ich zum Frühstücksplatz an der Mündung des Baches zurückkehrte, hatte Hilario inzwischen vortrefflich für unsere Tafel gesorgt. Der untere Aiarý ist, ebenso wie das benachbarte Seengebiet des Içána, außerordentlich wild- und fischreich.

Das Nachtlager bezogen wir auf einer der großen Sandbänke, die jetzt bei dem niedrigen Wasserstande überall zutage traten. Zur Feier des Weihnachtsabends hatte ich einige Kerzenstümpfchen auf den Zweigen eines weit überhängenden Uferbaumes befestigt. In der herrlichen sternklaren Nacht schien unser Christbaum einen doppelt hellen Glanz auszustrahlen. Die Gedanken schweiften zur fernen Heimat! — — — Mandú, der mit seiner Familie stets etwas abseits lagerte, trat hinzu und fragte mich verwundert, was das bedeute. Ich sagte ihm, in meinem Lande feiere man heute ein fröhliches Fest, ein Fest der Kinder, ein Familienfest, „uma festa muito bonita“. Da brachte mir der gute Kerl, der vom Christentum nur einen undeutlichen Schimmer hatte, seinen heiligen Antonius, den er auf Reisen immer mit sich nahm. Wir legten ein weißes Tuch auf einen Klappstuhl und stellten den „Tupána“ darauf. Daneben brannte, in einen Baumstumpf gesteckt, eine Kerze. So feierten wir Weihnachten! — — —

Am nächsten Tage gelangten wir zum Içána. Ich fuhr die letzte Strecke mit meinem schmalen Kanu durch einen engen, vielfach gewundenen Arm einen „paraná mirí“[130]) in der Lingoa geral, der sich unterhalb der Mündung des ansehnlichen Zuflusses Quiarý zur Rechten abzweigt und uns nach nahezu dreistündiger, strammer Fahrt durch den großen Tucunaré-Lago zum Içána brachte, wo uns die übrigen schon längst erwarteten.

Das Wetter war durchschnittlich recht schlecht. Fast jede Nacht wurden wir gegen Morgen, besonders nach Monduntergang, durch heftigen Regen in unserer Ruhe gestört, der häufig stundenlang anhielt und sich während des Tages mehrmals wiederholte. Und dabei war die Trockenzeit noch nicht zu Ende! Kein Wunder, wenn meine Leute zeitweilig stark an Erkältung litten. Mandús Frau und Kinder waren deshalb stets mit Carayurú-Tupfen bemalt. Pedro suchte immer wieder vergeblich den Regen zu vertreiben. Bald blies er heftig gegen die heranziehenden Wolken, indem er die rechte Hand trichterförmig wider den Mund hielt, bald stand er aufrecht im Boot und fuchtelte mit den Armen und dem breiten Paddelruder in der Luft herum, um die Wolken zu zerstreuen. Öfters wurde ich auch aufgefordert, mein Schleuderthermometer als Zauber gegen den Regen in Bewegung zu setzen.

Infolge des feuchten Wetters kamen Schlangen zum Vorschein. Eines Mittags frühstückten wir unter einigen hohen Bäumen. Ich sah zufällig in die Höhe und bemerkte eine etwa 1 m lange grüne Schlange, die gerade über unseren Köpfen an einem Ast baumelte. Schmidt schlug sie mit einer Stange herunter. Es war eine harmlose Lianenschlange. Wenige Tage später erhob sich des Nachts

[130]) Wörtlich „kleiner Fluß“.

plötzlich lauter Lärm im Lager Mandús. Eine Yararáca war, angezogen durch das Feuer, von einem Baum herab neben der Hängematte der beiden Kleinen zu Boden gefallen. Sie richtete sich schon zum Sprunge auf, als ihr der Häuptling durch einen Stockschlag noch rechtzeitig den Garaus machte.

Wir reisten gemächlich, schon um Mandús Familienboote nicht zu weit hinter uns zu lassen. Auch meine Jungen hatten keine Eile. Jeder Vogel, der vorüberflog, jeder Fisch, den ihre scharfen Augen in dem dunklen Wasser bemerkten, wurde eifrig besprochen. Wenn an felsigen Stellen bei der heftigen Strömung die Flut in Wirbeln aufsprudelte, riefen sie im Scherz „maúali, umaúali"[131]) („große Schlange"). Der liebste von meinen Genossen war mir der kleine Táru, der bildhübsche Sohn meines in Cururú-cuára verstorbenen Ruderers. (Abb. 108 und 121.) Sein liebenswürdiges und anständiges Wesen gewann ihm unsere Herzen. Seine rasche Auffassungsgabe war erstaunlich. Er lernte sogar einige deutsche Worte, und es klang sehr drollig, wenn er bei Tagesanbruch mit seiner glockenhellen Stimme „Hamburg-Südamerikanische Dampfschifffahrtsgesellschaft" fehlerlos herausschmetterte. Schmidt hatte ihm diese harten und nicht nur für einen Indianer äußerst schwer auszusprechenden Worte in wenigen Tagen beigebracht. Der Junge hielt sie wahrscheinlich für einen Morgengruß.

Nachmittags mußten wir aus Rücksicht auf Mandús Familie häufig schon frühzeitig das Nachtlager aufschlagen. Dann erzählte mir der Häuptling bei einer Zigarette noch manches von dem mir unbekannten Teil des Içána und seinen Bewohnern. Eine Tagereise oberhalb der Mündung des Aiarý beginnt mit der Yandú-Cachoeira das ausgedehnte Gebiet der großen Stromschnellen des Içána, unter denen die von Aracú und Yuruparý sehr ansehnliche und gefährliche Fälle sind. Dieses ganze Gebiet wird noch von Siusí-tapuyo bewohnt. Oberhalb der Stromschnellen sitzen die Ipéka-tapuyo (Kumáta-mínaneï) und über ihnen die Kuatí-tapuyo (Kapíti-mínaneï). Wei ab an den Quellflüssen des Içána endlich wohnen die Padzóalieni.

Der Hauptmann Firmino gibt in seinem Bericht oberhalb der Cachoeiras des Içána folgende Stämme oder Horden an: Jandú, Quatí, Ipéca, Suassú, Tatú, Tapihíra, Acarí, die er zum Teil in einzelnen Ortschaften zur Ansiedelung bewog.[132])

[131]) „umaúali" bezeichnet im Siusí die große Wasserschlange (Boa scytale).

[132]) Robert Avé-Lallemant: Reise durch Nordbrasilien 2, 169 ff. Leipzig 1860. — Bento de Figueiredo Tenreiro Aranha: Archivo do Amazonas. Anno I Vol. I. Nr. 4. Manáos 1907.

Mandú selbst war als Kind am oberen Içána gewesen. Vom Sorubim-Paraná, einem rechten Zufluß des letzteren, gehe ein Fußpfad zum oberen Querarý; ein anderer Pfad führe vom oberen Içána zum Paponáua, einem Nebenfluß des Rio Inírida, ein anderer vom oberen Paponáua über das Quellgebiet des Caiarý-Uaupés in das Land der Umáua; Angaben, die mir schon Don Germano machte.

Auch am oberen Caiarý-Uaupés wußte der Häuptling Bescheid, freilich nur vom Hörensagen. Außer den Kobéua nannte er mir dort die Pisá-tapuyo, während er die Umáua, die er mir früher ebenfalls als Bewohner des Alto Caiarý angegeben hatte, diesmal an einen großen Fluß weit im Süden, wohl den Yapurá, versetzte.

Am 26. Dezember trafen wir auf einer großen Sandbank den dicken Inspektor Diogo, der mit einigen anderen Familien hier fischte. Doch schienen sie bis jetzt wenig Glück gehabt zu haben. Zwei magere Tucunaré-Fische[133]) lagen auf ihrem großen Bratrost, und die Farinha war ihnen nahezu ausgegangen. Das Zeug, das sie uns mit Wasser angerührt als Schipé anboten, schmeckte widerlich erdig und moderig. Ich gab ihnen Farinha, Salz und Tabak, wofür Diogo versprach, gemusterte Körbe zu liefern, was er jedoch später anscheinend „vergaß". Der alte Gauner bat mich um ein Mittel für seine schwachen Augen und um ein Universalmittel gegen den — Tod! Ich konnte diesem „Christen" nicht begreiflich machen, daß gegen diesen unerbittlichen Herrn noch kein Kraut gewachsen sei.

Eine kurze Strecke unterhalb stießen wir auf das Lager der Tunuhý-Leute. Ich feuerte zur Anmeldung einige Schüsse ab, stieß ein paarmal in das Signalhorn und fuhr langsam heran. Mein alter Freund Inspektor Antonio zog sich rasch zum Empfang die Hosen an, wie ich zu meinem Entzücken bemerkte, kam mir dann feierlich entgegen und begrüßte mich herzlich. Ich erzählte ihm ausführlich von unserer weiten Reise; er meinte, ich sei sehr mager geworden usw. usw., was man so schwatzt. Inzwischen kamen auch die übrigen Boote. Neugierig umlagerte uns in angemessener Entfernung die ganze Gesellschaft. Auch meine beiden anderen Ruderer, Ignacio und Timotheo, stellten sich freundlich grinsend ein.

Eine häßliche, verlotterte Zigeunerbande! Nun erschienen sie mir noch häßlicher und verlotterter, nachdem ich die schönen, nackten Gestalten der Aiarý-Indianer gesehen hatte. Jetzt kam es mir erst recht zum Bewußtsein, daß diese Katapolitani vorzeiten ein makú-ähnliches Volk auf sehr niedriger

---

[133]) Erythrinus spec.

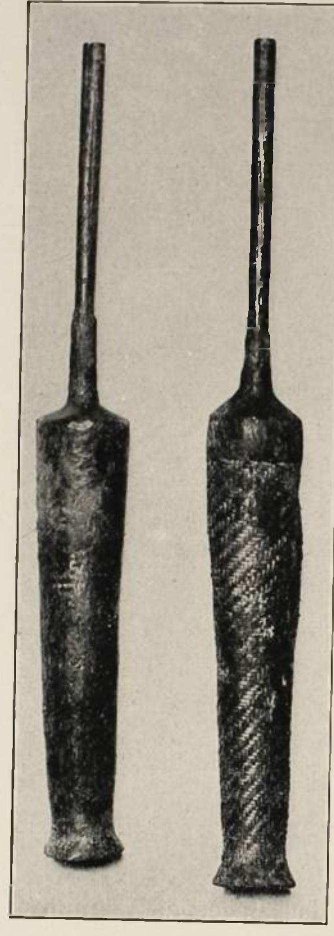


Abb. 116. Tanztrompeten Kulirína. Rio Içána. 1/11 nat. Größe.

Kulturstufe waren, und daß ihre Seelen nicht in den Privathimmel der aristokratischen Aruak gehören. Sie hatten ihren ganzen Haushalt mitgeschleppt, Hühner, zahlreiche böse Hunde und eine Unmenge Kram, und fühlten sich in ihren elenden Baracken, die ihnen schon seit zwei Wochen als Wohnung dienten, offenbar sehr wohl. Der unstete Wandergeist steckt noch in diesen Nachkommen jener „Indios do matto",[134]) die einst „sem fé, sem lei, sem rei",[135]) wie der Brasilianer sagt, durch die Wälder streiften.

Auch hier vernachlässigte der zeremonielle Mandú seine Pflicht nicht. In einer der Baracken hielt er am folgenden Morgen eine längere Begrüßungsrede und klagte dann mit einer älteren Frau, einer Stammesgenossin, um den in Cururú-cuára Verstorbenen.

Da das Wetter immer schlechter wurde und auf ergiebige Jagd oder Fischfang auf der Weiterfahrt nicht mehr zu rechnen war, so benutzte ich die günstige Gelegenheit und kaufte für Pulver, Schrot und viele Glasperlen eine Menge geräucherter Fische und Wildbret aus den reichen Vorräten der Tunuhý-Leute.

Unterwegs machte ich in den einzelnen Sitios noch mancherlei Handelsgeschäfte. In Yapúrapecúma erwarb ich drei große Tanztrompeten, die von den Siusí und Katapolítani: kulirína[136]) genannt werden. Sie sind durchschnittlich 120 cm lang. Den oberen Teil, in den wie bei einer Trompete hineingeblasen wird, bildet eine etwa 54 cm lange Röhre aus Paxiúbaholz; der Schalltrichter hat mehr oder weniger die Form eines hohlen Zylinders, dessen Rand etwas nach außen gebogen ist. Er ist aus Rohrstreifen dicht geflochten und mit

[134]) Waldindianer.

[135]) „Ohne Glauben, ohne Gesetz, ohne König". Ein altes Scherzwort eines Missionars, das sich auf das Fehlen unserer Laute „f, l, r" in den meisten Indianersprachen Südamerikas bezieht.

[136]) kulíri bezeichnet in diesen und vielen anderen Aruakdialekten den Sorubimfisch, eine Welsart: Platystoma.

Pech überstrichen, das zugleich die beiden Teile miteinander verbindet (Abb. 116). Auch am Aiarý gäbe es diese Trompeten, versicherten mir meine Ruderer. Ich sah sie hier zum ersten Male. Beim Tanz stehen die Musikanten nebeneinander, schwingen die Instrumente gleichmäßig nach rechts und links und entlocken ihnen beständig einen dumpf anschwellenden Ton. Die Weiber dürfen diese Trompeten sehen, ohne daß es ihnen schadet.

Mein Vorgänger Johann Natterer wohnte auf der Rückreise von Tunuhý einem solchen Kulirínatanze bei. In seinen noch nicht veröffentlichten Tagebuch-Aufzeichnungen berichtet er darüber folgendes: „. . . Am 26. (Juni 1831) fuhr ich von dort (Tunuhý) ab und besuchte abermals die auf dem Hinwege berührten vier Dörfer der Bannivas. In einem veranstalteten sie einen Tanz nach ihrer Art, wo alle Tänzer zu gleicher Zeit auf einem großen, aus mit Pech überzogenem Flechtwerk verfertigten langen Horne, einem Sprachrohr etwas ähnlich, immer dieselben Töne bliesen. Zwei der Tänzer hatten noch um den Knöchel eine Schnur gewunden, an der eine große Menge halbe harte Samenkapseln befestigt sind, die ein starkes Geklapper verursachen . . .“[137])

Unterhalb der Cuiarý-Mündung begegneten wir einem Boot mit nackten Indianern, Tatú-tapuyo (Adzáneni) aus der Ortschaft Carácas im venezuelanischen Quellgebiet des Cuiarý. Der sehr dunkelhäutige, bekleidete Pilot schien ein Zambo[138]) zu sein. Sie hatten Farinha für Don Germano nach São Felippe gebracht und nahmen dafür Salz mit in ihre ferne Heimat.

Am 30. Dezember kamen wir in Tunuhý an. Inspektor Antonio, der uns nachgefahren war, lieferte am anderen Morgen meine Sammlung in gutem Zustande ab und bekam als Lohn für seine Treue eine amerikanische Axt (Marke Collins). Ich erhielt von ihm noch einige neue Ethnographica, unter anderen eine längliche, fast löffelförmige Kalabasse, die im tiefen Teil mit engen Löchern versehen war und als Honigdurchschlag diente (Abb. 117).

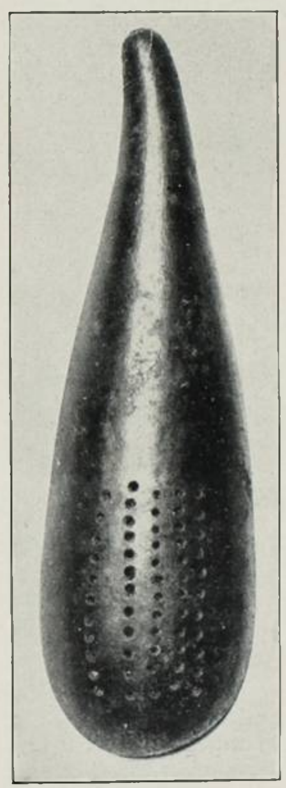


Abb. 117. Honigdurchschlag. Rio Içána. ca. 1/4 nat. Gr.

[137]) In der herrlichen Sammlung Natterers im Wiener Hofmuseum finden sich drei von diesen Tanztrompeten, wohlerhalten, an der Außenfläche mit bunten Mustern bemalt.

[138]) Mischling zwischen Neger und Indianer.

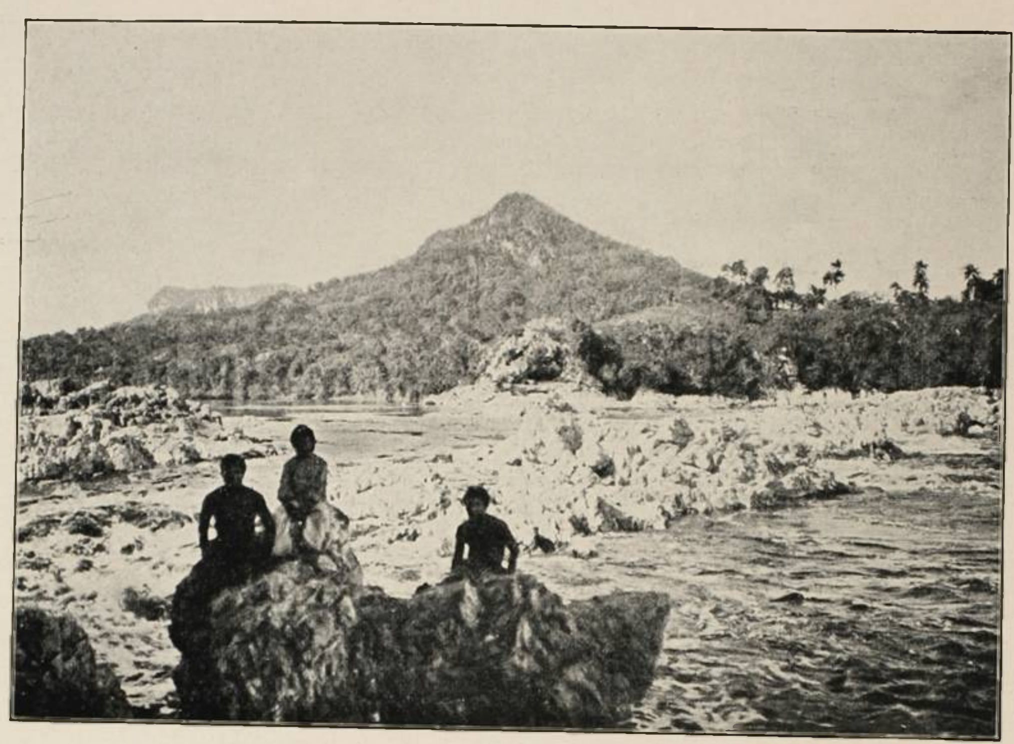


Abb. 118. Tunuhý, vom rechten Ufer aus gesehen. Rio Içána.

Es war eine schwere Arbeit, die vielen zerbrechlichen Töpfe und Schalen über das niedrige, aber schroffe Felsplateau zu schaffen, auf dem die Ortschaft Tunuhý liegt (Abb. 118). Doch war dies der einzige Weg, die tosende Cachoeira zu umgehen, die nur mit leeren Booten passiert werden konnte. Einer meiner Ruderer hatte beim Ausladen schon das Bündel mit den drei großen Flöten auf dem Rücken, um sie bergauf zu tragen, als eine Frau auf der Höhe des Pfades erschien. Schleunigst lief er zurück, versteckte den „Kóai" zu unterst in der Montaría und fuhr damit etwas abseits in das Gebüsch. Mit Hilfe eines Katapolitani, der mit seiner Familie hier zurückgeblieben war, und der für seine Mühe etwas Schrot erhielt, wurden die größeren Boote ohne Unfall durch die Cachoeira gebracht (Abb. 119). Mit dem leichten Kanu fuhren zwei meiner Jungen glatt durch die heftige Brandung.

Neben einem Haus in Tunuhý zeigte man mir einen primitiven Wegweiser, der nur für sehr geübte Augen sichtbar war. Ein ungleich geknicktes Stäbchen war so in den Boden gesteckt, daß der rechtwinkelig abstehende kürzere Teil flußaufwärts wies. Eines ähnlichen „Zinkens" hatten sich meine Leute am Aiarý bedient, um unseren Jägern, die zurückgeblieben waren, die Richtung nach der Praya hin anzugeben, auf der wir kampieren wollten.

Am 4. Januar nahmen wir in Tatú-piréra den „Baníwa" André an Bord, einen lebhaften Mann, der fließend Portugiesisch sprach und uns ein trefflicher Pilot für die böse Malacaxeta-Cachoeira war, das letzte größere Hindernis auf dem Wege zum Rio Negro. Auch hier zeigte sich wieder, wie sehr diese sogenannten christlichen Indianer, die schon seit Generationen im Bereiche europäischer Zivilisation leben, noch in dem Glauben ihrer Vorfahren befangen sind. André wollte anfangs die ganze Last ausladen lassen. Als ich ihm aber sagte, auf dem Boden der Montaría lägen Kóai-Flöten, war er ganz entsetzt und schrie Schmidt zu, er solle nicht weiter ausladen. Er fürchtete, wie er mir nachher erklärte, für seine Frau, die dicht dabei stand. Diese Furcht darf nicht wundernehmen; denn, wie ich schon oben erwähnte, veranstalten bis auf den heutigen Tag nicht nur die „Baníwa" des unteren Içána, sondern auch die Caboclos des Rio Negro von São Felippe bis São Gabriel trotz aller Kapellen und Heiligenfeste gelegentlich den blutigen Tanz zu Ehren des Kóai, den man am Rio Negro in der Lingoa geral sehr mit Unrecht nach dem schlimmsten Dämon der Tupi: Y u r u p a r ý nennt!

In allen Dörfern des unteren Içána traf ich die Bewohner wieder zurückgekehrt und beruhigt. Nur im Sitio Massaríco, einem hinter scharf vorspringender

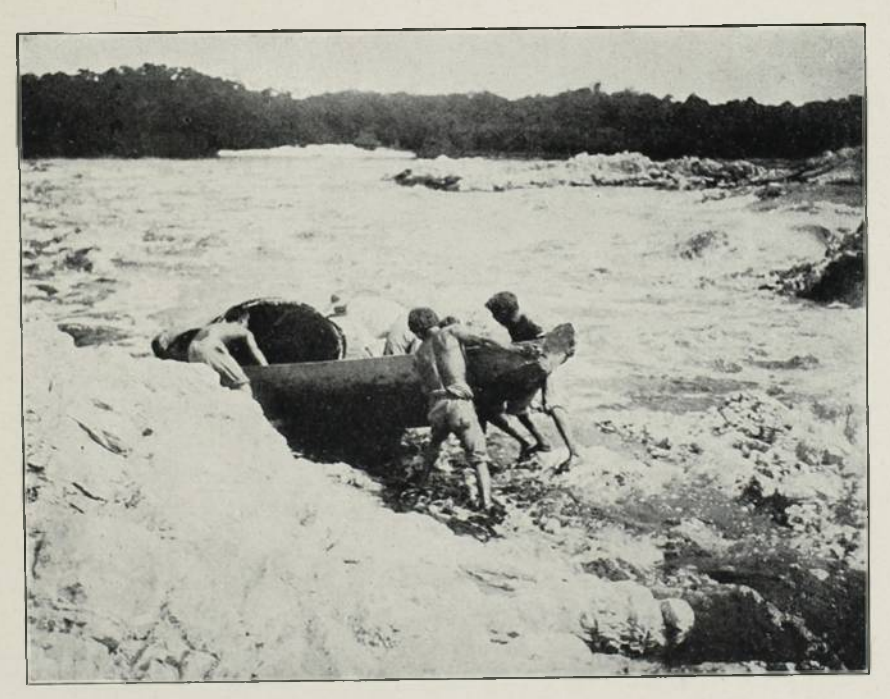


Abb. 119. Unsere Montaría wird durch die Tunuhý-Cachoeira gebracht. Rio Içána.

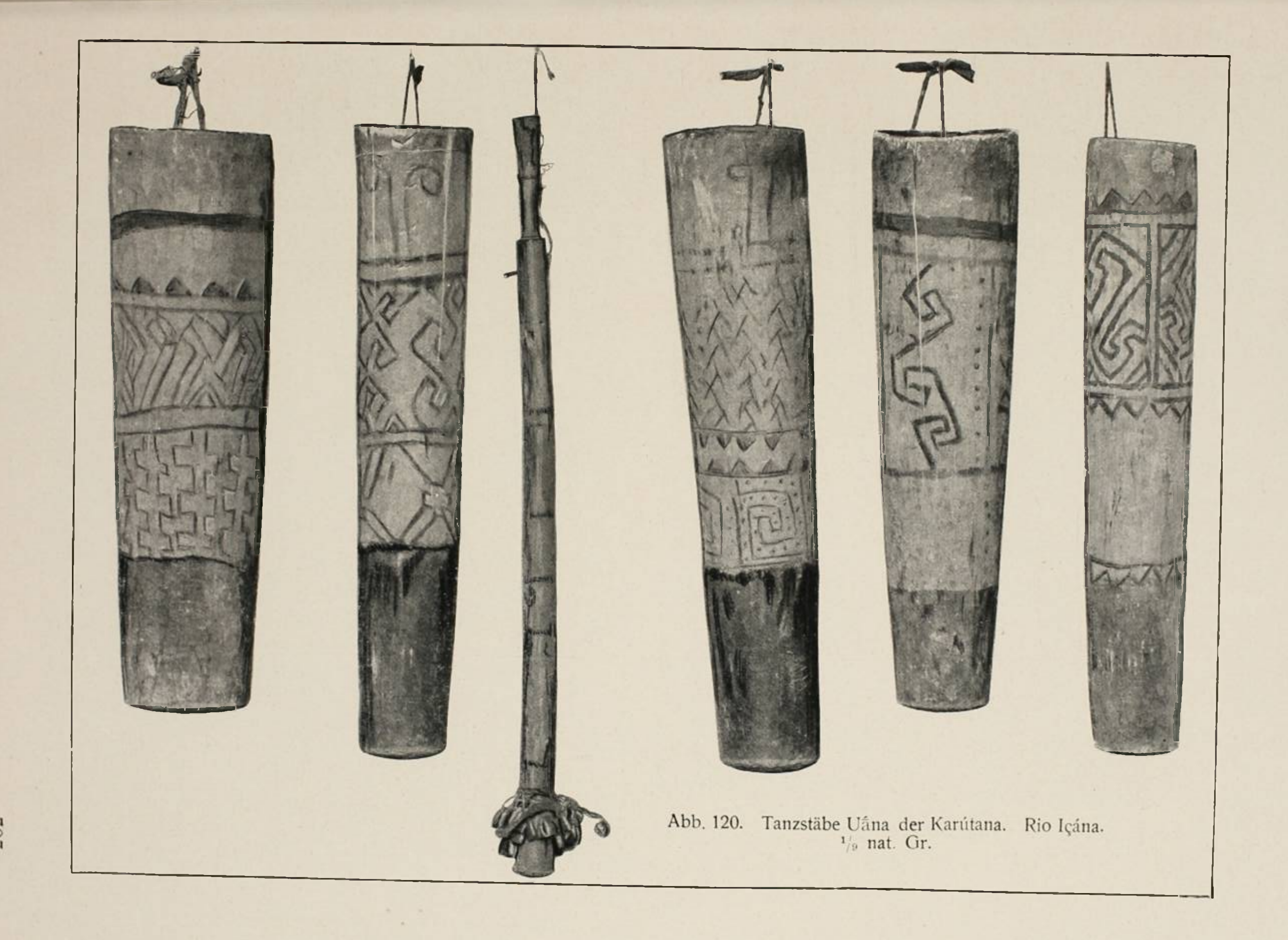


Abb. 120. Tanzstäbe Uã́na der Karútana. Rio Içána. $^1/_9$ nat. Gr.

Felsecke gelegenen Haus auf dem rechten Ufer, schienen die armen Leute die Furcht vor dem Kommandanten noch nicht überwunden zu haben und flohen erschreckt bei meiner Ankunft.

In Pirayauára erwarb ich für ein Messer ein halbes Dutzend Uána und den am unteren Teile mit einer Fußklapper umwundenen Stock des Häuptlings und Vortänzers, der zum taktmäßigen Aufstoßen diente. Die Form der mit roten Geflechtsmustern bemalten Uána wich wesentlich von der am Aiarý üblichen ab. Sie waren von enormen Dimensionen, 80–90 cm lang bei einem Durchmesser von 16–21 cm und hatten keinen Handgriff. Beim Gebrauch wurden sie an einem in zwei Löchern des Randes befestigten Bande getragen, das über das rechte Handgelenk ging (Abb. 120). Die Hand faßte dabei, in die Höhlung hineingreifend, den Rand des Zylinders. Die Uána am Aiarý hatten, den 5–7 cm langen Handgriff eingerechnet, eine durchschnittliche Länge von 110–116 cm und einen Durchmesser von 8–11 cm.

Am 7. Januar frühstückten wir auf den Pedras de Camarões. Mandú erzählte mir, die Figuren auf den Felsen habe „Christo“ eingegraben. Dann habe er mit einem Pfeil bis an das obere Ende der weiten Bucht, die hier das rechte Ufer bildet, in eine hohe Caraná-Palme geschossen. „Wie hieß dieser ‚Christo‘ bei den Siusí?“ fragte ich den Häuptling. „Yaperíkuli! Er war ein ‚Tupána‘ und zugleich der erste Mensch, der erste Baníwa. Yaperíkuli hat auch alle anderen Felszeichnungen gemacht.“[139])

Die Nacht verbrachten wir im Retiro des Anizetto oder „Áni“, wie ihn Mandú nannte. Der Cubâte-Igarapé, der dasselbe dunkelbraune Wasser wie der Içána hat, ist hier 40–50 m breit und fließt parallel dem Hauptstrom zwischen flachen, versumpften Ufern rasch dahin. Das Dorf lag etwas oberhalb der Mündung auf einer höheren Stelle des rechten Ufers und bestand aus sechs geräumigen, aber nachlässig gebauten Hütten, halboffenen Schuppen. Schmidt, der vorausgefahren war, wurde vom „Messias“ in höchsteigener Person empfangen und kaufte ihm ein paar kleine Cabeçudo-Schildkröten ab. Es war ein Mann in den mittleren Jahren, von kleiner, häßlicher Gestalt. Sein verschlagenes Gesicht paßte trefflich zu seinem widerlich kriechenden Wesen. Als ich ankam, war der Kerl verschwunden. Offenbar hielt er mich für eine offizielle Persönlichkeit, mit der er nach seinen schlechten Erfahrungen nichts zu tun haben wollte. Auch die übrige Bewohnerschaft hielt sich scheu zurück. Wir bezogen mit unseren Leuten ein leerstehendes Haus. Die Nacht verlief ohne

[139]) Vgl. mein Buch: Südamerikanische Felszeichnungen. S. 39.

Zwischenfall. Mandú und Hilario mit ihren Familien waren merkwürdigerweise nicht mit uns gekommen, sondern hatten auf einer Sandbank des Içána gegenüber der Mündung des Cubâte-Igarapé übernachtet.

Am nächsten Mittag kamen wir wohlbehalten in São Felippe an.



Abb. 121. Der Verfasser und sein kleiner Freund Táru.

XIII. Kapitel.

Besteigung des Curicuriarý-Gebirges, Fahrt auf dem Rio Curicuriarý und über Land zum Caiarý-Uaupés.

Kautschukernte. Abschied von den Siusí. „Uaupé", ein Schimpfwort. Verpacken der Sammlung. Schlechtes Kautschukwetter. Miguel und Miguelito. Neue Streiche des Grenzkommandanten. Pecils abenteuerliche Reise. Der obere Orinoco und seine Indianer. Der neue Grenzkommandant. Sage vom Cucuhý. Abreise zum Curicuriarý. In großer Lebensgefahr. Caríua-Igarapé. Tuisíca - Igarapé. Makú - Lager. Besteigung des Curicuriarý - Gebirges. Herrliche Fernsicht. „Schwarzes" und „weißes" Wasser. Unfall Nasarios. Bacába-Brühe. Rio Curicuriarý weiter aufwärts. Spuren von Makú und Piassábasuchern. Cachoeiras. Frische Felszeichnungen. Einförmigkeit. Tukáno-Emigranten. Taubenfalle. In den Capauarý-Igarapé. Nachtlager über den Wellen. Langweilige Fahrt. Cararú. Brüllaffen. Indianischer Aberglaube. Yutuíru-Cachoeira. Reisende Tukáno - Indianer. Über Land und durch den Caraná - Igarapé zum Caiarý - Uaupés. Tukáno - Maloka Cururú. Ansiedlung Porto Alegre. Albino, der Renommist. „Fledermaus-Indianer." Indianerbesuch. Tiquié-Plan. Schmidt nach São Felippe.

Von Don Germano wurden wir herzlich aufgenommen. Seit langen Monaten saßen wir wieder einmal an einem sauber gedeckten Tisch und schwelgten in zivilisierten Genüssen. São Felippe stand unter dem Zeichen der Kautschukernte. Von den erwachsenen Söhnen war nur unser ehemaliger Reisegefährte Hildebrando bei seinem Vater zurückgeblieben. Der älteste Sohn Chico war mit dem vierzehnjährigen Valentino, einem jungen Hünen, Ebenbilde seines Vaters, flußaufwärts gefahren, um dort Kautschuk aufzukaufen; Salvador befand sich mit seiner ganzen Familie am unteren Caiarý-Uaupés, wo er mit Içána-Indianern im Kautschukwald arbeitete; Antonio, der dritte Sohn, holte Post und Waren in Tapurú-cuára, wie die Dampferstation Santa Izabel nach der Stromschnelle, an der sie liegt, allgemein am Rio Negro genannt wird. Salvador war inzwischen zum Prefeito (Polizeipräfekten) des oberen Rio Negro und seiner Nebenflüsse ernannt worden. Den edlen Kommandanten Ibirapuitang hatte man zwar auf Betreiben Germanos und anderer Freunde abberufen, doch trieb er sich noch immer an der Grenze herum und setzte dort seinen Unfug fort. Er war sogar eines Tages mit seinen Soldaten auf venezuelanisches Gebiet hinübergegangen und hatte versucht, mit Gewalt Indianer zu seinem Dienste zu pressen, ohne daß ihn jemand ernstlich daran hinderte. Sein Nachfolger



Abb. 122. Haus des Don Germano in São Felippe.

Alferes[140]) Sampaio war ein Schwächling und allzu großer Freund des Alkohols, ein „Cachaçeiro" (Schnapsbruder), wie Germano sagte.

Wir bezogen mit Sack und Pack das leerstehende saubere Häuschen Salvadors. Unsere Leute wurden in einem Schuppen untergebracht, der zum Aufbewahren von Piassábatauen, Brettern, Planken und anderem Material für den Bootsbau diente. Ich fand eine ganze Last Briefe vor; Briefe, die zum Teil schon ein halbes Jahr alt waren; Briefe aus der Heimat! — — —

Unser Kóai hätte beinahe wieder Unheil angerichtet. Beim Ausladen war die ganze weibliche Bevölkerung zusammengelaufen und bewunderte neugierig und unter spöttischen Bemerkungen den bunten Kram, den wir bei den „Tapuyos"[141]) aufgekauft hatten. Arglos hob Schmidt als letztes Stück der Ladung die Flöten auf, um sie in das Haus zu tragen, da sprang mein Huhúteni Pedro rasch hinzu, entriß ihm das verhängnisvolle Bündel, verstaute es wieder im Boot und fuhr damit flußabwärts in einen schmalen Igarapé, wo er die Flöten unter Wasser versteckte. Später ließ sie Germano im Schutze der Nacht

[140]) Leutnant.

[141]) „Tapuyo" bezeichnet den freien Indianer im Gegensatz zu dem unter europäischem Einflusse lebenden „Caboclo". Der Name „Tapuyo" hat eine gewisse verächtliche Nebenbedeutung.

durch zwei seiner Indianer holen und sofort transportfähig verpacken. Obwohl er in jeder Beziehung vorurteilsfrei war, nahm er doch klugerweise auf den Glauben und die Gebräuche seiner Indianer strenge Rücksicht.

Ich hätte die jüngeren meiner Leute gern länger bei mir behalten, um sie bei meiner geplanten Reise zum Caiarý-Uaupés als Ruderer zu benutzen, da es in der Zeit der Kautschukernte schwer hält, Leute zu bekommen. Von Carurú aus wollte ich sie über Land nach Hause schicken. Mehrmals hatte ich ihnen während der Fahrt diesen Vorschlag gemacht, fand aber wenig Entgegenkommen und erhielt nur ausweichende Antworten.

Der Indianer gibt dem Weißen auf eine gerade Frage, die ihm lästig ist, selten eine gerade Antwort, sondern sucht mit unbestimmten Ausdrücken, wie „vielleicht“, „es kann sein“, „wer weiß“, ein offenes „ja“ oder „nein“ zu umgehen. Dies mag zum großen Teil in seinem unbeständigen Charakter liegen, der dem Reisenden oft genug Schwierigkeiten bereitet. Sicherlich und nicht zuletzt aber sind auch die schlechten Erfahrungen daran schuld, die er im Verkehr mit gewissenlosen Weißen oder Mischlingen gemacht hat.

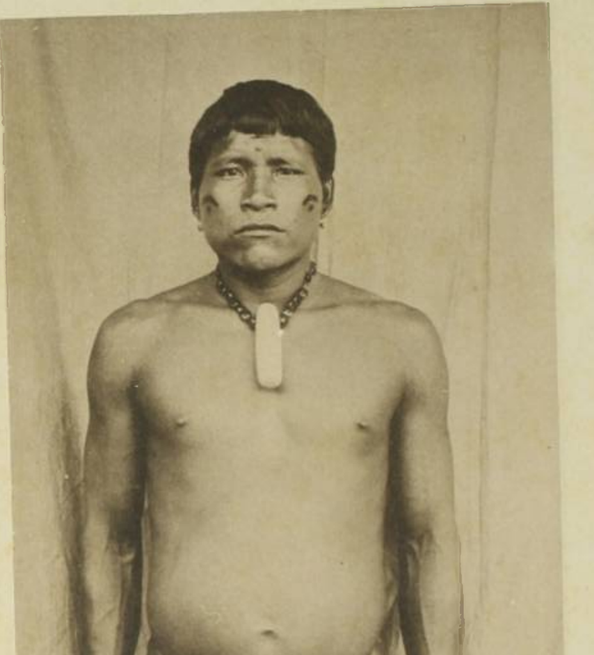
Schon am Tage nach unserer Ankunft scheiterte mein schöner Plan. Mandú kam wiederholt zu mir und bat mich um Farinha, „da seine Kinder Hunger hätten“. Der Schlaukopf hatte, ohne mir etwas davon zu sagen, alle seine wohlgefüllten Mehlkörbe Don Germano verkauft, und nun sollte natürlich der Doktor Ersatz schaffen. Da war guter Rat teuer! Germano wollte und konnte mir keine Farinha in größerer Menge verkaufen, da er selbst wenig hatte und für seine Arbeiter im Seringal viel brauchte. Deshalb beschlossen wir, die Leute sofort in ihre Heimat zu entlassen, um die vielen hungrigen Mäuler los zu sein. Am anderen Morgen wurden sie ausgelohnt, wobei wir jedes einzelnen oft recht merkwürdige Wünsche, soweit es ging, berücksichtigten. Der kleine Táru, mein besonderer Liebling, erhielt unter anderem einen weißen Anzug und ein kokettes Strohhütchen, so daß er wie ein Dandy umherstolzierte. Kaum hatten Pedro und die Jungen ihren Lohn empfangen, als sie sich, anscheinend auf Mandús Anstiften, heimlich und, ohne Abschied zu nehmen, in drei Kanus auf und davon machten. Sie fürchteten wohl, wir würden sie mit Gewalt zurückhalten. Die beiden Familienväter Mandú und Hilario benahmen sich gesitteter. Germano schenkte ihnen noch eine Korbwanne voll Farinha. Damit konnten sie bei einiger Sparsamkeit wenigstens bis zu den ersten Karútanadörfern reichen. Gegen Mittag fuhren auch sie ab. Der Içána war für uns erledigt.

Die Abneigung meiner Leute gegen eine Fahrt auf dem Caiarý-Uaupés wurde mir erst später ganz klar. Sie fürchteten das „Marakaímbára“, das ge-

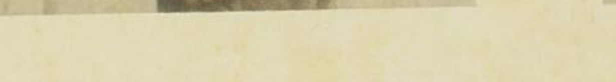
heime Zaubergift der dortigen Stämme, ihrer alten Feinde. Denn noch heute besteht eine gewisse Feindschaft zwischen den Anwohnern dieser beiden Nachbarflüsse, wenn auch die offenen Fehden aufgehört haben. Die Bezeichnung „Rio Uaupés", die sich gewöhnlich auf unseren Karten findet, ist in den dortigen Gegenden ganz ungebräuchlich. Zumal die Indianer nennen, wenn sie mit Weißen sprechen, den Fluß stets „Caiarý". Dieser Name gehört einer Aruaksprache an, worauf die Endung „ary" hinweist, die in Verbindung mit Aruakwörtern in vielen Flußnamen dieser Gegenden vorkommt, ein Beweis, daß in früheren Zeiten dieses ganze Gebiet von Aruakstämmen besiedelt war. „Uaupés" bezeichnet nicht den Fluß, sondern die ihm anwohnenden Stämme und scheint ursprünglich eine üble Bedeutung gehabt zu haben. Die alteingesessenen, höher kultivierten Aruak benannten so die von Süden und Südwesten her einfallenden Wildstämme, wie Tukáno, Kobéua u. a., von denen sie allmählich verdrängt und zum Teil aufgesogen wurden. Noch jetzt sehen die Aruak des Içána mit einer gewissen Verachtung auf ihre Nachbarn herab und betrachten den Namen „Uaupés" als eine Art Schimpfwort, ebenso wie die Indianer des Caiarý die Bezeichnung „Uaupés" nicht gern hören. Sagt man z. B. zu einem Karútana: „Du bist nichts wert, du bist ein Ausreißer!" u. s. w., so antwortet er gewöhnlich in der Lingoa geral: „Isché tí(ma) uaupé!" „Ich bin kein Uaupé!" und setzt sich damit in bewußten Gegensatz zu dem alten Erbfeind dieser Aruak.

Sofort nach der Abfahrt unserer Leute machten wir uns an das Verpacken der Sammlung, und das war wirklich keine Kleinigkeit. Don Germano stellte uns zwar alles, was er an Kisten und Packmaterial besaß, zur freien Verfügung, aber er konnte nicht mehr geben, als er hatte. Vor allem fehlte es an Holzwolle, um die hundert reich bemalten, aber vielfach schlecht gebrannten Töpfe und Schalen so zu verpacken, daß sie eine weite und beschwerliche Reise zu Wasser und zu Lande, ein wiederholtes Aus- und Einladen überstehen konnten. Zwar ließ ich durch die Indianer Gras schneiden und an der Sonne trocknen, aber das war nur ein schwacher Notbehelf und konnte die elastische und doch feste Holzwolle nicht ersetzen.

Die Besucher eines Museums, die später die Sammlungen in den Glasschränken anstaunen, ahnen gar nicht, welche Wege diese vielen zerbrechlichen Sachen zurücklegen müssen, ehe sie an Ort und Stelle gelangen. Trauernd nimmt der Forscher Abschied von den Gegenständen, die er mit Liebe zusammengebracht und glücklich durch alle Fährnisse geleitet hat, um sie nun einem ungewissen Schicksal und ungeschickten, oft rohen Händen zu überlassen. Kommt aber die Hälfte der Gefäße zerbrochen an, dann heißt es womöglich:

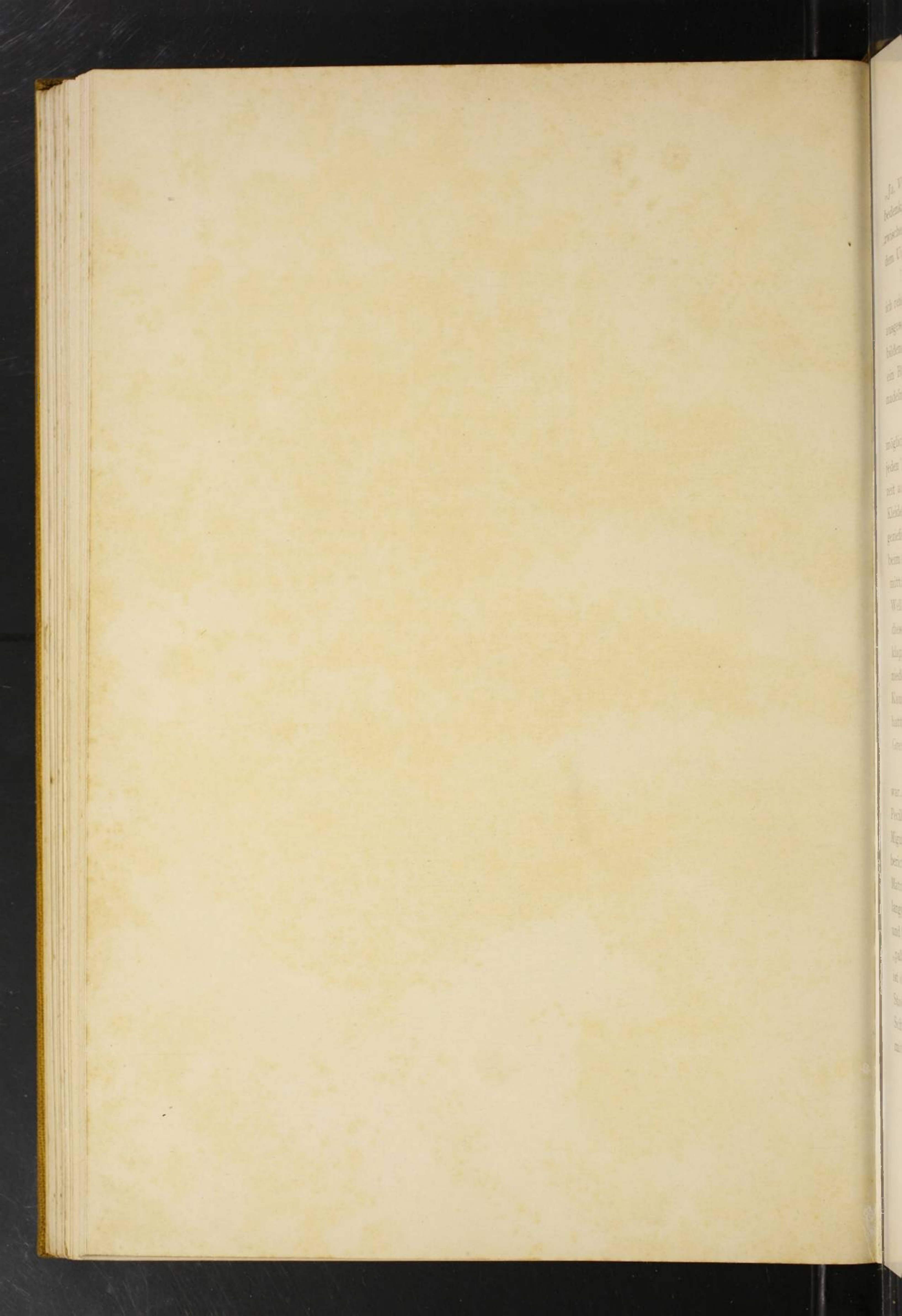






TUKÁNO PACHICO-YEPÁSONEA.
RIO TIQUIÉ.

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.



„Ja, Verehrtester, warum haben Sie die Sachen so nachlässig verpackt?“ Man bedenkt nicht oder vergißt ganz, daß es auch darin einen Unterschied gibt zwischen der Großstadt, wo man alles Nötige in kurzer Zeit haben kann, und dem Urwald, wo man mit dem Wenigen, was da ist, vorliebnehmen muß!

Deshalb rate ich jedem Forscher, der unter ähnlichen Verhältnissen wie ich reist, Packmaterial von Europa mitzubringen. Drei bis vier mit Zinkblech ausgeschlagene Kisten müssen so ineinander passen, daß sie e i n Volumen bilden. Die innerste Kiste wird mit Holzwolle fest ausgefüllt. Dazu kommen ein Ballen Sackleinwand, einige Knäuel starker Schnur und ein paar Packnadeln. Dann kann der Reisende nicht so leicht in Verlegenheit kommen. —

Das Wetter war für die Kautschukernte so ungünstig, wie nur irgend möglich. Don Germano erinnerte sich nicht, es derartig erlebt zu haben. Fast jeden Tag gingen Gewitter mit starken Regengüssen nieder; eine für diese Jahreszeit außergewöhnliche Erscheinung. Infolge der Nässe bildeten sich auf den Kleidern Schimmelkulturen, rosteten Waffen und Geräte. Alles mögliche Ungeziefer trat auf. Unmittelbar vor unserem Wohnhause töteten die Indianer beim Grasschneiden drei Yararáca. Am 12. Januar tobte gegen 1 Uhr nachmittags eine heftige Trovoada (Gewittersturm). Der Rio Negro ging mit hohen Wellen. Das Thermometer fiel danach auf 22° Celsius, während es sonst um diese Zeit (2 Uhr nachmittags) durchschnittlich 30° Celsius zeigte. Wir klapperten vor Frost. Der Fluß stieg beständig. Der untere Caiarý drohte seine niedrigen Ufer zu überschwemmen. Die Indianer, die dort mit ihren Familien Kautschuk ausbeuteten, litten an Fieber und Erkältungskrankheiten. Salvador hatte noch fast nichts arbeiten können. Auch Chico, der am 17. Januar von der Grenze kam, brachte nur wenig Kautschuk mit.

Es war kein Wunder, daß der Alte bisweilen nicht gerade rosiger Laune war. Zu allem Überflusse kamen eines Tages auch noch der Syrer Miguel Pecil, mein alter Reisegefährte vom Dampfer Solimões, und der Araber Miguel Matuto, den ich seinerzeit in Trindade kennen gelernt hatte, und berichteten über neue Schändlichkeiten Ibirapuitangs. Er hatte den kleinen Matuto, der eigentlich Abuchadar hieß und zum Unterschied von dem langen Pecil auch Miguelito genannt wurde, durch Soldaten gefangennehmen und schimpflich züchtigen lassen. Die rohen Kerle hatten ihm mit einem „palmatorio“ mehrere Hiebe auf die flache Hand beigebracht. Das Palmatorio ist der in ganz Brasilien gebräuchliche Schulmeisterbakel und besteht aus einem Stock, der in dem blattförmigen Ende mehrere Löcher hat, wodurch beim Schlagen der Schmerz bedeutend erhöht werden soll. Don Germano verhandelte mit den beiden Herren drei volle Tage über den Fall. Noch spät in der Nacht

schallten häufig ihre erregten Stimmen zu uns herüber. Sie verfaßten einen langen Bericht an den „chefe das armas", den höchstkommandierenden General des Militärdistriktes Amazonas, um „dem Herrn Grenzkommandanten, wie Germano sagte, in Manáos ein warmes Bett zu bereiten", — wenn er es endlich für gut finden würde, dorthin zurückzukehren.

Pecil war ein lustiger Geselle. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich und wußte immer etwas zu erzählen. Wie die meisten Armenier oder Türken, die man überall in Südamerika trifft, hatte er ganz klein angefangen. Zuerst war er mit einem Kasten im Lande umhergezogen und hatte den Weibern Knöpfe, bunte Bänder, Spiegel und anderen Tand verhandelt. Jetzt besaß er ein ansehnliches Landgut mit Vieh, drei Tagereisen oberhalb São Felippe gegenüber dem Indianerdorfe und der früheren Mission São Marcellino, außerdem ein Seringal am unteren Rio Negro und mehrere Batelões und gehörte zu den einflußreichsten Herren der Gegend.

Im Jahre 1894 hatte er mit einigen Indianern eine abenteuerliche Reise unternommen, die über sechs Monate in Anspruch nahm, und auf deren Verlauf ich hier etwas näher eingehen möchte, da sie uns einen Beweis liefert für den nahen Zusammenhang der Flußgebiete des oberen Rio Negro untereinander und mit dem Flußgebiet des Guaviare. Er fuhr bis in das Quellgebiet des Guainía und gelangte auf einem Fußpfad beim Dorfe Carácas del Jarý zu einem Igarapé des Cuiarý und durch diesen zum Cuiarý selbst. Dann ging er über Land zum Içána und fuhr seinen linken Quellfluß aufwärts bis zu einem Fußpfad, der ihn über ein niedriges Gebirge zum Paponáua, einem rechten Quellarm des Inírida, des größten rechten Nebenflusses des Guaviare, brachte. Den Paponáua verfolgte er etwas aufwärts, fand aber keine Indianer und kehrte deshalb flußabwärts und über Land zum Içána zurück, dessen rechten Quellarm er bis fast an seinen Ursprung befuhr. Endlich gelangte er auf weiten Landwegen, in mehr oder weniger südwestlicher Richtung, zum oberen Caiarý-Uaupés, etwas oberhalb der letzten Cachoeira, wobei er ein Gebirge und zwei seiner Nebenflüsse, wahrscheinlich Querarý und Cuduiarý, überschritt. Den Caiarý fuhr er noch etwa zehn Tage aufwärts. Der Fluß war dort „manso"[142]) und hatte gleichsam „totes Wasser". Pecil hörte von großen Savannen mit Viehherden und von Anthropophagenstämmen weiter flußaufwärts. Auf seiner Reise traf er zahlreiche geräumige, im Grundriß viereckige Malokas. Die Bewohner waren zum Teil noch ganz ursprünglich. Die Männer trugen nur die Hüftschnur und hatten den Penis daran hochgebunden; die Weiber gingen vollständig un-

[142]) „ruhig"; von einem Menschen oder Volksstamm gesagt: „friedlich", im Gegensatz zu „bravo" „wild, feindselig."

bekleidet. Maskenanzüge, wie ich sie von den Káua des oberen Aiarý mitgebracht hatte, fand der Reisende nur an den beiden Nebenflüssen des Caiarý. Für die Rückreise benutzte er im großen und ganzen dieselben Wege und gelangte schließlich durch den Içána in den Rio Negro. Die kleine ethnographische Sammlung, die Pecil von dieser Reise mitbrachte, verkaufte er vorteilhaft nach Nordamerika, womit er den Grund zu seiner späteren Wohlhabenheit legte.

Auch über den Orinoco und seine Anwohner machte er mir interessante Angaben. Die Guahíbo bildeten einen großen Stamm, der an mehreren linken Nebenflüssen des Orinoco, besonders dem Rio Vichada, wohne. Sie zerfielen in „mansos" und in „bravos", die „sehr schlecht" seien. Die Piaróa auf dem rechten Ufer des mittleren Orinoco seien „mansos"; ebenso die Makiritáre, ein arbeitsamer, kunstfertiger Stamm, den alle, die mit ihm in Berührung kommen, nicht genug rühmen können. Sie wohnten besonders am Padámo, aber auch am Conuconúma und anderen rechten Nebenflüssen des oberen Orinoco. Es seien schön gewachsene Leute mit angenehmen Zügen und von sehr heller Hautfarbe, liebenswürdige und treue Menschen. Sie verfertigten feine Hängematten aus Baumwolle und seien besonders geschickt in Flechtarbeiten, von denen ich selbst reizende Proben sah. Sie unternehmen öfters Reisen auf weiten Land- und Wasserwegen bis Demerara (Georgetown). Dort erhandelten sie gute englische Vorderlader sehr billig, da die Einfuhr englischer Waren in Britisch-Guayana keinen Zoll kostet, und brächten sie über den Uraricuéra[143]) zum Rio Branco, wo sie sie an die Makuschí und Wapischána gegen große s c h w a r z e Jagdhunde verkauften. Diese Flinten kämen unter dem Namen „Makiritáre-Flinten" bis nach Manáos in den Handel und seien früher dort sehr begehrt gewesen. Am Rio Negro, einem Zufluß des Padámo, habe Aramáre, der jetzt verstorbene Oberhäuptling des ganzen Makiritáre-Stammes, seinen Sitz gehabt.

Pecil erbot sich, mich im nächsten Jahre zu den Quellen des Orinoco zu begleiten; auch ein Rätsel, das noch seiner Lösung harrt, aber eine besondere, wohlvorbereitete Expedition erfordert. Die Reise zu den Orinocoquellen sei sehr schwierig, da dort nichts zu haben sei, und man alles mitschleppen müsse. Auch halte es sehr schwer, Ruderer zu bekommen, da alle Anwohner des oberen Orinoco, Weiße wie Indianer, eine heillose Angst hätten vor den dortigen „Indios bravos", den sogenannten Guaharíbos, die angeblich Anthropophagen seien. Sie seien ebenfalls sehr hellfarbig und zeichneten sich durch starken Bartwuchs aus. Sie streiften wie die Makú ohne feste Wohnsitze umher, be-

[143]) So wird der Oberlauf des Rio Branco genannt.

säßen keine Kanus und nährten sich von den Früchten des Waldes. Sie täten den Weißen nichts, meinte Pecil, wenn diese ihnen nichts täten! Ein alter Maquiritáre, der angeblich schon an den Quellen des Orinoco gewesen war, erzählte Pecil folgendes: So und so viele Tage oberhalb der Mündung des Padámo gelange man an einen riesigen Fall, der noch nie von einem Weißen passiert worden sei. Dann käme eine längere Strecke ruhiger Fahrt und endlich ein großer See, der Ursprung des Orinoco: der Goldsee des sagenhaften „Eldorado", der seit den Zeiten der Conquista bald hier, bald dort auftaucht und wie ein unheilvolles Phantom Tausenden den Tod gebracht hat?! — Wahrscheinlich findet sich in den Gebirgen des oberen Orinoco und seiner Nebenflüsse viel Gold. Die bedeutende Goldmine von Callao in Venezuela wurde nur durch Zufall entdeckt, indem ein Indianer einige Stückchen reinen Goldes, die er auf der Savanne gefunden hatte, ohne ihren Wert zu kennen, nach Ciudad Bolívar brachte. Der Präsident Guzman Blanco verkaufte die Mine später an eine englische Gesellschaft.

So verlief auch unser zweiter Aufenthalt in São Felippe recht abwechslungsreich. Jeder Tag brachte etwas anderes. Es herrschte ein beständiges Kommen und Gehen. Kaum waren Pecil und Matuto wieder abgefahren, als ein Venezuelaner auf der Durchreise vorsprach. Er hatte sechs Monate gebraucht, um in zwei großen Batelões Waren von Tapuru-cuára zu holen. So schwierig und zeitraubend sind die dortigen Transportverhältnisse. Sein Neffe, der Besitzer des einen Batelão, war auf der Fahrt gestorben.

Am 1. Februar erschien plötzlich Alferes Sampaio, der neue Grenzkommandant, ein abschreckend häßlicher, dunkelhäutiger Mulatte. Er befand sich in ungeheuerer Aufregung und meldete dem Alten, Ibirapuitang sei über Nacht mit sämtlichen Soldaten ausgerückt und fahre in mehreren Kanus flußabwärts, angeblich nach Manáos. Sampaio selbst war ihm im leichten Kanu vorausgeeilt. So lag die Grenze ganz verlassen, nur ein altes Weib war zurückgeblieben. Der edle Kommandant ohne Soldaten schrieb in unserem Zimmer lange Berichte an seine vorgesetzte Behörde in Manáos. Selbst Feder, Tinte und Papier schien ihm sein Freund mitgenommen zu haben. In der Tat fuhr drei Tage später Ibirapuitang am anderen Ufer rasch flußabwärts. Die Kommandantenflagge wehte vom Heck seines Bootes.

Nahe bei dem brasilianischen Grenzposten Cucuhý, dem Schauplatz dieser Tragikomödie, erheben sich nebeneinander zwei riesige obeliskenartige Felsblöcke, die wie natürliche Grenzsteine Brasilien von Venezuela trennen. Der alte indianische Pilot, der Sampaio nach São Felippe gebracht hatte, erzählte uns von diesen Felsen eine Geschichte aus vergangenen Zeiten, die wohl sicherlich

eine historische Basis hat: Cucuhý oder Cocuý ist der Name eines Häuptlings, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts am oberen Rio Negro großes Ansehen genoß, und von dem auch Alexander von Humboldt manches zu erzählen weiß.[144]) Cucuhý lag mit einem anderen Häuptling, Maribitána, nach dem das Dorf Marabitána benannt sein soll, in heftiger Fehde. Der Stamm des Maribitána war stärker und vernichtete die Anhänger des Cucuhý fast völlig. Cucuhý selbst flüchtete sich mit dem Rest seiner Leute auf die Höhe der einen Felskuppe. Maribitána rief ihnen zu, sie sollten herunterkommen, er wolle jetzt mit ihnen Frieden schließen, doch Cucuhý weigerte sich. Da rief Maribitána, er würde sie herunterholen. Er kletterte mit allen seinen Leuten den steilen Abhang hinan. Die Belagerten aber hatten inzwischen riesige Baumstämme umgehauen und hielten sie in Bereitschaft. Als die anderen den Berg zur Hälfte erklommen hatten, wälzten sie die Stämme hinab und vernichteten so mit einem Schlage Maribitána und seinen ganzen Stamm. —

Don Germano hatte alle Hände voll zu tun. Sampaio wurde mit guten Ratschlägen und neuem Proviant, den ihm der Alte auf Pump lieferte, zur Grenze entlassen. Antonio, der kaum mit Post und Waren von Tapurú-cuára gekommen war, wurde wiederum mit Kautschuk dorthin geschickt. Er nahm auch einen Teil meiner Sammlung mit; das übrige wurde in einen Batelão Pecils verladen, der ebenfalls nach Tapurú-cuára fuhr.

Endlich schlug auch unsere Stunde. Ich hatte beschlossen, zunächst den Rio Curicuriarý und seine primitiven Anwohner, die Makú, kennen zu lernen und bei dieser Gelegenheit eine Besteigung des herrlichen Gebirges nahe seiner Mündung zu versuchen. Anfangs sollte uns Antonio bis Trindade mitnehmen und dort an „Salabardot" weiter empfehlen, aber seine Abreise hatte sich verzögert, so daß er sich beeilen mußte, um den Monatsdampfer noch zu erreichen, und unterwegs unmöglich anhalten konnte. Allein wollte uns Germano mit unserer schweren Montaría nicht fahren lassen, da uns sonst, wie er sagte, „die Cachoeiras fressen" würden. Deshalb überließ er uns noch im letzten Augenblick drei seiner Indianer als Ruderer, einen Kurauá-tapuyo[145]), der wegen seiner außergewöhnlichen Körpergröße „João Grande" (Großhans) hieß, und zwei Makú, Ignacio und Nasario, Vater und Sohn. Sie hausten schon seit langen Jahren an einem kleinen Igarapé gegenüber São Felippe und waren Schuldsklaven Germanos. Alle drei konnten gerade nicht als Zierden ihrer Rasse gelten, weder in körperlicher, noch in moralischer Hinsicht. Von der europäischen „Zivilisation"

---

[144]) Alexander von Humboldt, a. a. O. III. 277, 386.

[145]) Kleine Subtribus der Tukáno am mittleren Caiarý-Uaupés.

hatten sie das schlechteste angenommen. Sie waren in der ganzen Umgegend als die schlimmsten Schnapsbrüder bekannt. In nüchternem Zustande und mit einiger Strenge aber waren sie wohl zu gebrauchen. Ignacio war wie alle Makú ein vorzüglicher Jäger, João infolge seiner Körperstärke ein ausdauernder Ruderer und ein trefflicher Pilot in den Cachoeiras. Der minderwertigste der drei war der junge Nasario, ein stets unzufriedener, unzuverlässiger und fauler Bursche. Wegen seiner auffallend dunklen Hautfarbe, die durch Purupurú noch verstärkt wurde, hatte man ihm den Beinamen „o preto“ (der Schwarze) gegeben.

Die Ansiedler am Rio Negro unterscheiden bei den Makú zwei Typen, die gänzlich voneinander abweichen: „Macús brancos“ von sehr heller Hautfarbe, mit feinen, bisweilen europäisch anmutenden Zügen, nicht selten mit schief gestellten Augen, und „Macús pretos“ von sehr dunkler Hautfarbe und negerähnlichem Typus mit breiter, abgeplatteter Nase und öfters tierisch ausgebildeten, stark vorstehenden Kiefern. Meine beiden Makú waren von der letzteren Sorte.

Am 7. Februar gegen mittag fuhren wir ab. Nach vier Stunden passierten wir die Mündung des Caiarý-Uaupés, die durch die Insel Tatú grande (großes Gürteltier) in zwei Arme geteilt wird. Unterhalb der harmlosen Carapaná-Cachoeira, die sich rechts von der Insel unter anderem Namen, als Tamanduá-Cachoeira, fortsetzt, gewannen wir den ersten Fernblick auf die Serra de Curicuriarý mit ihren von der Abendsonne rötlich bestrahlten, schroff abfallenden Kuppen. Deutlich konnten wir erkennen, daß ihr eine niedrigere Kette vorgelagert war. Auf diese führe ein Weg, hatten uns die Indianer gesagt; das höhere Gebirge, das weiter im Süden liege, sei unbesteigbar. Wir machten vorübergehend Halt an einem kleinen Sitio auf dem linken Ufer, wo wir anfangs übernachten wollten; doch waren hier vor kurzem zwei junge Männer gestorben und im Hause begraben. Von dem einen „Sarge“ lag noch ein Stück Kanu da. So sehr hängen diese „christlichen“ Indianer an ihren alten Gebräuchen! Meine Leute hatten Angst vor Marakaïmbára; deshalb fuhren wir weiter und nahmen Nachtquartier im Sitio Yauacáca, wo eine Schwägerin von João Grande wohnte. Es waren nur Weiber und Kinder da; die Männer befanden sich im Seringal. Von flußaufwärts ließen sich dumpfe Flötentöne hören. Im Sitio Carapaná fand ein großer Yuruparý-Tanz statt, — es war ja die Zeit der Bacába-Reife —, daher auch die vielen Kanus, die wir im Vorüberfahren dort auf der Sandbank bemerkt hatten. Die Flötentöne folgten rasch aufeinander in flottem Tempo: „tűrŭtŭ-tú, tűrŭtŭ-tú“. Abwechselnd wurden die helleren und dumpferen Flöten geblasen. Die einzelnen Musikstücke dauerten verhältnismäßig lang. Nach jedem Stück fand eine längere Pause statt. So ging es bis spät in die Nacht hinein.

Am nächsten Morgen passierten wir ohne Unfall die folgenden Cachoeiras: Caranguejo, Cuerehenaý, Matupý, São Miguel und Fortaleza, sämtlich an der linken Seite des Flusses, während die entsprechenden Stromschnellen an der rechten Seite andere Namen führen. Wir kamen dabei an der Stelle vorüber, wo ehemals die blühende Mission Santa Barbara stand, die hauptsächlich mit Arapáso-Indianern vom mittleren Caiarý besiedelt worden war. Nichts erinnerte mehr an diese Stätte christlicher Tätigkeit. Der gewaltige Urwald hatte wieder Besitz davon genommen. Zur Rechten erhebt sich das Cabarý-Gebirge in seiner Sphinxgestalt, ein Sinnbild dieser Gegend, die so viele Rätsel birgt.

Im Hafen von Saõ Gabriel trafen wir Ibirapuitang mit seinem ganzen Gefolge, drei Soldaten und einem Sergeanten, die gerade ihre Boote mit Kisten und Koffern beluden. Zwei Indianer Salvadors, die der Unverbesserliche an der Caiarýmündung abgefangen und zum Ruderdienste gepreßt hatte, waren ihm an der ersten Cachoeira wieder entlaufen.

Auf den flachen Felsen bei São Gabriel finden sich neben zahlreichen Steinaxtschliffen, wie ich sie am Içána und Caiarý beobachtet hatte, merkwürdige Naturgebilde, tellerartige, glatt ausgeschliffene Vertiefungen, die in der Mitte eine abgerundete Erhöhung haben. Sie sind offenbar im Strudel des Wassers durch rotierende Kiesel entstanden.

Ich machte mit Schmidt einen kurzen Besuch bei Superintendente Cluny, doch das war schon viel zu lange. Als wir zurückkamen, fanden wir unsere beiden Alten in bedenklicher Stimmung. Sie hatten sich in dem elenden Nest Cachaça zu verschaffen gewußt und viel mehr davon getrunken, als für die Weiterfahrt gut war. Ignacio war von einer beängstigenden Redseligkeit. Immer wieder erzählte er mir dasselbe und drückte seine Freude darüber aus, daß er jetzt in seine Heimat, zu seinen Verwandten käme, während er doch sonst gar nicht gern an seine Abstammung von den Makú erinnert wurde. Zwar gelangten wir noch glücklich durch die Cachoeiras von Arapáso und das Furnas, aber schon in der folgenden Cujubim-Cachoeira bekamen wir viel Wasser ins Boot, da sich Ignacio und João Grande mitten im wilden Wogenschwall um die bessere Fahrstraße stritten. In rasender Fahrt passierten wir die Cachoeiras von Tapajos, Suasú und Cacurý; in der letzten furchtbaren Cachoeira von Camanáos aber hätte uns beinahe unser Schicksal ereilt. Meine Leute waren zu betrunken oder vielleicht auch zu schwach, um das schwer beladene Boot in ruhigeres Wasser zu lenken. Daher gerieten wir mitten in die hohen Wogen am Fuß des Absturzes, die von allen Seiten in das Boot schlugen. Steuerlos wurde es hin- und hergeworfen. Es war schon halb voll Wasser und kam nicht wieder hoch. Die nächste Welle, die über Bord ging, mußte uns in den Grund bohren, und lebendig wären

wir aus diesem Teufelskessel nie wieder herausgekommen. Da, in der höchsten Not, ergriff Schmidt einen Teller und schöpfte Wasser aus, und es gelang. Wir kamen, wenn auch triefend, durch und in den sicheren Hafen. Auf der Höhe des Ufers standen Leute von Camanáos und schauten dem interessanten, für sie wohl nicht sehr seltenen Schauspiel zu.

Über unsere nächsten Reisewege erhielten wir hier einige spärliche Angaben: Zwei Tage müsse man den Curicuriarý aufwärts fahren, bis man zu seinem rechten Zufluß Caríua-Igarapé und zum Pfad in das Gebirge käme.

Am anderen Tag lenkten wir in den Rio Curicuriarý ein, der an seiner Mündung etwa 100 Meter breit ist, aber sehr tief zu sein scheint und zwischen niedrigen Ufern rasch dahinströmt. Sein klares und wohlschmeckendes Wasser ist viel dunkler als das des Rio Negro. Es erscheint bei reflektiertem Licht vollständig kaffeebraun und behält auch bei durchgehendem Licht im Glas einen bräunlichgelben Ton. Unter heftigen Regengüssen erreichten wir bereits am nächsten Morgen einen ansehnlichen Zufluß zur Rechten, den uns verheißenen Caríua-Igarapé, der ebenfalls „schwarzes" Wasser hatte. Nach zweistündigem Kampf gegen seine reißende Strömung kamen wir an einen sehr verwachsenen Nebenbach mit „weißem", d. h. durchsichtigem Wasser, das bei größerer Tiefe einen bläulichen Schimmer hatte. Es war der Tuisíca-Igarapé, wie wir später erfuhren. Auf seinem linken Ufer, nahe seiner Mündung, führte ein Pfad in südöstlicher Richtung waldeinwärts. Hier schlugen wir unser Lager auf. Ignacio und João, die ich sofort auf Kundschaft ausschickte, kehrten gegen Abend zurück mit der Meldung, daß der Pfad gut gangbar sei; sie seien fast bis an den Fuß des Gebirges gekommen.

Wir saßen noch lange beim Feuer zusammen, rauchten eine Zigarette nach der anderen und schwatzten über dies und das. João gab mir Unterricht im Tukáno, seiner fürchterlichen Stammessprache, voll nasaler, gutturaler und ganz undeutlicher Laute. Er nannte mir die Namen aller Tiere, die ihre Stimmen hören ließen. Es war eine herrliche, sternklare Nacht, wie wir sie seit unserer Abreise von São Felippe nicht mehr gehabt hatten. Die ganze Natur schien sich daran zu erfreuen. Die Zikaden vollführten einen Höllenlärm, der bald wie das Schnurren einer großen Spinnerei, bald wie das Wetzen von Sensen erklang; melancholisch sangen die Frösche; in behaglichen Tönen lachte der Urutauï, ein Ziegenmelker, von dem die Indianer ein naives Märchen zu erzählen wissen, das sich leider hier nicht zur Wiedergabe eignet; nicht weit von uns brummte ein Mutum und von der Serra her heulte in langgezogenen dumpfen Lauten ein Jaguar.

Kurz nach Mitternacht wurde unsere Ruhe wieder gestört. Der offizielle Regen strömte herab und dauerte bis gegen Morgen an. Frühzeitig machten

wir uns auf den Weg. Die beiden Makú begleiteten uns, beladen mit Proviant für zwei Tage, unseren Hängematten und dem großen photographischen Apparat. João, der sich unwohl fühlte, blieb als Wache beim Boot.

Bald stießen wir auf zwei alte sehr primitive Lager der Makú, „campamentos de gente do matto" (Lager der Waldleute), wie Ignacio etwas euphemistisch erklärte, da der Name „Makú" für ihn einen unangenehmen Beigeschmack hatte. Sie bestanden aus vielen kaum mannshohen Schutzhütten. Drei Stöcke waren pyramidenförmig in die Erde gesteckt und oben mit Sipó zusammengebunden, Zweige und Palmblätter lose darübergelegt. In diesen elenden Unterschlupfen, die den Namen Hütten eigentlich nicht verdienen, haust der Makú mit seiner oft zahlreichen Familie, den Unbilden der Witterung preisgegeben, wie das flüchtige Tier des Waldes. Der Hausrat dieser wilden Makú beschränkt sich auf einige roh gearbeitete Töpfe und Schalen. Sie haben keine Hängematten, sondern schlafen auf einer Unterlage von Blättern am Boden.

Wir überschritten zweimal den Tuisíca-Igarapé und mehrere kleine Rinnsale, die ihm zuflossen und teils schwarzes, teils weißes Wasser führten. Welcher Ursache mag die braune Färbung des Wassers zuzuschreiben sein? Manche vermuten, das Wasser färbe sich, wenn es über Sarsaparillewurzeln laufe; und doch traf ich häufig während meiner Reisen Wasseradern, die dicht nebeneinander durch denselben Wald, über denselben Boden strömten, die eine mit schwarzem, die andere mit weißem Wasser. Das schwarze klare Wasser, sagen die Indianer, sei gesund, das weiße, das beim Stehen einen Satz absondert, bringe Fieber.

Der Pfad verlief ostwärts und verlor sich schließlich im Walde. Meine Makú erkletterten behende wie Affen zwei Bäume und orientierten sich über die Richtung, in der das Gebirge lag. Zu diesem Zweck suchten sie sich einen hohen Baum aus, in dessen unmittelbarer Nähe mehrere andere Bäume von geringer Höhe und geringerem Stammesumfang standen, deren Äste näher dem Erdboden ansetzten. Vom niedrigsten Baum stiegen sie immer höher und höher, bis sie in der Krone des höchsten Baumes einen Überblick über den Wald gewannen.

Nach einem Marsch von zwei Stunden kamen wir wieder in das Tälchen des Tuisíca-Igarapé, der hier als kleiner Wasserlauf über Felsen sprudelte, und gelangten damit an den Fuß des Gebirges.

Eine ganz andere Vegetation von echt tropischer Wildheit und Üppigkeit nahm uns auf. Laubbäume von bisher nie gesehener Riesigkeit ragten vor uns scheinbar ins Unendliche. An der Basis der kerzengeraden Stämme von gewaltigem Umfang liefen nach allen Seiten hohe wandartige Wurzeln aus, die wir mühsam übersteigen mußten. An schlanken Paxiúbapalmen, die sich mit



Abb. 123. Curicuriarý-Gebirge. Ursprung des Tuisíca-Igarapé.

zahlreichen Luftwurzeln an die Erde klammerten, kletterten breitblätterige Philodendren und andere Schmarotzer in die Höhe. In jeder Ritze der Bäume, an jedem trockenen Aste, überall, wo sie nur ein wenig Nahrung finden konnten, hatten sich die verschiedenartigsten Orchideen eingenistet. Welche botanischen Schätze mochte diese unbekannte Tropenwildnis bergen! — Der Boden, mit moderndem Laub bedeckt, triefte von Nässe. Überall versperrten niedergestürzte, faulende Baumriesen den Weg. Nur mit Mühe hieben wir uns, häufig auf dem Leib weiterkriechend, mit dem Waldmesser einen schmalen Pfad durch dieses Gewirr. Dazu herrschte eine Treibhausschwüle unter diesem dichten Blätterdach, das kaum ein Sonnenstrahl durchdrang. Zentnerschwer beengte sie die Brust.

Wir stiegen steil bergan, die Vegetation blieb dieselbe. Bald kamen mächtige Felsen, wie von Riesenhand kreuz und quer durcheinander geworfen; dazwischen wucherten hohe Farne. Bis zu den Knien versank man in den nassen Moder.

Plötzlich rief uns die Natur, die hier in ihrer ganzen unendlichen, unbezwingbaren Größe zu uns sprach, ein gebieterisches Halt zu. Wir standen an einer senkrecht ansteigenden Felsmasse, einem einzigen riesigen Felsblock von mehreren 100 Metern Höhe. Inzwischen war es Abend geworden. Wir stiegen wieder abwärts und bezogen am rauschenden Tuisíca-Igarapé, mitten im Tropenwalde unser Nachtlager, schmutzig und naß, wie wir waren. Auch die Hängematten und Decken waren schwer von Nässe. Zahlreiche Moskiten, große und kleine, und der in den nassen Sachen unangenehm fühlbare nächtliche Temperaturwechsel ließen uns nicht recht zur Ruhe kommen.

Wir lagen unter einer Gruppe „Paxiúbas barrigudas" (Dickbauchpalmen),[146]) so benannt nach einer Verdickung des Stammes in gewisser Höhe vom Erdboden. Diese Palmen sind nichts wert für den Hausbau, aber gut, um im Notfall rasch ein Kanu herzustellen. Jede Palme gibt ein Kanu. Der Stamm wird gespalten und mit Feuer ausgebrannt und erweitert.

Am nächsten Tage erneuerten wir den Versuch. Es war ein taufrischer Morgen; dichter Nebel lagerte über dem Hochwald und der Serra. Wir hielten uns diesmal mehr rechts und kletterten in östlicher Richtung am Fuße der letzten Felswand entlang, die schräg aufwärts verlief. Wir erreichten wieder an steilem Abhang das Bett des Tuisíca-Igarapé, das hier sehr breit war. Zur Regenzeit muß er ein wildtosender Gießbach sein; man sah es an den mächtigen Felsen, die er auf seinem Weg mit sich gerissen hatte. Wir stiegen in ihm weiter und

---

[146]) Iriatea ventricosa.

gelangten endlich zu dem Ursprung unseres treuen Begleiters auf diesem Marsch, wo er als schmale Wasserader in einem engen Kamin von gewaltiger Höhe zerstäubend herabstürzt (Abb. 123).

An schroffen Felsen kletterten wir in die Höhe, wo nur immer ein Riß im Gestein, eine Wurzel, ein Philodendron einen häufig trügerischen Halt boten.

Eine glatte, weit überhängende Felswand, die selbst für geübte, mit allen sportlichen Hilfsmitteln ausgerüstete Bergsteiger ein schweres und gefährliches Stück Arbeit bieten würde, setzte uns ein Ziel, aber das wunderbare Panorama, das sich hier vor unseren Blicken entrollte, entschädigte uns reichlich für so viel Mühe und Gefahr. In der klaren Luft — der Nebel hatte sich inzwischen gesenkt — schweifte der Blick ungehindert gleichsam in unendliche Fernen, frei über den gewaltigen Hochwald, der sich wie ein Meer bis zum blauen Horizont vor uns ausdehnte. Zur Linken in südöstlicher Richtung setzte sich die Serra de Curicuriarý in zwei etwas höheren Kuppen fort, die ebenfalls in schroff abfallende, vegetationslose, tafelförmige Felsblöcke ausgingen. Nur die äußerste Kuppe neigte sich an der westlichen Seite, zwar immer noch steil, aber doch mehr allmählich zu Tal und war auch an dieser Stelle bis oben hin mit Waldvegetation bekleidet, so daß bei ihr noch am leichtesten ein vollkommener Aufstieg zu ermöglichen wäre. Südlich von der Serra de Curicuriarý erschien ein anderes Gebirge mit zwei nicht minder hohen Kuppen, die Tipiáca-uitéra,[147]) die Heimat meines Ignacio, die er in jungen Jahren mit seinem Vater verließ, um sein Leben als Knecht der Weißen zu verbringen. Vor uns erstreckten sich zwei bedeutend niedrigere Höhenzüge in einzelnen sanft abfallenden, bewaldeten Hügeln und im Südwesten in weiter blauer Ferne einige ansehnliche Ketten, Gebirge des Yapurá oder darüber hinaus Wasserscheiden zwischen diesem und dem Solimões. Sonst war kein Wasserlauf, keine andere Lücke zu erkennen, nur Wald in unendlich glatter Fläche. Den Blick nach Norden und Westen auf den Rio Negro versperrte uns die unbezwingbare Felswand, doch konnten wir mit dem Erreichten schon zufrieden sein, denn die Aussicht war herrlich, und es wehte eine langentbehrte frische Gebirgsluft, die uns die Lungen weitete. Wir waren ungefähr 900 m hoch gekommen; der äußerste Gipfel dieser Kuppe mag noch 100 m höher sein.

Das Wasser des Tuisíca-Igarapé ist nicht „weiß“ wie das des Rio Branco und Padauirí oder wie das schmutziggelbe Wasser des Solimões und anderer Flüsse, sondern kristallklar, echtes Gebirgswasser. Es ist an seinem Ursprung reines Himmelswasser. Die Wolken, die Nebel schlagen an den schroffen

[147]) Uitéra in der Lingoa geral: Gebirge; tipiáka: Mandiocastärke.

Abhängen nieder. Auf unserem ganzen Kletterweg entlang der überhängenden Felswand strömte die Feuchtigkeit wie starker Regen auf uns herab. — Daher rührt wohl die Sage von dem großen See, der sich auf dem Gipfel des Curicuriarý-Gebirges befinden soll. — Warum aber bleibt das Wasser des Tuisíca-Igarapé auf seinem ganzen weiten Lauf „weiß", d. h. klar, und warum empfängt er aus demselben Wald, den er durchfließt, Wasseradern mit schwarzem Wasser, wie es der Caríua-Igarapé und der Curicuriarý selbst haben? — — —

Man könnte die tafelförmigen Felskuppen des Curicuriarý - Gebirges, wenn auch in kleinerem Maßstabe, mit dem sagenumwobenen Roráima-Berg in Britisch-Guayana vergleichen, von dem die Indianer singen:

„Roráima, du rosiger Berg,
In Wolken gehüllt,
Du ewig fruchtbare Mutter der Flüsse."

Der Abstieg war noch scheußlicher als der Aufstieg. Wir verloren uns mehrmals im dichten Gestrüpp zwischen dem Gewirr riesiger Felsblöcke, die zu natürlichen Grotten und Höhlen übereinander getürmt waren. Zudem erlitt Nasario hier um ein Haar einen entsetzlichen Tod. Er war auf der Jagd nach einem Mutum vorausgeeilt und hatte schon einmal vorbeigeschossen. Sein Vater war ihm nachgegangen. Plötzlich hörten wir ein kurzes Gepolter und gleich darauf fürchterliches Gebrüll und „agá — agá!", den Schmerzensruf der Indianer. Dann schrie der Alte, wir sollten rasch kommen. Wir sprangen eilends hin. Alle möglichen Vermutungen flogen mir durch den Sinn: Tödlicher Sturz vom hohen Baum, Angriff eines Jaguars, einer großen Schlange, Kampf mit wilden Makú! — Nichts von alledem: ein mächtiger Felsblock, auf den er gesprungen war, hatte sich gelöst und ihn unter sich begraben. Nur der Kopf mit dem schmerzverzerrten, grauen Gesicht war noch zu sehen, ein schrecklicher Anblick! Ich dachte nicht anders, als der übrige Körper sei zerschmettert, doch da kroch er schon hervor, heil und ganz bis auf eine leichte Quetschung und Hautabschürfung an der rechten Schulter. Unkraut vergeht nicht! Er war zum Glück in ein Loch gefallen und hatte den Felsen, den ein kleiner Baumstamm im Sturze etwas gehemmt hatte, mit fast übermenschlicher Kraft gehalten, bis es seinem Vater und Schmidt gelang, den schweren Block von ihm abzuwälzen; sonst wäre er zu Brei zerquetscht worden.

Ignacio schoß endlich den Unglücksvogel, der nachher, am Spieß gebraten, vorzüglich mundete. Es war ein großer Mutum da serra mit schwarzem Gefieder, einigen weißen Federn am Bauch und einem Kamm aus schwarzen gekräuselten Federchen auf dem Kopf. Der Mutum do campo oder de

vargem ist kleiner und hat bei einfachem, schwarzem Gefieder nur braune Schwanzspitzen.

Ohne Schwierigkeiten kamen wir wieder im Lager an, da wir am vorhergenenden Tage den Weg durch geknickte Zweige und Hiebmarken an den Baumstämmen wohl gekennzeichnet hatten.

Unterwegs holte Ignacio von einer hohen Bacábapalme ein Bündel reifer Früchte herunter, die, blau angelaufen, wie Pflaumen aussahen und an langen roten, von einem Kolben herabhängenden Stengeln traubenartig saßen. Sie wurden in einer länglichen, mit grünen Blättern ausgelegten Kiepe geborgen, die die Indianer zu diesem Zweck rasch aus zwei Palmblättern herzustellen wissen, deren Fiedern sie miteinander verflechten. Auch der Tapir liebt die Bacába, wie wir an frischen Spuren sahen, ebenso das Yacú,[148]) der Tucáno und andere Tiere. Zum Abendessen gab es als besonderen Genuß Bacábabrühe. Die Früchte werden in einem Kochtopf mit Wasser kurze Zeit einem leichten Feuer ausgesetzt und durch Stoßen mit einem entrindeten Stock und Kneten mit den Händen so lange bearbeitet, bis eine weißlich-violette, fette, sehr nahrhafte Brühe entsteht, die abgegossen wird. Mit einem Zusatz von etwas Zucker und Farinha und mit ein wenig Urwaldphantasie schmeckte sie uns vortrefflich, wie leichte Schokolade, und sah auch so aus.

Am nächsten Morgen fuhren wir den Caríua-Igarapé noch wenige Stunden aufwärts, passierten einen ansehnlichen Zufluß zur Rechten mit milchig-weißem Wasser und gelangten bald darauf zu einem malerischen Fall von 4 bis 5 m Höhe in zwei Stufen. Durch einen riesigen, quer überliegenden Felsen hatte sich der bis auf 10 m Breite zusammengedrängte, aber anscheinend sehr tiefe Igarapé im Laufe der Zeit einen breiten Weg gebahnt und stürzte unter dieser natürlichen Bogenbrücke brausend zu Tal. Dicker gelber Schaum bedeckte in den ruhigen Buchten zu beiden Seiten unterhalb des Falles die dunkle Flut und schob sich hoch über unser Boot (Abb. 124).

Wir umgingen auf altem, tief ausgetretenem Makúpfad den Salto. Oberhalb schwammen uns wieder Schaumbrocken entgegen, Anzeichen weiterer Cachoeiras. Der Igarapé soll in großem Bogen von dem Südabhang des Curicuriarýgebirges kommen. Noch andere Menschenspuren fanden wir am Salto, mit der Eisenaxt geschlagene Baumstämme und einen frisch ausgehauenen, breiten Weg, der zu einer Baracke im Walde führte. Leute von Jucabý oder Camanáos waren kürzlich hier gewesen und hatten Bauholz und Piassábafasern geholt. Diese braunen, elastischen Fasern hängen als Rest des

[148]) Ein Baumhuhn: Penelope marail.

von der Witterung zerstörten Gewebes dicht am Stamme herab. Durch Klopfen werden sie von den holzigen Bestandteilen befreit. Auch meine Indianer nahmen dicke Bündel Fasern mit, um zu Hause Besen daraus zu verfertigen.

Wir fuhren nun in den Rio Curicuriarý zurück und verfolgten diesen weiter

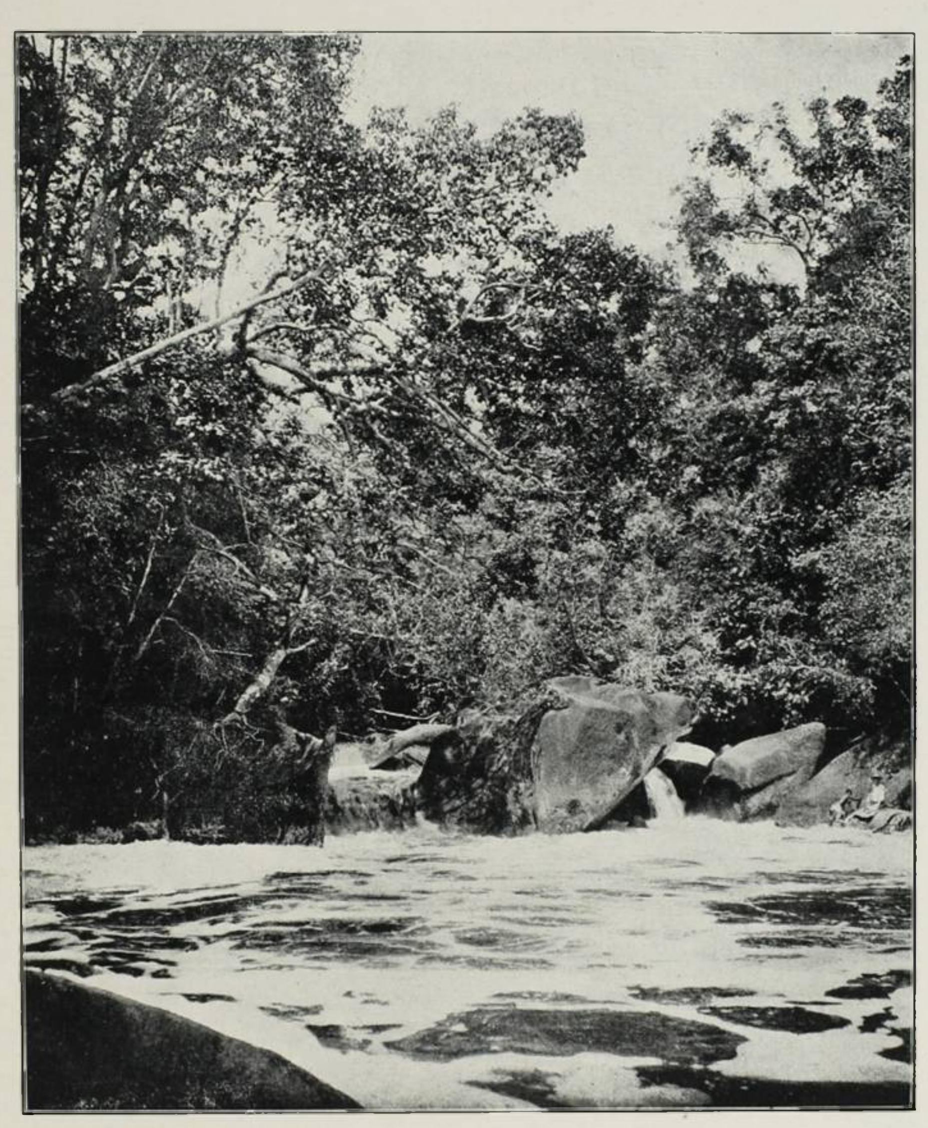


Abb. 124. Fall des Cariua-Igarapé.

aufwärts, um zu einem Fußpfad zu gelangen, der, wie wir schon in São Felippe gehört hatten, zum unteren Caiarý-Uaupés führen sollte. Die Uaupés-Indianer benutzten ihn häufig, um den bösen Stromschnellen des Rio Negro und den Übergriffen der Weißen in São Gabriel zu entgehen. Auch Flüchtlinge kehrten auf diesem Wege in ihre Heimat zurück.

Nur sehr langsam kamen wir gegen die starke Strömung vorwärts, da Nasario jetzt mit Rücksicht auf seine geschundene Schulter einen willkommenen Grund hatte zu faulenzen und tagelang untätig im Boot saß und Zigaretten rauchte. Schmidt übernahm das Steuerruder und füllte das ihm ungewohnte Amt zur vollsten Zufriedenheit aus.

Von den wilden Makú, denen zuliebe wir überhaupt diese beschwerliche Reise unternommen hatten, fanden wir nur vereinzelte Spuren. An einer Stelle des rechten Ufers war ein frisches Termitennest so an den überhängenden Ast eines Baumes gebunden, daß es den Wasserspiegel berührte. Ein schmaler Pfad führte waldeinwärts. Wie mir Ignacio erklärte, diente das kugelige Nest seinen wilden Stammesbrüdern als Köder für Aracúfische[149]). Der Schütze verbirgt sich dahinter im Gebüsch. Kommen nun die Fische, um nach dem Leckerbissen zu schnappen, so fallen sie dem sicheren Pfeil zur Beute.

Am 14. Februar trafen wir ein Kanu mit einem bekleideten Indianer und kamen bald darauf an einen bewohnten Sitio, eine saubere Hütte mit schuppenartigem Anbau. Anfangs hielt ich die Leute für zahme Makú; doch es stellte sich heraus, daß es Tukáno waren, Eingewanderte vom nahen Caiarý. Auch Besuch war da. Im Hafen lagen viele Kanus. Bedienstete eines Kautschuksammlers unterhalb São Pedro am Rio Negro, ebenfalls Tukáno, wollten bei ihren Verwandten Mandiocastecklinge holen, um für ihren Herrn eine Pflanzung anzulegen. Die ganze Gesellschaft sah schon recht zivilisiert aus. Einige halbnackte Weiber zogen, als wir näher kamen, rasch bunte Zeugjacken an. Die Hütte steckte voll europäischen Gerätes. Außer den am ganzen Caiarý gebräuchlichen Tonwaren, bemalten Schemeln, Körben u. a. bemerkte ich nicht viel Indianisches.

Nach der Bewirtung entspann sich sofort eine lebhafte Unterhaltung, an der sich die Weiber eifrig beteiligten. Der Pfad zum Caiarý sei sehr kurz und mit Boot und Gepäck gut zu passieren. Er gehe nicht unmittelbar vom Curicuriarý aus, sondern von seinem linken Zufluß Capauarý-Igarapé. In vierzehn Tagen könne man im leichten Kanu dorthin gelangen; wir mit unserer schwerfälligen Arche würden wohl drei Wochen dazu gebrauchen. Die Makú kämen manchmal in Scharen hier durch, sie hätten Furcht vor den Weißen. Bisweilen träten sie an den Cachoeiras aus dem Walde hervor, um gegen europäische Waren beim Durchschleppen der Boote zu helfen. Ihr eigentliches Gebiet sei an den Quellflüssen des Curicuriarý, die man in drei Wochen erreichen könne. Die Makú aufzusuchen, sei unmöglich, da sie ohne feste Wohnsitze beständig in den Wäldern umherstreiften.

[149]) Corimbata spec.

An den folgenden Tagen passierten wir mit großer Mühe die Cachoeiras von Cayú, Mirapára und Yauareté, die einzigen Stromschnellen des mittleren Curicuriarý. An der Cayú-Cachoeira fand ich Felszeichnungen, die nur leicht auf die Oberfläche des Steines geritzt und offenbar erst wenige Wochen, vielleicht Tage alt waren. Sie stellten in primitiver Ausführung Affen und Menschen dar, daneben Figuren ornamentalen Charakters. Hier wurde mir zum ersten Male klar, wie diese oft tiefen Gravierungen entstehen. Sie finden sich fast immer an Stromschnellen und Wasserfällen, wo viele flache Felsen umherliegen und das Durchschleppen der Boote einen längeren Aufenthalt bedingt. Ein Indianer ritzt mit aufgerafftem spitzem Stein halb unbewußt eine Figur nur leicht auf die glatte Felswand; die Zeichnung hält sich lange auf dem harten Gestein. Ein anderer, der später kommt, zieht, dem Nachahmungstrieb gehorchend, die Konturen spielend nach, und so fort und fort, bis diese im Laufe der Zeit zu tiefen Rillen werden. Es bedarf dazu gar nicht einmal so langer Zeit.[150])

Dieser Curicuriarý war ein merkwürdiger Fluß. Er schien immer breiter zu werden, je höher wir kamen. Jedenfalls war er hier bedeutend breiter als an seiner Mündung. Oberhalb der Cachoeiras floß er ohne merkliche Strömung dahin. Bald breitete er sich seeartig aus, bald überschwemmte er weithin die niedrigen Ufer, die mit lichtem Catingawald bestanden waren. Selten unterbrachen kleine Hochwaldpartien die Einförmigkeit. Öfters trafen wir auf Spuren von Fasersuchern, die an den zahlreichen Piassábapalmen reiche Ausbeute finden. Die Vegetation, die ganze Szenerie des stillen Flusses, der zu beiden Seiten Lagunen abzweigte, erinnerte sehr an den Içána unterhalb der Mündung des Aiarý, nur fehlten im Curicuriarý die großen Sandbänke.

Die Jagd war spärlich und konnte nur gelegentlich während der Fahrt ausgeübt werden, da der tiefe Igapó[151]) das Eindringen in den Wald verhinderte. Hin und wieder turnte eine Bande Uacarí-Affen[152]) von Baum zu Baum, doch vergeblich versuchten meine Indianer sie durch Nachahmen ihrer schnalzenden Laute, die wie das Entkorken einer Flasche klingen, anzulocken. Schwärme weißer Reiher bedeckten wie riesige weiße Blüten einen hohen Uferbaum und erhoben sich scheu, bevor wir auf Schußweite herankommen konnten. Bisweilen schoß Ignacio vom Boot aus einen Carará, der mit der Flügelhaltung des preußischen Adlers auf einem Ast saß und sich sonnte, seltener einen Mutum

---

[150]) Näheres findet sich in meinem Buch: Südamerikanische Felszeichnungen. Berlin 1907.

[151]) Unter I g a p ó oder V a r g e m versteht man den bei Hochwasser oft meilenweit überschwemmten Wald.

[152]) Brachyurus spec.

de vargem oder an den wenigen höheren Uferstellen eine Taube. Der Fischfang lieferte gar kein Resultat, da die Fische sich in den überschwemmten Wald zerstreut hatten. Immer wieder mußten die Fleischkonserven herhalten, die uns schon ganz zuwider waren.

Verschiedenartige Stechmücken, Pium und Carapaná,[153]) Bienen, Wespen, Bremsen und anderes lästiges Ungeziefer verbitterten uns manchen Lagerplatz. Besonders zudringlich waren die uns schon vom Aiarý her bekannten „Schweißbienchen", die mit Vorliebe Augen, Ohren und Nasenlöcher als Angriffspunkte nahmen. Zu Dutzenden saßen sie auf dem Bissen, den man eben zum Munde führen wollte, und bekam man eins zwischen die Zähne, so hatte man einen Geschmack nach ranzigem Haaröl, und der Genuß war hin.

Das Wetter entschädigte uns wenigstens etwas. Wir hatten ruhige Nächte und sonnige Tage, in die vereinzelte Gewitter Abkühlung brachten.

Zahllose Papageien belebten die sonst so monotone Landschaft. An keinem Fluß habe ich so viele von den grünen Schreihälsen gesehen und gehört, wie an diesem „Curicuriarý", der seinen Namen „Papageienfluß"[154]) mit Recht führt. Manche Palmstämme waren mit Löchern übersät, von denen eins nicht selten zwei bis drei Nester aufwies.

Am 19. Februar trafen wir verlassene Hütten, Kanus mit nackten Indianern, die bei unserer Annäherung entsetzt flohen, und am folgenden Tage zwei kleinere bewohnte Malokas, die sich durch nichts von den Malokas am Aiarý unterschieden. Es waren wieder Tukáno, Emigranten vom unteren Caiarý, die sich in diese Einöde vor Unbilden einer brutalen Zivilisation gerettet hatten. Schon in Camanáos wurde uns gesagt, es sei schwierig, hier oben Leute anzutreffen, weil dieser Fluß eine Art Zufluchtsort für Indianer vom Caiarý sei, die schon irgend etwas auf dem Kerbholz hätten, ihren Herren ausgerissen wären usw.

In der ersten Maloka war nur ein kranker Mann anwesend, den ein Stachelrochen am Fußgelenk bis auf den Knochen schwer verwundet hatte. Seine junge, für den häßlichen Mann viel zu hübsche Gattin pflegte ihn. Vor einigen Monaten, so erzählte er, sei ein Weißer aus São Gabriel mit einem großen Boot den Fluß heraufgefahren, um mit Gewalt Leute zu holen, daher die Furcht vor uns Weißen. Die Hängematte, an die der Kranke gebannt war, schwankte, so zitterte der arme Kerl vor Angst, als João Grande, den ich vorausgeschickt hatte, ins Haus trat.

---

[153]) Mosquito: Culex.

[154]) kuríkuri oder kulíkuli ist in vielen Aruaksprachen eine onomatopoëtische Bezeichnung für eine Art Papagei; arý = Fluß. Im Tukáno heißt der Curicuriarý: ueýkó-ya, was dasselbe bedeutet.

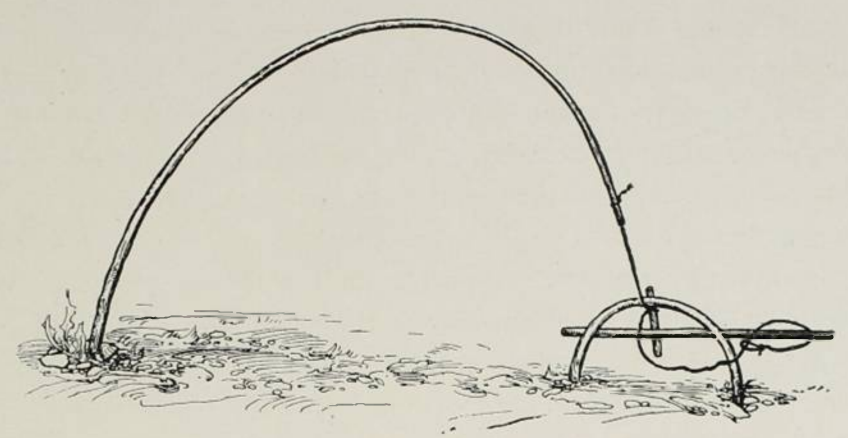


Abb. 125. Vogelfalle, zum Fang gespannt.

Viel Volk trafen wir in der zweiten Maloka. Ein Kaschirífest war soeben zu Ende gegangen. Auch diese Leute benahmen sich anfangs recht ängstlich, wurden aber bald zutraulich, als João sie über unsere Harmlosigkeit aufklärte. Haus und Bewohner zeigten noch wenig europäischen Einfluß. Die meisten Männer waren bis auf die schmale Schambinde nackt, die Weiber nur mit Röcken aus europäischem Kattun bekleidet. Auf meine Frage nach Ethnographica gaben sie mir ausweichende Antworten. Auf einem Gestell, das zum Schutze gegen Ameisen, Termiten und andere kleine Zerstörer an einer starken Schnur von einem Querbalken des Daches frei herabhing, lagen drei aus Palmblättern geflochtene, längliche Kasten, die in ganz Nordwestbrasilien zum Aufbewahren von Tanzschmuck dienen, doch sie gehörten angeblich „anderen Herren", die auf Arbeit in den Kautschukwäldern am Rio Negro abwesend waren. Wir kauften einigen Proviant und fuhren bald weiter.

An mehreren dieser Wohnplätze sah ich zum erstenmal sehr zweckentsprechende Vogelfallen, die am Caiarý allgemein im Gebrauch sind und besonders zum Fang von Tauben verwendet werden.

Ein starkes Holz wird gebogen und mit beiden Enden fest in den Erdboden gesteckt. In einiger Entfernung davon und im rechten Winkel zu diesem Bogenholz wird eine elastische Gerte im Boden befestigt. Sie trägt am freien Ende eine aus Palmfasern gedrehte Schnur, die in eine Schlinge ausläuft. Im oberen Teil der Schnur ist ein Querhölzchen zu zwei ungleichen Teilen eingeknotet. Man stellt die Falle, indem man die Gerte umbiegt und das Querhölzchen mit dem kürzeren Ende, damit es sich später leichter auslöst, unter das Bogenholz klemmt. Zwischen das andere Ende dieses Sperrhölzchens und die beiden Bügel des Bogenholzes wird horizontal ein Stab geschoben, der das Sperrhölzchen in seiner Lage und dadurch die ganze Falle in der Spannung

erhält. Auf das eine Ende dieses Horizontalstabes, das bedeutend länger über das Bogenholz herausragt als das andere, wird kunstgerecht und möglichst unbemerkbar, bisweilen auf einem trockenen Blatt, die Schlinge gelegt (Abb. 125). Setzt sich nun eine Taube auf dieses längere Ende, so drückt sie den Horizontalstab infolge ihrer Körperschwere abwärts. Dadurch wird das Sperrhölzchen frei, und die Gerte schnellt mit großer Gewalt zurück. Der Vogel aber flattert, an den Beinen gefangen, in der Schlinge (Abb. 126).

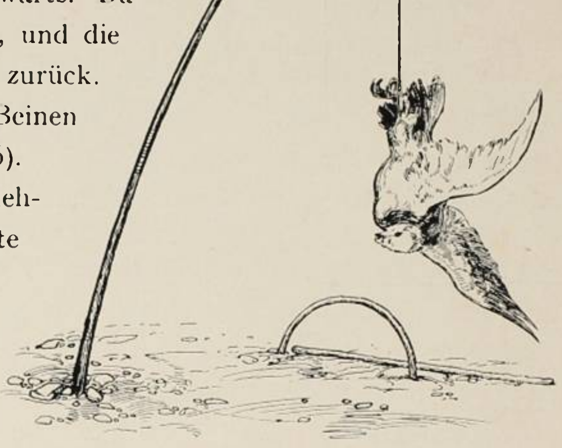


Abb. 126. Taube in der Falle.

Beim Taubenfang werden mehrere dieser Fallen an der Außenseite eines niedrigen, runden Zaunes aufgestellt, der aus kreuzweise in den Boden gesteckten Stäbchen besteht. In die Mitte dieses Zaunes wird als Lockspeise Farinha gestreut (Abb. 127). Aus Scheu vor dem Zaun fliegt die Taube nicht direkt zum Futter, sondern läßt sich in einiger Entfernung davon außerhalb des Zaunes nieder, trippelt nach ihrer Gewohnheit heran, hüpft auf den Horizontalstab, um über das Hindernis zu gelangen, und ist gefangen.

Wie mir die Indianer versicherten, werden derartige Fallen, natürlich von weitaus stärkerer Konstruktion, auch zum Fang von größeren Vögeln, Yacamí,[155]) Mutum, ja von Vierfüßlern, Agutí, Páca, Capivára, Taitetú[156]) und anderen Tieren verwendet.

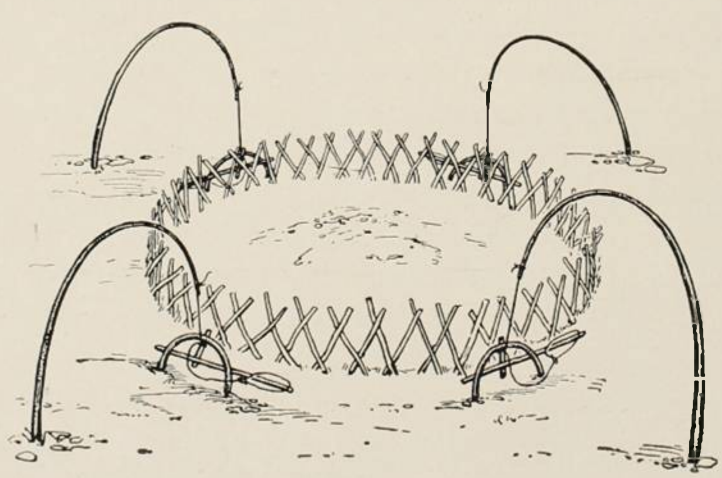


Abb. 127. Taubenfallen.

In Guayana und

[155]) Psophia crepitans L.

[156]) Dicotyles torquatus (kleines Wildschwein).

am Purús fangen die Indianer mit ähnlichen Fallen größere Fische und Alligatoren[157]).

Am 21. Februar erreichten wir endlich den kaum 40 m breiten Capauarý-Igarapé, der uns zum Caiarý führen sollte. Er hatte ebenso schwarzes Wasser wie der Hauptstrom. Nahe seiner Mündung lagen auf dem felsigen linken Ufer noch einige Tukáno-Hütten, und dann trafen wir bis zum Fußpfad keine Anwohner mehr. In den ersten Tagen hielt es schwer, geeignete Lagerplätze zu finden, da das Hochwasser die niedrigen Ufer weithin in Igapó verwandelt hatte. Ein Nachtlager wird mir immer in Erinnerung bleiben. Wir waren den ganzen Tag gefahren, ohne einen Fußbreit trockenen Landes anzutreffen. Ein umgestürzter dicker Baumstamm, der ein wenig aus dem Wasser hervorragte, bot uns schließlich ein notdürftiges Plätzchen, um ein Feuer anzuzünden. In den Ästen, knapp über dem Wasserspiegel, schaukelten unsere Hängematten.

Das korkzieherartig gewundene, träge Flüßchen verlor sich in einem Netz von Armen und stillen Lagunen, die häufig untereinander in Verbindung standen, Resten des alten Flußbettes, das sich beständig verändert, indem das Hochwasser die schmalen Landbrücken durchbricht.

Die Fahrt war unbeschreiblich langweilig. Das geringe Tierleben bot nur wenig Abwechslung. Streckenweise schien die ganze Natur in tiefen Schlaf versunken zu sein.

Die stumpfsinnigen Carará traten jetzt häufiger auf; ein Zeichen, daß die Trockenzeit zu Ende war. Dieser Tauchervogel ist der schläfrigste der gefiederten Bewohner des Tropenwaldes. Sofort nach seinem reichlichen Mahle, das ausschließlich aus Fischen besteht, hockt er sich mit eingezogenem Hals auf dem oberen Ast eines Uferbaumes nieder und nimmt den kaum unterbrochenen Schlaf wieder auf. Wird er plötzlich aufgeschreckt, so läßt er sich in das Wasser plumpsen und taucht unter. Er vermag infolge der eigentümlichen Bildung seines Schnabels an 10 Minuten unter Wasser zu bleiben und weiter zu schwimmen, und entgeht dadurch häufig seinem Verfolger. Anfangs ließen wir uns durch diese List öfters irreführen und waren sehr enttäuscht, wenn nach einem Schuß unsere Jagdbeute, die wir schon sicher in unseren Händen glaubten, viele Meter flußabwärts wohlbehalten wieder auftauchte. Die Carará, die an Schwarzwasserflüssen leben, sind recht schmackhaft, wenn auch sehr fett. Das weiße Wasser oder vielmehr seine Fische sollen einen üblen Einfluß auf das Fleisch der Carará haben und es tranig und ungenießbar machen. Dasselbe beobachtete ich bei anderen Wasservögeln, besonders den Reiher- und Storcharten.

[157]) J. Crevaux: Voyages dans l'Amérique du Sud S. 256, 516, Paris 1883. P. Ehrenreich: Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens S. 57, 65. Fig. 35, 45, Berlin 1891.

Öfters ließen sich Brüllaffen hören, deren Geheul auch als Vorbote der nahen Regenzeit gilt. Die Indianer sagen, daß die einzelnen Banden der Brüllaffen unter Häuptlingen organisiert seien, denen sie gehorchten, und die auch die Vorsänger bei ihren Konzerten bildeten. Köstlich war es, wenn João Grande und Ignacio, die im Bug des Bootes nebeneinander ruderten, den „guaríua tuschaúa“ (Häuptling der Brüllaffen) kopierten, der seine Frau zärtlich umschlungen hält und, sich vor- und rückwärts neigend, ein schauerliches Geheul ausstößt. Es gehörte gar nicht viel Phantasie dazu, um in den beiden alten, grundhäßlichen Kerlen wirkliche Brüllaffen zu sehen.

Bald aber ging uns der Humor aus. Es regnete Tag für Tag in Strömen. Ignacio wurde krank und lag fiebernd unter der Tolda im Boot. Deutlich konnte man merken, wie die Langeweile die Leute nervös machte. Wenn im Wald in der Stille der Nacht ein dürrer Ast brach oder irgend ein Tier in das Wasser platschte, oder gar ein Baumriese, vom Zahn der Zeit zernagt, mit donnerähnlichem Krachen, in weitem Umkreis alles vernichtend, zu Boden stürzte, dann sagten die Indianer leise zueinander: „Boréro!“ Sie fürchteten den Boréro, einen bösen Dämon der Tukáno, der dem Kurupíra der alten Tupi Ostbrasiliens entspricht. In scheußlicher Mißgestalt streift er durch den Wald und dreht den Leuten, die ihm begegnen, die Hälse um.

Am 28. Januar passierten wir über Land den mehrere Meter hohen Absturz von Yutuíru, wie die Tukáno diesen Wasserfall nennen. Mit vereinten Kräften schleiften wir die leere Montaría, von der wir das Schutzdach abgenommen hatten, die steile felsige Höhe aufwärts auf den eigentlichen Pfad, den anscheinend schon viele Generationen in dieser Weise benutzt hatten; denn die hohen Wurzeln der Bäume waren glatt abgeschliffen. Es war ein tüchtiges Stück Arbeit! Nur Fuß für Fuß kamen wir mit Hilfe von Rollhölzern vorwärts. João hatte das Piassábatau, das an der vordersten Ruderbank befestigt war, auf der Höhe um einen Baum geschlungen, zog es immer nach, wenn wir ein Stückchen weiterkamen, und hielt mit aller Kraft fest, wenn das schwere Boot wieder hinabzugleiten drohte. Auf der Hälfte des Weges lag ein Wrack unserer Vorgänger. Oberhalb der Cachoeira schwamm im Ufergebüsch ein aus frischem Holz geschnitztes, winziges Kanu, ein Kinderspielzeug. Zwei Tage vor unserer Ankunft, so hatten uns die Tukáno erzählt, war eine große Montaría voll Indianer, Männer, Weiber und Kinder, hier durchgekommen, Kobéua vom Querarý, die mehrere Monate in den Kautschukwäldern am Rio Negro gearbeitet hatten und nun heimwärts reisten.

Noch drei Tage mußten wir die langweilige Fahrt fortsetzen, bis wir endlich am 2. März unter strömendem Regen am Fußpfad zum Caiarý ankamen.

Zur Abwechslung war João krank an Rheumatismus und lag tatenlos in der Hängematte. Während am anderen Morgen Schmidt und die beiden Makú mit dem Transport des Bootes begannen, verfolgte ich den Pfad, der breit, stellenweise aber sehr versumpft war und Spuren häufiger Benutzung zeigte. Über eine unbedeutende Anhöhe, die Wasserscheide, gelangte ich, kräftig ausschreitend, nach 50 Minuten zum Hafen des Caraná-Igarapé, der sein schwarzes Wasser dem Caiarý zuführte. Ich traf dort eine Bande Tukáno-Indianer vom Caiarý. Sie waren anfangs erschreckt, als so unerwartet ein mit Flinte bewaffneter Weißer aus dem Walde trat, beruhigten sich aber sofort, als sie hörten, daß ich der ,,Doktor aus São Felippe, der Freund der Indianer" sei. Sie hatten schon davon gehört, daß ich den Içána und Aiarý hinaufgefahren und über Land zum Caiarý gegangen wäre. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von dem verrückten ,,Karíua", der weder Seringueiro, noch Händler war, nur zum Vergnügen reiste und allen möglichen unnützen Kram aufkaufte, über das ganze riesige Gebiet verbreitet. Wir hatten uns offenbar gut eingeführt.

Die Leute hatten drei Kanus, etwas Lebensmittel und ein wenig Rohgummi bei sich. Sie wollten über den Curicuriarý zum Rio Negro fahren, um für ihren Patron in der Nähe von São Pedro zu arbeiten. Ein älterer Mann zeigte mir seinen stark geschwollenen Fuß mit heftig eiternder Wunde und bat mich um ,,posánga".[158]) Zwei Monate vorher war ihm ein Baum daraufgefallen. Trotzdem wollte er die weite und beschwerliche Reise mitmachen.

In dem sumpfigen Grund nahe dem Ufer war ein kreisrunder Behälter zum Aufbewahren von Cabeçudo-Schildkröten errichtet, ein an der oberen Hälfte mit Sipó zusammengeflochtener Zaun aus starken, tief in den Boden gerammten, etwa halbmannshohen Stöcken, die handbreit voneinander standen.

Einige hohe Bäume beschatteten das Grab eines Uaupés-Indianers, eines Flüchtlings, der, wie so viele, an der Mündung des Curicuriarý seinem Herrn weggelaufen war, um zu den Seinen zurückzukehren. Hier, fast schon in der Heimat, hatte ihn sein Schicksal erreicht. Er konnte nicht mehr weiter und ist Hungers gestorben.

Mit zwei kräftigen jungen Männern wendete ich mich zum Lager zurück. Der Transport des Bootes und Gepäcks ging nun rasch von statten. Leider ereignete sich dabei ein Unfall, der leicht böse Folgen hätte haben können. An einer abschüssigen Stelle glitt das Boot den Leuten aus den Händen und stieß mit aller Wucht wider einen Baum. Ein breiter Riß klaffte im Vorderteil. Doch die Indianer wußten sich zu helfen. Mit einem alten Hemde Ignacios wurde

---

[158]) Lingoa geral: Heilmittel.

das Leck verstopft, und das Boot mit einem Stück Tau und einem Holzknüppel stark geknebelt, so daß nur wenig Wasser eindrang. Auch beluden wir hauptsächlich das Heck.

Unter großem Hallo schleiften nun die Tukáno ihre Kanus herüber, wobei ihnen meine Leute redlich halfen. Am nächsten Tage wurden die Fremden mit Streichhölzern, Tabak, Perlen und anderem Kleinkram ausgelohnt, ich verband dem Alten seine Beinwunde, taufte in aller Eile ein kleines Mädchen auf den Namen „Emilia", und dann schieden wir als gute Freunde.

Der Caraná-Igarapé war sehr eng und voll niedergestürzter Baumstämme. Hier und da war ein dicker Stamm, der jetzt hoch über dem Wasser lag, mit der Axt frisch durchgeschlagen und zeigte die schwere Arbeit unserer Vorgänger, der Kobéua, die hier mit ihrer großen Montaría bei höherem Wasserstande sich einen Weg gebahnt hatten. Bald bogen wir in einen schmalen Arm zur Linken ein, der bisweilen knapp so breit war wie unser Boot. Mühsam mußten wir das Fahrzeug mit den Rudern weiterstoßen, an den Zweigen und Uferstämmen weiterziehen. Jeden Augenblick saßen wir an seichten Stellen fest. Wir fuhren durch ein mit hohen Schneidegräsern und niedrigem Gebüsch bestandenes Überschwemmungsgebiet. Wäre das Wasser nur ein wenig mehr gesunken, so wären wir mit unserem tiefgehenden Boot nie durchgekommen. Endlich verließen wir den gewundenen Arm und liefen in den nicht viel breiteren Igarapé ein, der hier sehr stark strömte. Reißend ging es eine Zeitlang abwärts. Scharf mußten meine beiden Makú achtgeben und das Fahrzeug häufig noch im letzten Augenblick von einem drohenden Baumstamm oder quer überhängendem Ästegewirr mit dem Ruder abstoßen. Auch der immer noch kranke João hatte beim Steuern keine leichte Arbeit. Die Sonne ging unter. Wir verzweifelten schon, noch vor Einbruch der Dunkelheit aus diesem Labyrinth herauszukommen, und befürchteten, die Nacht wieder mitten im Igapó „über den Wellen" zubringen zu müssen, was bei den zahllosen großen Moskiten gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des menschlichen Daseins gehört hätte. Da öffnete sich vor uns eine kleine Lagune, und wir gelangten zu der auf ansteigendem Ufer liegenden Maloka der Tukáno, die uns ihre Stammesbrüder verheißen hatten. Die tolle Fahrt war zu Ende, ein würdiger Abschluß dieser abenteuerlichen Tour zum Curicuriarý. Es war ein lange entbehrter Genuß, wieder unter menschlichem Dach zu schlafen, gegen Nachtregen geschützt.

Unterhalb der Maloka verzweigt sich der Caraná-Igarapé in zahlreiche Kanäle und langgestreckte Lagunen und mündet schließlich in einen Arm des Caiarý-Uaupés. Am 6. März nach vierstündiger Fahrt begrüßten wir die gewaltige Wassermasse dieses größten Tributärs des oberen Rio Negro. Der freie

Ausblick über den herrlichen Strom tat uns wohl. Erleichtert atmeten wir auf wie einer, der nach langer Haft der Freiheit wiedergegeben ist.

Der Caiarý hat an dieser Stelle eine Breite von mindestens 600 m und dunkelgrünes Wasser. Beide Ufer sind mit schönem Hochwald bestanden, dessen Baumkronen von dichten Schlinggewächsen laubenartig überwachsen sind, während an den Stämmen zahlreiche Orchideen und andere Schmarotzer nisten. Am linken Ufer lugen die braunen Malokas der Indianer aus dem Grün hervor.

Wir durchkreuzten die schwache Strömung des Flusses und besuchten die Maloka Cururú, um Lebensmittel zu kaufen. Der Besitzer, ein Tariána vom mittleren Fluß, der hier mit anderen Indianern Kautschuk ausbeutete, war nicht anwesend. Wir trafen nur einige nackte und festlich bemalte Tukáno-Jünglinge, die mit gedunsenen Gesichtern in der Hängematte faulenzten und Panflöte bliesen. Viele Flöten lagen umher. Inmitten des Hauses standen ein Kaschirítrog und mehrere große Kaschirítöpfe; doch sie waren leider leer. Wir erhielten nichts, keine Hühner, keine Fische, keine Beijús, und mußten wieder zu Konserven unsere Zuflucht nehmen, die schon auf die Neige gingen. Meine Leute waren krank und unzufrieden; sie wollten nach Hause. Eigentlich konnte man es ihnen nicht verdenken; denn sie hatten sich ursprünglich nur für 10 bis 12 Tage verpflichtet, und nun dauerte diese Reise bereits einen Monat. Wir fuhren deshalb an das rechte Ufer zurück zum Sitio Porto Alegre, wo ein Weißer namens Albino wohnen sollte.

Der Sitio bestand aus zwei primitiven Häusern brasilianischen Stils mit Strohdach und lehmbeworfenen Wänden. Das eine, dessen vorspringendes Dach eine Art Veranda bildete, diente als Wohnhaus, das andere, nach dem Holzkreuz auf dem Giebel zu urteilen, als Kapelle. Albino, ein hellfarbiger Mestize, empfing uns freundlich am Hafen. Anfangs hatte er uns für Colombianer gehalten, die auch hier in üblem Rufe standen. Wie er erzählte, hatte er sich für alle Fälle in Waffenbereitschaft gesetzt, seine Winchesterbüchse geladen und die nahe wohnenden Indianer benachrichtigt. Er war angenehm überrascht, als er uns erkannte, die er schon flüchtig in São Felippe gesehen hatte. Auch seine Frau stellte er uns vor, eine sehr häßliche Tukáno, und seine drei niedlichen Kinderchen, einen Jungen und zwei Mädchen. Das kleinste Kind hatte leider die krankhafte Gewohnheit des Erdessens, die unter den Indianerkindern vielfach verbreitet ist. Es litt offenbar an Leibweh, und sein Schreien störte uns manche Nacht den Schlummer.

Albino verlor sehr bei näherem Bekanntwerden. Er war ein „pobre diabo“, wie der Brasilianer sagt; ein Wort mit verächtlicher Nebenbedeutung,

das im Deutschen keine genaue Entsprechung hat: ein „armer Teufel", sowohl in materieller, als auch in geistiger Beziehung. Er war ein typischer Lügner. In seinen Erzählungen mischten sich beständig Wahrheit und Dichtung, und es hielt schwer, die Spreu von dem Weizen zu scheiden. Welches Thema wir auch immer anschlugen, — alles kannte er, überall war er gewesen. Er erzählte von großen Reisen, die er gemacht, von furchtbaren Abenteuern, die er bestanden hatte. Vieles erschien uns gleich unglaubwürdig und stellte sich später auch als Lüge heraus.

Er hatte schon den Tiquié, angeblich bis an seine Quellen, befahren. Am unteren und mittleren Lauf diese größten rechten Nebenflusses des Caiarý wohnten in zahlreichen großen Malokas Tukáno und Desána, denen Makú, die auf beiden Ufern durch die Wälder streiften, als Sklaven dienen müßten. Oberhalb der Tukáno träfe man die Tiyúka- oder Tuyúka-mira (Tonleute) und fernab an den Quellen die Andirá-tapuyo (Fledermaus-Indianer), eine Art Makú. Ohne feste Wohnsitze streiften diese nur des Nachts umher; bei Tage aber schliefen sie sehr fest, mit Händen und Füßen an Baumästen hängend, wie Fledermäuse, und seien so leicht zu fangen.

Von den Colombianern erzählte er neue Schandtaten, die sich weit im Quellgebiet des Caiarý zugetragen haben sollten. Sie wären dort mit den Umáua, einem sonst als friedlich bekannten Stamme, in blutigen Streit geraten.

Öfters erhielten wir Besuch von Indianern der umliegenden Malokas, die Bilderbücher und Photographien betrachten wollten. Der Tuschaua der nur wenig flußaufwärts gelegenen Tukáno-Maloka Santarem, der wie ein behäbiger hessischer Dorfschulze aussah, kam mit Frau und Kind und brachte uns frischwarme Beijús und goldgelbe Pupunha-Früchte. Der Tariána von Cururú besserte mit seinen Leuten unser Boot aus. Beständig waren wir von Neugierigen umlagert, die besonders über meine Sprachkenntnisse immer wieder in Erstaunen ausbrachen, da das Siusí, das ich vom Aiarý her noch einigermaßen verstand, in vielen Wörtern mit dem Tariána identisch ist. So wäre Porto Alegre, abgesehen von den zahllosen Stechmücken, für uns ein ganz idealer und unterhaltender Platz gewesen, wenn uns nicht manchmal der Hunger geplagt hätte. Es war beinahe so, wie weiland in São Gabriel. Albino und seine Frau taten fast nichts für die Bewirtung ihrer Gäste. Sie hatten anscheinend selbst nichts. Mehrmals rettete Ignacio die Situation und versorgte uns mit großen Trahíra - Fischen, die dieser gewandte Makú mit einer zugespitzten Stange, einem ad hoc gemachten Fischspeer, im nahen Igarapé erlegt hatte. Doch der größte Teil davon verschwand auf Nimmerwiedersehen in Frau Albinos Küche. Es war höchste Zeit, daß wir weiterkamen.

Schon während der langweiligen Fahrt auf dem Capauarý-Igarapé hatte ich beschlossen, vom Caiarý aus nicht direkt nach São Felippe zurückzukehren, zumal die Curicuriarý-Tour ethnographisch ziemlich ergebnislos verlaufen war, sondern den Tiquié soweit wie möglich zu befahren. Aus den phantastischen Erzählungen Albinos und den Angaben der Indianer hörte ich wenigstens so viel heraus, daß dieser Fluß von mehreren Stämmen stark besiedelt sei und mir ein reiches Arbeitsfeld bieten würde. Da ich für diese Reise nicht genügend ausgerüstet war, so schickte ich am 10. März Schmidt mit meinen bisherigen und sieben neuen Ruderern in einem eleganten Kanu, einem wahren Rennboot, nach São Felippe, damit er dort Tauschwaren und photographische Platten holen sollte, vielleicht auch die inzwischen angekommene Post. Ich wollte einstweilen allein vorausfahren.

XIV. Kapitel.

Bei den Tukáno am Rio Tiquié.

1. Tiquié aufwärts bis Urubú-Lago.

Tukáno-Niederlassungen Nanárapecúma und Agutiróca. Dreijähriger Säugling. Lappenbaum. Abilio aus Cuyabá. In den Tiquié. Honigfluß. Viele Arme und Seen. Üppige Vegetation. Indianer als Kautschuksammler. Die Kurauá- und Mirití-tapuyo. Langweilige Unterhaltung. Desána-Indianer. Haustiere. Taufe. Urubú-Lago. Tuschaua Marco. Schändlichkeiten der Weißen. Indianische Astronomie. Verschiedene Anstandsbegriffe. Verblüffende Ehrlichkeit. Frühe Heirat der Frauen. Typus der Tukáno. Krüppel. Dandy. Körperbemalung. Fleißige Großmutter. Ichthyophagen. Froschsuppe. Haustiere. Sandflöhe. Fadenspiele. Alte Tanztexte. Klagezeremonie. Rätselhafter Vorfall. Ankunft Schmidts. Schmetterlingsilberschmuck. Einfluß der Frau. Stachelrochen. Abreise.

Am Morgen des 11. März fuhr ich ab, dem Tiquié entgegen. Ich hatte nur drei Ruderer bekommen können, die sämtlich dem großen Stamme der Tukáno angehörten: Battista, den Schwager Albinos, Augustino, einen älteren Mann, als Pilot und einen schlanken bis auf die Schambinde nackten Jüngling vom Cabarý-Igarapé, einem Zufluß des mittleren Tiquié, namens Mandú, der eines Tages mit seinen Angehörigen Porto Alegre passiert hatte und von Albino für meine Dienste engagiert worden war.

Wir machten einen kurzen Besuch in dem gegenüberliegenden Nanárapecúma (Ananasspitze), Battistas Heimatsort, wo dieser seine Hängematte und Beijús als Proviant für die Reise holen wollte. Das Dorf, eine frühere Mission, setzte sich aus zwei brasilianischen Wohnhütten und einer geräumigen Maloka zusammen. Zurzeit schien nur Battistas Familie anwesend zu sein, seine Mutter, seine junge Frau und einige hübsche Kinderchen. Die Weiber waren gerade bei der Töpferei. Ein paar wohlgeformte Töpfe aus frischem Ton standen zum Trocknen in einer Ecke der Wohnung nahe dem Herdfeuer.

Die Nacht verbrachten wir in Agutiróca (Agutí-Haus), einer ebenfalls von Tukáno bewohnten Maloka von sechs Feuerstellen auf dem hohen rechten Ufer. Wir wurden von einer älteren sehr energischen Dame empfangen, die in Abwesenheit der Männer die Honneurs machte. Während sie sich noch mit uns unterhielt,

kam ein etwa dreijähriger, kräftiger Knabe aus der Schar seiner Gespielen herbeigesprungen, nahm ihr die Zigarette aus der Hand, tat einige Züge daraus und gab sie ihr wieder zurück. Darauf machte er es sich auf ihrem Schoß bequem und sog eifrig aus ihrer Brust den erfrischenden und nährenden Trank. Keinen Augenblick hatte die Frau dabei ihre Rede unterbrochen.

Auf der Weiterfahrt kamen wir an einem „Lappenbaum" vorüber. Am linken Ufer ragt ein uralter, einst niedergestürzter und gänzlich der Rinde entkleideter Baumstamm aus dem Wasser. Er ist der Sitz eines P a y é [159]) (Zauber-



Abb. 128. Lappenbaum Uaimí-Payé. Rio Caiarý-Uaupés.

arztes), so erklärte mir Battista, des U a i m í - P a y é (Großmutter-Zauberarztes). Jeder Indianer, der hier flußaufwärts vorbeifährt, läßt dem Dämon eine mehr oder minder wertvolle Gabe zurück, um sich eine gute Reise zu sichern. Es hingen da: eine alte, zerrissene Hängematte, ein Körbchen mit einem Stück Beijú darin, das Fell eines Barrigudo-Affen, mehrere Fische, ein Packet brasilianischen „Veado-Tabaks", das sich bei der Untersuchung als leer erwies, einige verschnürte Bündel unbekannten Inhalts, Blätter aus rotem Tauarí-Bast, die von den Indianern als Zigaretten-Umhüllung verwendet werden ein altes Hemd, sogar ein rundes Termitennest und anderes mehr (Abb. 128).

[159]) In der Lingoa geral.

Auch wir spendeten unseren Tribut in Gestalt einiger Zitronen und gelber Umarí-[160]) Früchte, um uns die „Großmutter" günstig zu stimmen.[161])

Gegenüber der Mündung des Tiquié, die wir gegen 10 Uhr erreichten, hatte sich ein junger Brasilianer angesiedelt. Wir frühstückten in seinem noch unfertigen Blockhaus, das er sich von einer Anzahl Indianer erbauen ließ. Abilio, so hieß der Brasilianer, stammte aus dem fernen Matto Grosso. Er hatte in Cuyabá das Gymnasium und in Rio de Janeiro die Kriegsschule besucht. Seine Verwandten saßen als Besitzer auf den großen Fazendas um Cuyabá. So hatten wir manche gemeinsame Bekannte, da ich mich gelegentlich der II. Xingú-Expedition des Herrn Dr. Herrmann Meyer mehrere Wochen in der Hauptstadt Matto Grossos aufgehalten hatte.

Der Rio Tiquié, der uns nun aufnahm, kommt aus Westen und hat schwarzes Wasser. Wenige Stunden oberhalb seiner Mündung, wo er eine Breite von etwa 150 m hat, fließt ihm von Süden her der ansehnliche Ira-paraná zu, der der schwarzbraunen Farbe seines Wassers seinen Namen „Honigfluß" verdankt. Sein Unterlauf sei unbewohnt; in seinem Quellgebiet aber treffe man neben anderen Stämmen viele Makú, die zum Teil seßhaft seien, und weiter im Süden die Y a h u á n a und M i r á n y a. Nach etwa 30 Tagen Kanufahrt komme man an einen Pfad, der in einem Tag zu einem Zufluß des Y a p u r á führe, oder auch „Yupurá", wie die Indianer vielfach diesen großen Nebenfluß des Amazonenstromes nennen. Die Yahuána und Mıránya, die bei den Tukáno N i m á n d i a n o und B ö á m a χ s a[162]) heißen, seien schon Yapurá-Bewohner.

Wir verließen öfters den Hauptfluß, dessen starke Strömung unseren geringen Kräften große Schwierigkeiten bereitete, und fuhren durch die schmalen Arme, in die sich der untere Tiquié verzweigt, um seine vielen Windungen abzuschneiden. Der Tiquié zeigt den Typus aller Flüsse zwischen dem Rio Negro unterhalb der Einmündung des Caiarý-Uaupés und dem Yapurá. Sein unteres Flußgebiet ist bis auf wenige höhere Stellen Flachland. Aus den Überschwemmungen, die bei Hochwasser beide Ufer heimsuchen, haben sich im Laufe der Zeit zahlreiche Seen gebildet, die mit dem Hauptfluß durch schmale Zugänge in Verbindung bleiben und von kleinen Wasseradern gespeist werden. Alle diese Seen und die Zuflüsse des unteren Tiquié haben schwarzes Wasser und

[160]) Geoffroya spinosa L.

[161]) Vgl. dazu den Abschnitt „Lappenbäume" in Richard Andree: Ethnographische Parallelen und Vergleiche. S. 58ff., Stuttgart 1878.

[162]) χ = dem deutschen „ch" in „Nacht"; χ́ = dem deutschen „ch" in „nicht" (vgl. oben Seite 226, Fußnote 147).

führen zum Teil davon ihre Namen, so der „Blutsee", díra der Tukáno, der „Rotwasserbach", aχkósoaya, und andere. Die Vegetation zeigt den echten tropischen Sumpfwald, wie man ihn sich nur in der kühnsten Phantasie vorstellen kann. Überall sieht man mangrovenartige Laubbäume, unter deren gebogenen Stützwurzeln zur Not ein Kanu durchfahren könnte, mit langen Stacheln bewehrte Yauarý-Palmen, hohe Mirití-Palmen mit ihren mächtigen Blätterkronen und die mannigfachsten Epiphyten, die der von Wasserdampf geschwängerten Luft ihr Schmarotzerdasein verdanken; alles von Schlingpflanzen zu einem unentwirrbaren Chaos verstrickt.

Tagsüber hatten wir unter Wolken von Stechmücken (Pium) zu leiden, die morgens und abends von großen Bremsen (Mitúca oder Mutúca)[163], abgelöst wurden.

Wir kampierten in vereinzelten Malokas, die jetzt zur Zeit der Kautschukernte leer standen und von Sandflöhen wimmelten, oder unter offenen Schuppen von Kautschuksammlern. Der untere Tiquié ist verhältnismäßig reich an Kautschuk minderer Qualität; doch wird dieser nicht von Weißen, sondern nur von Indianern in primitiver Weise und mit geringem Ertrage ausgebeutet.

Von Zeit zu Zeit begegneten wir Kanus mit nackten Insassen, die rasch an uns vorüberfuhren oder auch, wenn es Bekannte waren, meine Leute in längeren Gesprächen festhielten. Ihre Ladung, ein wenig Kautschuk und Lebensmittel, Farinha, Bananen, Ananas und lebende Hühner, war für Abilio bestimmt.

Am 14. März kamen wir frühmorgens zum Uainambý-Igarapé (Kolibri-Bach), einem rechten Nebenfluß, dem mímiya der Tukáno, an dem wir eine bewohnte Ansiedlung zu finden hofften. Mühsam mußten wir uns einen Weg durch das Ästegewirr bahnen, da die Indianer nur einen schmalen Durchschlupf für kleine Kanus gelassen hatten. Weiter oberhalb krähte ein Hahn, Battista warf sich in Empfangstoilette, d. h. er setzte seinen alten Filzhut auf, das sicherste Zeichen, daß die Ansiedlung nahe war. Ein kräftiger Alter erwartete uns schon am Hafen. Zur Feier unserer Ankunft hatte er ein unglaublich zerrissenes und schmutziges Hemd angezogen. Etwas abseits, inmitten einer großen Mandioca-Pflanzung stand ein kleines Haus, viel zu klein für so viele Bewohner, sieben Männer, ebensoviele Weiber und zehn Kinder. Die zwei Räume, in die das Haus durch niedrige Scheidewände geteilt war, hingen voll Hängematten. Doch waren, wie ich später erfuhr, bei den Kurauá-tapuyo, die hier wohnten, mehrere Mirití-tapuyo vom mittleren Tiquié mit ihren Familien zu Besuch, auf-

---

[163]) Tabanus.

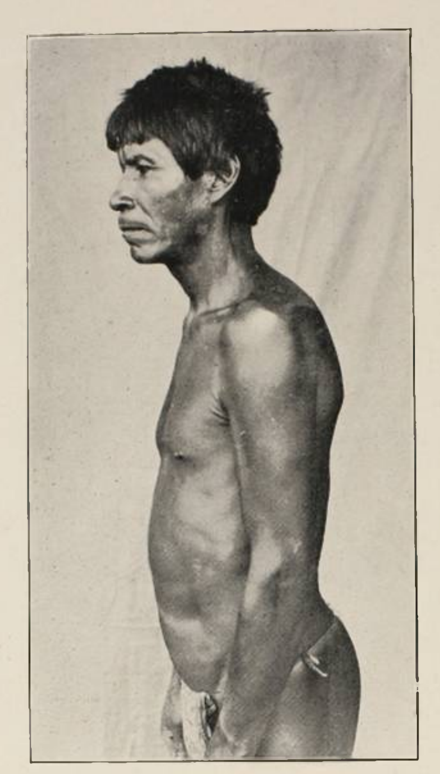
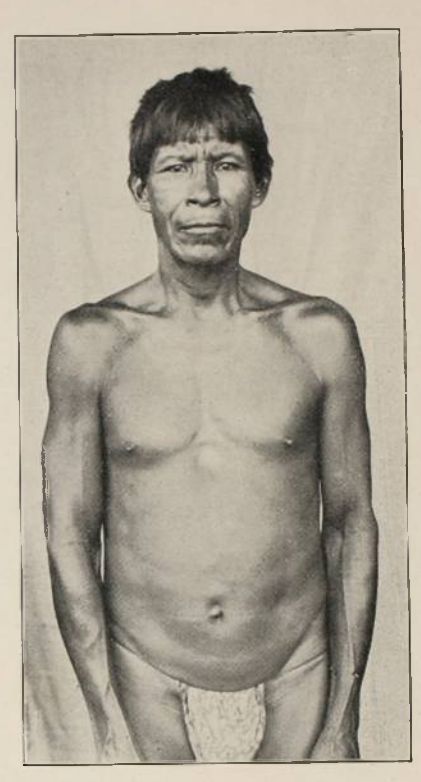



Abb. 129. Desána. Rio Tiquié.

fallend große, herkulisch gebaute Männer mit klobigen Gesichtern, die infolge starker Entwicklung der Stirnwülste einen finsteren Ausdruck aufwiesen. Die Kurauá-tapuyo, die sich in ihrer Sprache Y o h o r o á nennen, waren aus Yuquírarapecúma (Salzspitze), dem Hauptsitz dieses kleinen Stammes am mittleren Caiarý, hierher eingewandert.

Die Unterhaltung fand in der Tukánosprache statt, die am ganzen Tiquié als Verkehrssprache gilt. Zudem sprechen die Mirití-tapuyo oder N e e n o á, wie sie sich selbst nennen, heute nur noch Tukáno, und die Kurauá-tapuyo einen Dialekt, der nur wenig davon abweicht. Die Mirití-tapuyo hätten früher eine sehr häßliche Sprache gehabt, „häßlich wie Makú". Ein solches zeremonielles Zwiegespräch ist nach unseren Begriffen äußerst langweilig anzuhören. Der eine stößt einzelne kurze Worte rasch hervor; der andere wiederholt immer das letzte Wort, wobei er häufig „hã, ẽ, åhã" und andere Laute hinzufügt. Öfters wiederholen beide mehrmals wechselweise ein Wort und lassen es mit vielen höflichen „hã, ẽ, åhã, nṍtäui, nṍtäpi, nṍtäpa, nṍtäui(ne), nṍtäpano, nṍtäpena" usw. in unzähligen Variationen leise verklingen. Dabei wird nur mit halblauter, gleichgiltiger Stimme und langen Pausen gesprochen. Die Sprechenden schauen sich wie am Aiarý nicht an, sondern blicken zu Boden oder zur Seite.

Battista und Augustino kehrten von hier aus zurück, nachdem sie mir drei neue Ruderer besorgt hatten, mit denen ich sogleich die Reise fortsetzte. Am nächsten Morgen erreichten wir ein von Desána bewohntes Haus am Teyú-Igarapé (Eidechsenbach), einem ansehnlicheren Zufluß zur Linken, den die Tukáno y u a d z ó y a nennen.

Die Desána des Tiquié (Abb. 129) sind vom benachbarten Papurý, dem zweitgrößten rechten Nebenfluß des Caiarý, eingewandert, wo noch heute die Hauptmasse des Stammes sitzt. Am Tiquié bewohnen sie mindestens ein Dutzend Malokas mit 200 bis 300 Seelen. Bei den alteingesessenen Tukáno gelten sie noch jetzt als Eindringlinge, was sich in der Lingoa geral-Bezeichnung p a p u r ý-u á r a (Papurý-Bewohner) ausspricht, die ihnen die Tukáno gern beilegen. Von ihren Nachbarn werden die Desána etwas über die Achsel angesehen. Sie sollen der einzige Stamm sein, der Ehen mit Makú eingeht, was z. B. die Tukáno streng vermeiden. Sie haben überhaupt im Äußeren etwas ,,Makúähnliches". Manche halten sie geradezu für Mischlinge zwischen Makú und anderen Stämmen. Ich möchte dies nicht annehmen, da sie eine eigene, vom Tukáno sehr verschiedene, wenn auch zu derselben Gruppe (Betóya) gehörende Sprache sprechen. Zu den Tukáno des Tiquié stehen die Desána in einer Art von freundschaftlichem Untertanenverhältnis; doch herrscht zwischen beiden Stämmen ein gewisser Antagonismus, wie ich mehrfach beobachtet habe. Bei Begegnungen auf dem Fluß fahren beide Teile meistens ohne Gruß aneinander vorüber. Als ich eines Tages mit Desána-Ruderern im Walde frühstückte (Abb. 130), kam ein Boot mit Tukáno an. Nur mein Tukáno Mandú ging zum Hafen und führte mit seinen Stammesgenossen ein längeres Gespräch. Die Desána begrüßten die Fremden nicht einmal, geschweige denn, daß sie sie zu ihrem Frühstück einluden, wie es sonst üblich ist.

Somatisch unterscheiden sich die Desána sehr von den anderen Stämmen des Tiquié. Ihr Körper ist bei weitem nicht so gut proportioniert und wohlgebildet, sondern von plumpem Knochengerüst. Charakteristisch sind die bedeutende Kopfhöhe, das gewölbte Hinterhaupt und das struppige Haar. Die durchschnittlich häßlichen, ovalen Gesichter fallen auf durch starke Stirnwülste, vorspringende Backenknochen, rohe Stumpfnasen mit dicker Spitze und schlitzförmige, etwas schräggestellte Augen.

Die Desána nennen sich selbst W ı n á. Der Name D e s á n a ist einer Aruaksprache entnommen; denn die Tariána, die ein reines Glied der Aruakgruppe darstellen, nennen diesen Stamm in ihrer Sprache D ä t s á n a.

Die Desána des Teyú-Igarapé waren offenbar wohlsituierte Leute. Wir wurden reichlich bewirtet. Über einem Querbalken des Hauses hingen ganze



Abb. 130. Frühstück im Walde. Rio Tiquié.

Lasten reifer Maiskolben. Ein großer hellgrüner Papagei mit gelben Federn im Schwanze krabbelte darauf herum und knabberte daran, wurde aber jedesmal von den Weibern unter lautem „tsŭ — tsŭ — tsu — tsu — — —!" oder „sch — sch!", wie bei uns, verjagt. An einem Hauspfosten hing ein dickes Bündel Tanzklappern, geflochtene Bänder mit anhängenden halbierten Fruchtschalen[164]), wie sie am Aiarý von den Tänzern um den rechten Fußknöchel getragen wurden. Auf einem Lattengestell standen zwei Federschmuckkasten. Aber alle diese schönen Sachen schienen einem Abwesenden zu gehören und nicht verkauft zu werden. Wenigstens stand man meinen Handelsgelüsten sehr kühl gegenüber. Ein langer Kerl mit finsterem, häßlichem Gesicht, der mich überhaupt nicht begrüßt hatte, sondern die ganze Zeit über, mich argwöhnisch betrachtend, in der Hängematte lag, hatte den berühmten Schmuck der Uaupés-Indianer, einen fein geschliffenen und an einem Ende durchbohrten Quarzzylinder, um den Hals hängen. Als ich ihn fragte, ob er ihn mir verkaufen wollte, antwortete er nur sehr lakonisch, aber mit Nachdruck: „n(e)mbá!"[165]) („nein!"). Ein Alter wollte für einen Quarzschmuck und drei Fußklappern e i n e F l i n t e haben! Nach langem Hin- und Herreden erstand ich drei Klappern — viel zu teuer — für ein großes Waldmesser. Bei den

[164]) Cerbera Thevetia.

[165]) Lingoa geral.

Verhandlungen tat sich eine alte Frau sehr hervor und überschrie schnatternd die Männer. Auch hier sah ich ein zwei- bis dreijähriges Mädchen an der Mutterbrust trinken. Außer dem Papagei gab es noch folgende Haustiere[166]) in der Maloka: zwei Hunde, einen Yapú[167]) und ein Agutí.

Zum Abschied mußte ich noch Kinder taufen, zwei Mädchen. Das eine, das schon recht groß war, weinte und sträubte sich heftig. Ich taufte es auf den Namen Antonia, den ich wiederum selbst vorschlug; den anderen Namen, den mir die Indianer sagten, habe ich falsch verstanden und dann vergessen; jedenfalls war er sehr sonderbar.

Am nächsten Tage brachten mich drei Desána zum Urubú-Lago, wo wir gegen Abend ankamen. Wir fuhren bis an das Ende des langgestreckten Sees, stiegen eine Anhöhe aus gelbem Lehm hinan durch niedrigen Wald und gelangten über einen freien Dorfplatz zu einer unfertigen, an der Vorder- und Rückseite offenen Maloka.

Von einem dicken älteren Herrn namens Marco wurden wir freundlich empfangen. Er setzte sich bald zu mir und erzählte mir in Lingoa geral, die er vollkommen beherrschte, seine Lebens- und Leidensgeschichte. Sein verstorbener Vater sei Tuschaua von Taracuá gewesen, einem jetzt eingegangenen, großen Dorf der Tukáno, einer früheren Mission, die etwas oberhalb der Mündung des Tiquié auf dem rechten Ufer des Caiarý lag. Er selbst habe eine große Maloka in Cururú am unteren Tiquié gehabt, aber eines Tages sei der frühere Superintendente von São Gabriel mit seinen bösen „surára" gekommen, habe seine schöne Maloka mit allem Hausgerät niedergebrannt und die Bewohner mißhandelt. Er zeigte mir eine breite Narbe über seiner Oberlippe, die von einem Säbelhieb herrührte. Seine Frau hatte davon eine Narbe über der einen Hand. Marco flüchtete sich mit seinen Angehörigen zum Urubú-Lago unter den Schutz der Mirití-tapuyo, denen diese neue Maloka gehörte. Hinter der Maloka hausten er und seine erwachsenen Söhne mit ihren Familien eng zusammengepfercht in einigen provisorischen Baracken, ähnlich wie ich es in Cururú-cuára am Aiarý beobachtet hatte.

---

[166]) Der Einfachheit halber spreche ich überall von „Haustieren", obwohl wir es bei den tierischen Hausgenossen der Indianer, außer den Hunden, Katzen, einigen Papageienarten u. a., nicht mit eigentlichen Haustieren, sondern mit domestizierten Tieren zu tun haben, d. h. Tieren, die wild eingefangen und gezähmt werden und sich in der Gefangenschaft in der Regel nicht fortpflanzen.

[167]) Cassicus cristatus Daud. Braun und gelb gezeichneter Beutelstar. Er ist sehr leicht zu zähmen, verbreitet aber einen unangenehmen Geruch. Die gelben Federn werden von den Indianern vielfach als Tanzschmuck verwendet.

Im Laufe der Unterhaltung zählte er mir alle Orte, die ich am Tiquié passieren müßte, und alle Stämme, die ihn bewohnten, in seiner Sprache auf. Von sich sagte er stolz, indem er sich auf die Brust schlug:

„isché tukáno — daχsé, tukáno míra — daχseá!“[168] („Ich bin ein Tukáno, gehöre zum Stamme der Tukáno!“). Auch am Papurý säßen viele und volkreiche Stämme: „míra — míra — míra!“ („Leute — Leute — Leute!“). Alle Stämme des Tiquié seien gut, nur die Makú taugten nichts.

Ich beschloß, Schmidt hier zu erwarten. Marco baute mit seinen Söhnen in einer Ecke der Maloka ein Gerüst, auf dem er mein Gepäck aufstapelte, zum Schutze gegen die Saúba-Ameisen,[169]) vor deren scharfen Kiefern kein Leder sicher ist. Während der nächsten zwei Wochen verlebte ich hier allein mit den Indianern friedliche und genußreiche Tage. Bald war ich mit diesen prächtigen, unverdorbenen Menschen so vertraut, als wenn wir uns schon seit Jahren gekannt hätten. Große Freude machte ich ihnen, wenn ich erklärte, daß ich nun ganz zu den „urubú-ipáua-uára“ (Urubú-Lago-Bewohnern) gehöre.

Jeden Abend saßen wir zusammen und trieben wissenschaftliche Studien. Ich erzählte ihnen von den Stämmen am fernen Xingú, und sie gaben mir ethnographische Einzelheiten über die Anwohner des Caiarý und seiner Nebenflüsse. Später hockten wir uns vor die Maloka, auf den weißen Sand des Dorfplatzes, um die frische Nachtluft zu genießen, und nun kam die Astronomie an die Reihe. Der neue Mond wurde mit Jubel begrüßt. Sie zeigten und benannten mir die an dem klaren Himmel wunderbar leuchtenden Sternbilder, in denen ihre Phantasie Menschen und Tiere, häufig Gestalten ihrer Sage, und, nach der Ähnlichkeit, Gegenstände des täglichen Lebens sieht. Was ich so durch praktischen Unterricht lernte, wurde bei Tage aus dem Gedächtnis wiederholt und durch Zeichnungen in den Sand und mit dem Bleistift in das Skizzenbuch in richtiger lokaler Anordnung der einzelnen Konstellationen erläutert und gefestigt.

Die Sterne haben für den Indianer, abgesehen davon, daß sie mit seinen Mythen eng zusammenhängen, ein ganz besonderes, praktisches Interesse. Sie gelten ihm als Zeitmesser, als Wegweiser; nach der Stellung der einzelnen

---

[168]) Lingoa geral mit Übersetzung in die Tukánosprache: isché tukáno = ich Tukáno; tukáno míra = Tukáno-Leute. daχsé, von dem daχseá der Plural ist, bezeichnet in der Tukánosprache den Pfefferfresser (Rhamphastus) und ist der eigentliche Name des Stammes.

[169]) Oecodoma cephalotes. Rötlich-braune Ameisen mit dicken Köpfen, die ganze Bäume entlauben, indem sie mit ihren scharfen Oberkiefern die Blätter in runde Stückchen zerschneiden. Sie treten gewöhnlich in ungeheuren Scharen auf und tun in den Pflanzungen großen Schaden.

Sternbilder zueinander berechnet er die Jahreszeiten, bestimmt er die Arbeit in seinen Pflanzungen. Daher freut es ihn auch, wenn man dieses Interesse teilt.[170])

War ich in diesen Stunden der Schüler, so konnte ich ihnen wieder imponieren, wenn ich die „m u h í p u“ (Sonne) herunterholte, d. h. ihnen die Haut mit einem Vergrößerungsglas verbrannte.

Doch man kann auch die Wissenschaft übertreiben. Eines Nachts gegen 4 Uhr weckte mich ein junger Mann, einer meiner eifrigsten Lehrer, aus süßem Schlummer: Ich solle einmal hinausgehen, der „b o l a k á“ (Morgenstern) sei so schön zu sehen! —

Größere Schwierigkeiten hatte ich bei der Sprachaufnahme, deren Zweck sie nicht einsahen. Ich mußte alle Wörter gleichsam spielend aus ihnen herausholen, dann machte es ihnen selbst Spaß, und ich erhielt das, was ich haben wollte. Über die Pronomina konnten wir uns gar nicht einigen, trotz ihrer Bereitwilligkeit und Engelsgeduld; sie verstanden mich einfach nicht. Hier sprach ja kein Mensch auch nur eine Silbe Portugiesisch und nur wenige die Lingoa geral. Als ich Marco nach den Verben „gebären“ und „geboren werden“ fragte, antwortete er mir zu meinem Erstaunen ganz leise und mit einem verlegenen Seitenblick auf die Weiber. Es ist gewiß ein feiner Anstandsbegriff, daß der Mann sich scheut, über eine Handlung zu sprechen, die nur die Frau angeht, und bei der die Anwesenheit der Männer ausgeschlossen ist. Garnicht prüde waren sie dagegen bei Wörtern, die wir allenfalls nur verblümt auszusprechen wagen. Ja, es bereitete ihnen offenbar einen naiven Genuß, mich wiederholt nach dergleichen in meiner Sprache zu fragen, so daß meine gute Erziehung sich manchmal unwillkürlich dagegen sträubte, ihre neugierigen Fragen zu beantworten, zumal in der Anwesenheit von Damen, die jedoch „gar nichts dabei fanden“. Nie hatte ich den Eindruck, daß es sich um bewußte Zoten handelte.

Auch meinen Namen wollten sie wissen. „Dotoro“, erklärte ich ihnen, sei in meiner Heimat dasselbe wie hier „payé“ (Zauberarzt). „Koch“ bemühten sie sich vergeblich nachzusprechen. Der dicke Marco brachte schließlich einen heftigen Schnarchlaut zustande, der von allen unter jauchzendem Jubel nachgeahmt wurde. Noch lange, nachdem wir uns mit einem „eré 'té uirandé!“[171]) getrennt hatten, ertönten diese linguistischen Schnarchkünste aus den verschiedenen Hängematten.

Über meine Herkunft und meine Familienverhältnisse mußte ich ihnen genauen Bescheid geben: ob ich „paraná-uára“ oder „uitéra-uára“[172]) („Fluß-

[170]) Vgl. mein Buch: Anfänge der Kunst im Urwald. S. 58ff. Taf. 55 und 56. Berlin 1906.

[171]) Eigentlich: „eré até uirandé!“ „wohlan, bis morgen!“ in der Lingoa geral

[172]) Lingoa geral.

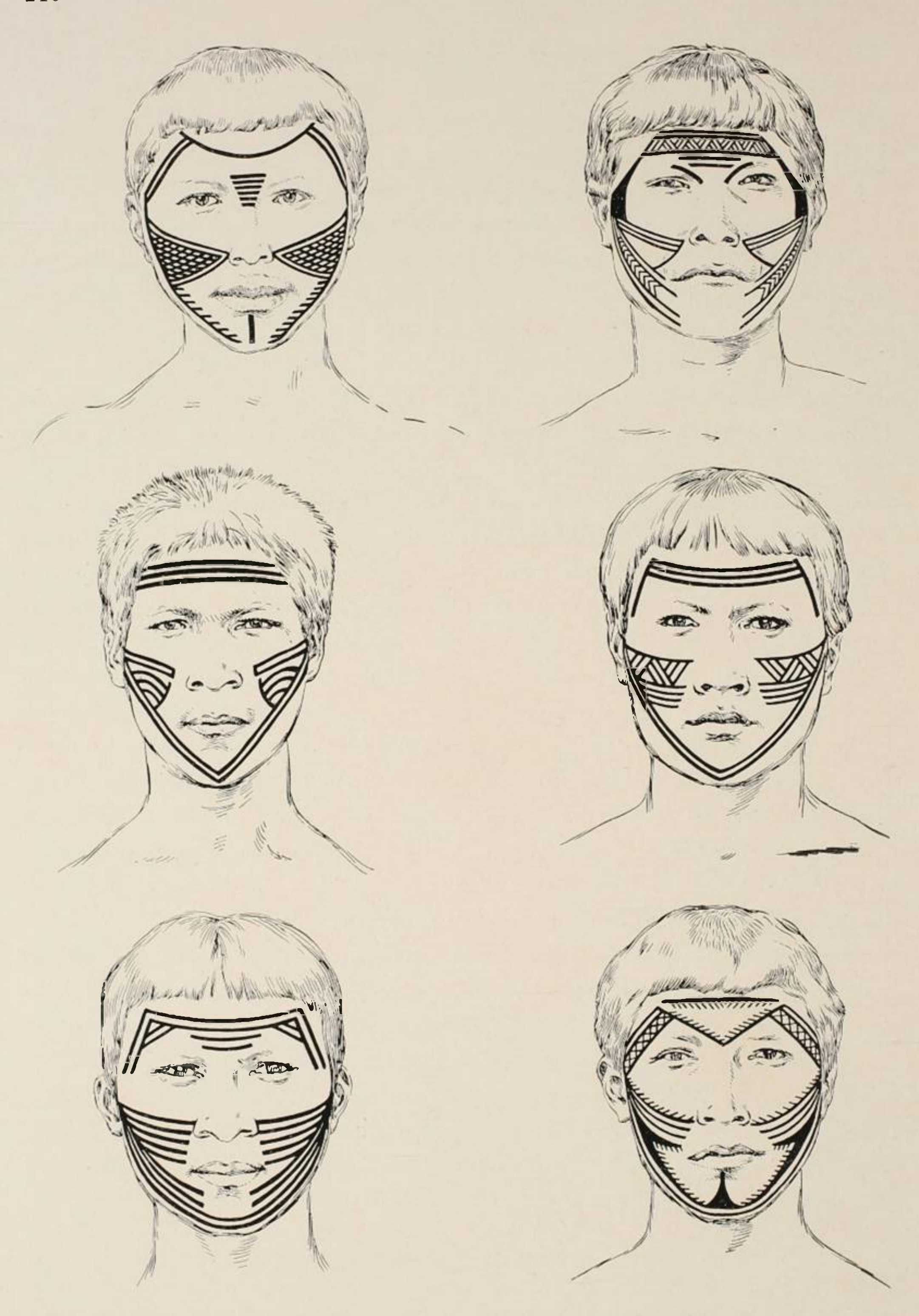


Abb. 131. Gesichtsbemalungen der Tukáno. Rio Tiquié.

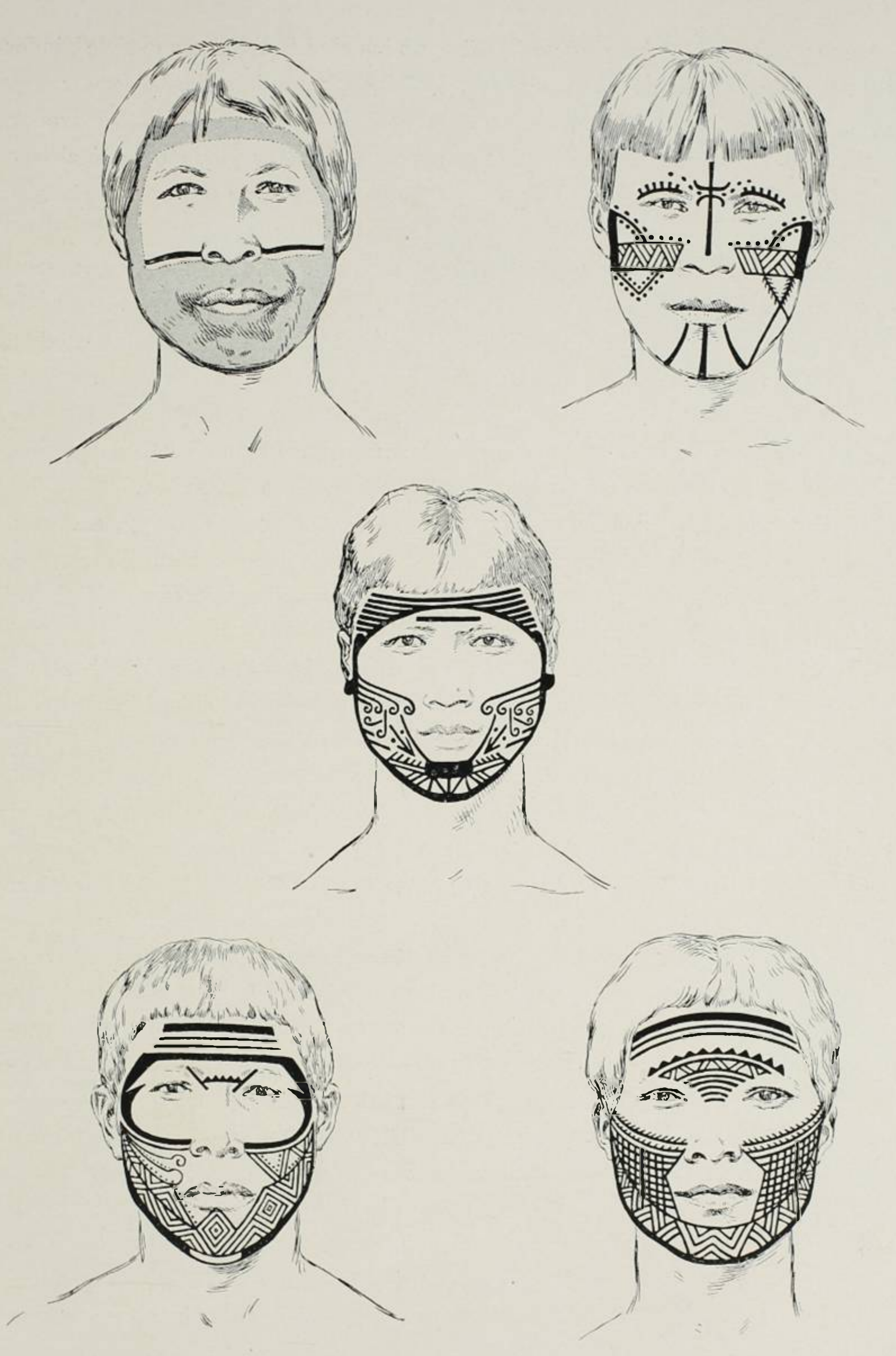


Abb. 132. Gesichtsbemalungen der Tukáno. Rio Tiquié.

bewohner" oder „Gebirgsbewohner") wäre, ob ich eine Frau, und wie viele Kinder ich hätte. Den Photographien meiner Angehörigen, besonders vier Bildern meiner Braut, brachten sie das größte Interesse entgegen. „Zeige Deine Frau!" so hieß es immer wieder, und ebenso oft kehrte die durch die vier verschiedenen Aufnahmen veranlaßte Frage wieder, ob ich denn vier Frauen hätte, wie es sich für einen so mächtigen und reichen Häuptling geziemte.

Die Photographien nannten sie „míra ánga", was in der Lingoa geral „Leute, – Bilder, – Schatten, – Seelen, – Geister" heißen kann. Beim Photographieren stieß ich auf gar keine Schwierigkeiten; es machte den Leuten selbst großen Spaß.

Wenn sie einen Gegenstand hinreichten, sagten sie mit leichtem Vorwerfen des Kopfes: „må!" Wenn sie sich geirrt hatten, stießen sie dieselben dentalen Schnalzlaute aus wie wir, wenn wir uns z. B. verschrieben haben.

Ihre Ehrlichkeit war verblüffend. Ich hätte alle Koffer offen stehen lassen können; sie entwendeten nichts. Sogar bedruckte Papierschnitzel, die ich wegwarf, Stückchen abgetropften Stearins, legten sie mir immer wieder sorgfältig auf meinen Klappstuhl.

Außer dem Tukáno Marco und seinen Angehörigen und drei Mirití-tapuyo mit ihren Familien waren zur Zeit meines Aufenthaltes noch einige Tukáno vom nahen Sipó-Lago zu Besuch da. So betrug die Bevölkerung von Urubú-Lago etwa zwanzig Seelen.

Als Beweis, wie frühzeitig die Indianerinnen heiraten, sah ich hier zwei Frauen, die kaum dem Kindheitsalter entwachsen sein konnten und vielleicht 14 bis 15 Jahre zählten. Die eine (Abb. 136) hatte schon zwei Kinder, darunter ein Mädchen von mindestens drei Jahren.

Marco konnte als reiner Typus des Tukáno-Stammes gelten, dessen charakteristische Merkmale folgende sind: Runder, dicker Kopf, breites Gesicht mit meist gerade gestellten Augen und gutmütigem Gesichtsausdruck, häufig starke Stirnwülste, großer Mund mit vollen Lippen, gerade Nase mit breiten Nasenflügeln, welliges, bisweilen fast gelocktes Haupthaar. Die gewöhnliche Körperhöhe beträgt zwischen 160 und 170 cm. Sehr häufig trifft man bei diesem Stamme wohlbeleibte, breitschulterige Gestalten mit herkulischer Muskelbildung.[173])

Im ganzen schienen die Bewohner von Urubú-Lago gesunde Leute zu sein, die besonders durch ihre prachtvollen Zähne, einen seltenen Schmuck bei den Indianern, angenehm auffielen. Schamhaare und Achselhaare waren bei den Männern rasiert. Unter den Kindern vom Sipó-Lago befand sich ein in

[173]) Vgl. mein Tafelwerk: Indianertypen aus dem Amazonasgebiet. Lieferung 1. Berlin 1906.

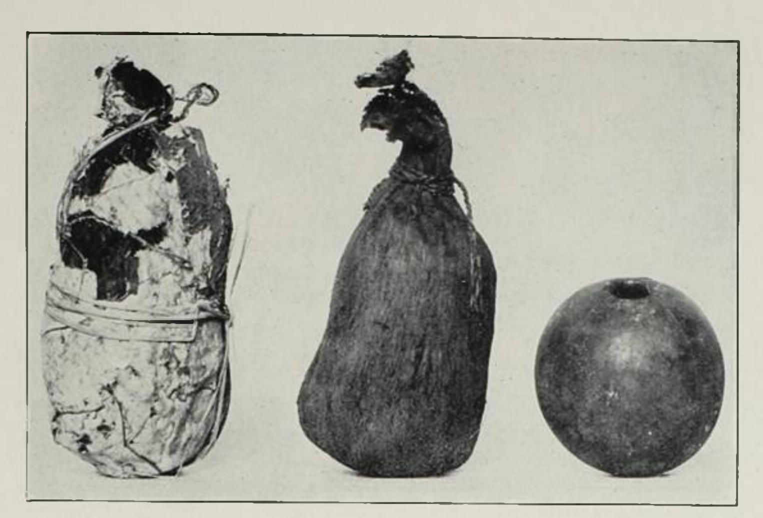


Abb. 133. Bastsäckchen und Kalabasse zum Aufbewahren von Carayurú-Farbe. Rio Tiquié. 1/3 nat. Gr.

den Schultern verwachsener Knabe von etwa sechs Jahren; ein anderer war am ganzen Körper mit weißer Purupurú behaftet, glücklicherweise eine Ausnahme, da ich diese entstellende Hautkrankheit am ganzen Tiquié nicht mehr bemerkt habe. Auch das Söhnchen eines jungen Mirití-tapuyo, des eigentlichen Hausbesitzers, war ein Krüppel. Der eine Fuß war im Gelenk nach innen gekrümmt. Der Vater bat mich um ein Heilmittel gegen das Übel. — Was könnte hier ein tüchtiger Missionar mit medizinischen Kenntnissen Segensreiches leisten! — Rührend war die Zärtlichkeit des Vaters zu dem armen Kinde. Kam er vom Fischfang heim, so sprang er mit dem Kleinen auf dem Arm in der Maloka herum und sang ihm Tanzweisen vor.



Abb. 135. Rollstempel für die Körperbemalung. Rio Tiquié. 2/5 nat. Gr.

Auch einen richtigen Dandy gab es in Urubú-Lago, einen Jüngling von etwa 18 Jahren. Seine Brust war stets mit Perlenschnüren behängt. Um den Hals trug er mehrere Bänder aus Perlen und viereckig zugeschliffenen Stückchen aus den glänzend schwarzen Fruchtschalen der Tucumápalme und tief auf die Brust herab den reichsten Silberschmuck, so daß es bei jedem Schritt an ihm klang und klirrte. Bevor er zum Fischfang ging, kämmte er sich mit Hilfe eines kleinen Spiegels, von denen er mehrere besaß, sorgfältig die Haare, legte all

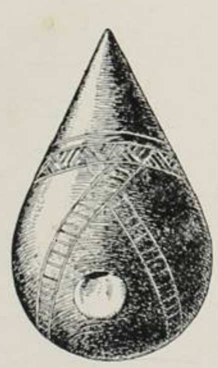


Abb. 134. Tube für Carayurú-Farbe. Rio Tiquié. 2/3 nat. Gr.

seinen Schmuck an, bemalte sich das Gesicht mit feinen roten Mustern und vergaß auch nie, sein Flötchen aus Hirschknochen mitzunehmen. Kehrte er, meist mit Beute beladen, heim, so hörte man ihn schon von weitem seine schrillen, monotonen Weisen blasen. An jeder Seite hatte er einen grünen Zweig unter die Hüftschnur geklemmt, wie ihn die Männer zur Kaschirí-Zeit tragen. — Ein lieber lustiger Narr. —

Die Eitelkeit des Dandy wirkte ansteckend. Die jungen Männer und

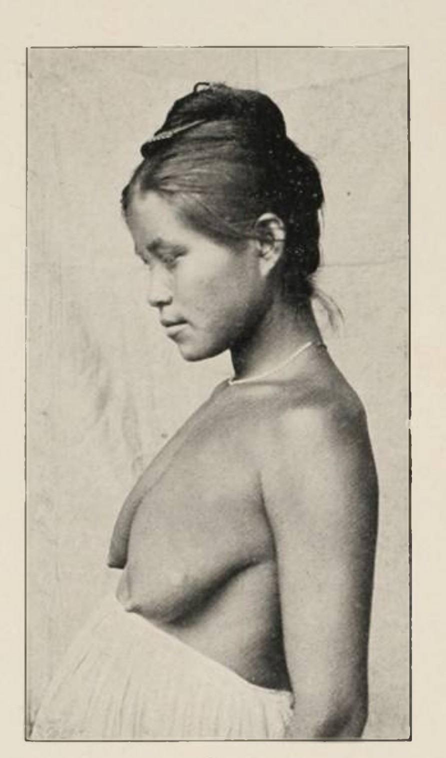




Abb. 136. Desána-Frau, an einen Tukáno von Urubú-Lago verheiratet. Rio Tiquié.

auch mein Mandú wechselten des Tages mehrmals die Gesichtsbemalung und fanden immer neue Muster (Abb. 131 und 132). Die Malstäbchen, die sie nomiká nannten, waren dieselben, wie ich sie am Aiarý gesehen hatte, dünne Holzstäbchen, die an dem einen Ende mit Curauáfasern verdickt waren. Die Carayurúfarbe, im Tukáno eroyá oder auch enoyá genannt, wurde in kleinen Brocken in Säckchen aus rotem Bast oder in kleinen kugeligen Kalabassen aufbewahrt (Abb. 133). Auch hatten sie eine Art Farbtuben aus schwarzen Palmfruchtschalen, die häufig mit Ritzmustern verziert waren. An der Seite hatten diese Fruchtschalen ein Loch, das zum größten Teil mit Wachs zugeklebt war, so daß man immer nur wenig Farbe herausschütteln konnte (Abb. 134). Beim Gebrauch zerrieb man ein Bröckchen Farbe auf dem Knie, dem Oberschenkel oder auf

der Seite des Fußes und drehte das mit Speichel angefeuchtete Malstäbchen mehrmals darauf hin und her.

Zur Körperbemalung mit Genipápo-Saft bedienen sich die Stämme des Tiquié, außer den dreiteiligen Malstäbchen, die wir vom Aiarý kennen[174]), zylindrischer Rollstempel aus sehr leichtem Holz, in die Muster eingeschnitten sind (Abb. 135).

Es war eine sehr fleißige Bevölkerung. Jeden Morgen, häufig lange vor Sonnenaufgang bei Fackelschein, gingen die Männer zum Fischen und mit Tagesanbruch die Frauen auf die Pflanzungen. Dann blieb ich ganz allein zurück in dem großen Haus, oder die alte Großmutter leistete mir Gesellschaft und wartete den Enkel, wobei sie, um den kleinen Kerl zu belustigen, dieselben Späßchen machte und dieselben unartikulierten Laute ausstieß, wie es die Großmütter bei uns tun. Sie war nie untätig und machte sich in mannigfacher Weise nützlich. Nachmittags holte sie in einem großen Tragkorb schwere Lasten Brennholz für die Nacht, ein Geschäft, das sonst den Familienvätern oblag; sie jätete fleißig Unkraut aus auf dem Dorfplatz und kehrte von Zeit zu Zeit die Maloka. Führte sich ein Hund im Hause ungebührlich auf, so schaffte sie scheltend den Schmutz weg. Gewöhnlich saß sie stillvergnügt in einer Ecke und zog feine Tucumfasern aus.

Man lebte in Urubú-Lago fast nur von Fischen, die in großer Menge gefangen wurden. In der ganzen Maloka fanden sich nur ein Blasrohr und ein Köcher mit ein paar Giftpfeilchen, mit denen höchst selten einmal ein Mutum oder ein anderer Hühnervogel geschossen wurde. Dagegen sah ich mehrere Bogen, viele Fischpfeile, Angeln, Netze verschiedener Größe, aber keine einzige Feuerwaffe. Jeden Mittag ging Marco mit seinen Söhnen in den Wald, um Sipó und anderes Material für Reusen und große Fischfallen zu holen.

Hunger brauchte man nicht zu leiden. Außer den üblichen beiden gemeinsamen Mahlzeiten, frühmorgens und abends kurz vor Sonnenuntergang, die Männer und Weiber inmitten der Maloka getrennt voneinander einnahmen, gab es tagsüber in den einzelnen Familienabteilungen kleinere Extramahlzeiten. Von den Fischen, die der Mann heimbrachte, ließ er durch seine Frau einen Teil sofort zubereiten und lud dann alle anwesenden Männer zu dem improvisierten Mahl. Von jeder Mahlzeit erhielt ich meinen reichlichen Anteil, häufig mehr, als ich bewältigen konnte.

Zum erstenmal aß ich hier Froschschenkel. Die Indianer, die große Liebhaber von Fröschen sind, fangen sie in Menge, spießen sie lebend auf einen

---

[174]) Vgl. Abb. 105a.

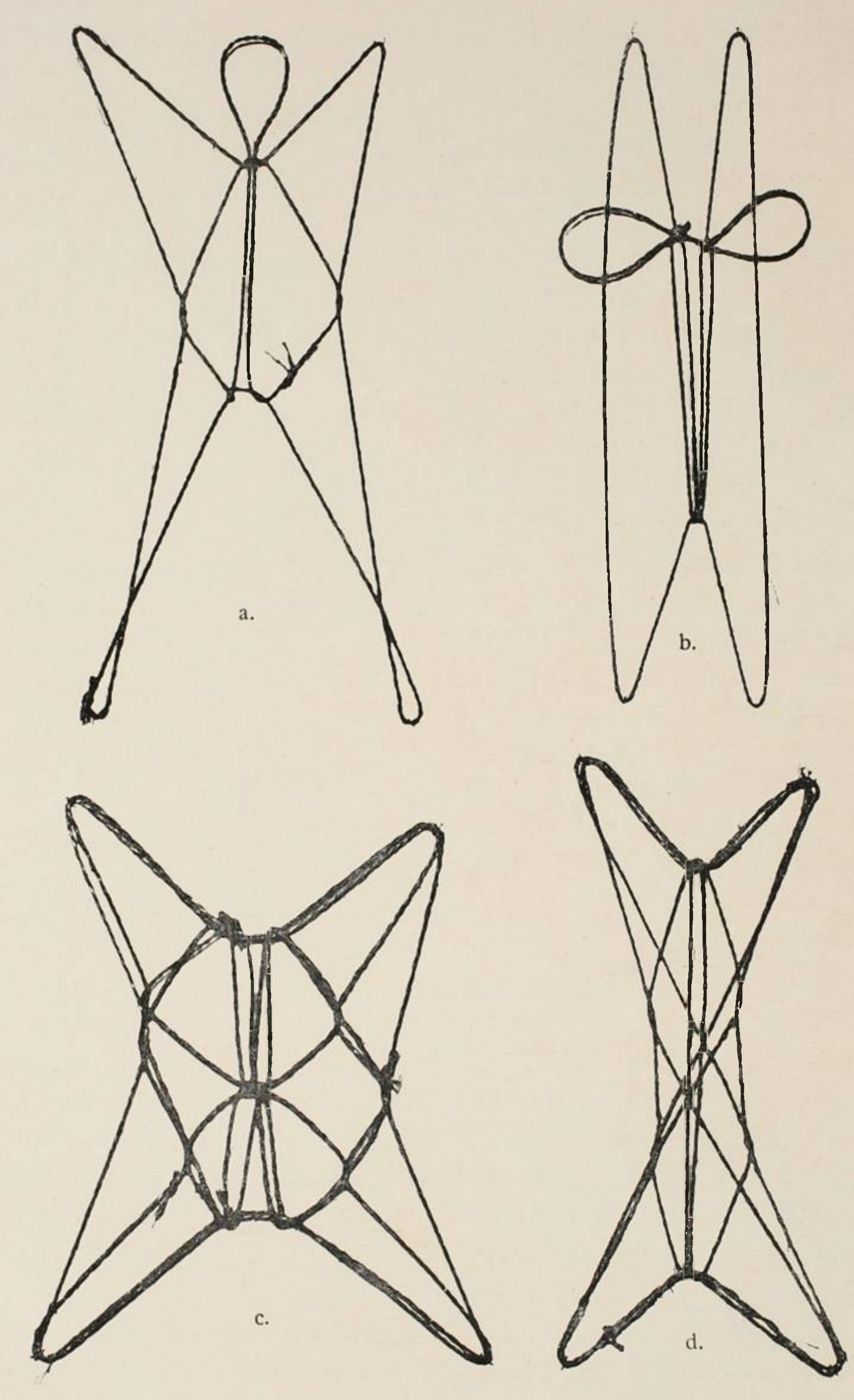


Abb. 137. Fadenspiele. Rio Tiquié.
a. Kleiner Vogel. b. Micúra. c. Plejaden. d. Pfeilchen, Pfeil-Junges.

Stock und legen sie wenige Minuten in das Feuer, bis alles Schleimige der Haut verkohlt ist. Auch werden sie so, wie sie sind, gekocht. Die Suppe sieht etwas grün aus, schmeckt aber recht kräftig.

Vor der Maloka war Tabak auf einzelnen Beeten angepflanzt; auch stand da eine einsame Zwiebel, auf die der Dicke nicht wenig stolz war.

Zwei struppige Hunde, einige Hühner, ein junger, sehr frecher Yapú und ein kleiner, brauner Vogel, der ein monotones „urú" ausstößt und davon in der Lingoa geral seinen Namen hat[175]), wurden als Haustiere gehalten. Als Hühnerhaus diente ein großer umgestülpter Topf, aus dem nahe dem oberen Rand ein viereckiges Stück als Zugang ausgeschnitten war. Nachts wurde ein Holzklotz vor die Öffnung gelegt, zum Schutz gegen die Micúra[176]) und andere Hühnerräuber.

Zu den Haustieren gehörten gewissermaßen auch zahlreiche Yapeim[177]), die nahe bei der Maloka ihre kunstreichen Beutelnester an die Wedel einer Pupunhapalme gehängt hatten. Dieser reizende Spottvogel sucht immer die Nähe der Menschen auf und findet sich fast bei jeder Ansiedlung am unteren Caiarý. Sein neckischer Ruf klingt etwa: „ä-anakú-e" oder „ä-a-kú-koétiku."

Auch dieser sonst so angenehme Aufenthalt hatte seine Schattenseiten, die Sandflohplage. Unter dem Beileid der ganzen Bevölkerung holte mir ein junger Mann mit Hilfe eines Palmstachels die erbsengroßen Tierchen unter den Zehennägeln hervor, und ich war schon so sehr zum Indianer geworden, daß ich, wenn sich irgendwo einer Sandflöhe extrahierte, schleunigst hinlief, mich dazu hockte und aufmerksam zuschaute.

Die Fadenspiele, mit denen sich die jungen Leute in den abendlichen Mußestunden unterhielten, waren im wesentlichen dieselben wie am Aiarý. Was dort „Tapireingeweide" war, war hier „Tapir mit vier Beinen". Dazu kamen noch das „Pfeilchen", eigentlich „Pfeil-Junge", die „Micúra" und ein „kleiner Vogel" (Abb. 137a–d).

Eines Tages gab der Hausherr seinen Gästen zu Ehren ein kleines Kaschirí, bei dem es sehr solide herging. Drei Knaben und ein junger Mann improvisierten einen Tanz. Sie tanzten eine Art Quadrille in verschiedenen Touren und bliesen dazu unaufhörlich auf primitiven Flöten, die sie sich in der Eile zurechtgeschnitten hatten. Sie hatten sich im Gesicht festlich rot bemalt und

---

175) Odontophorus.

176) Eine Beutelratte; auch M u c ú r a genannt: Didelphys.

177) Auch Y a p i m (sprich: Yaping), Y a p i i genannt. Gesellig lebender Beutelstar, Cassicus, mit schwarzen und gelben Federn; der südamerikanische Spottvogel, der Tier- und Menschenstimmen nachahmt; kleiner als der Yapú.

an den Hüften mit grünen Zweigen geschmückt, die die Tukáno b a r á nennen, und deren wohlriechende Blätter sie auch dem Kaschirí zusetzen. Die rechte Hand ruhte auf der linken Schulter des Nebenmannes; die linke hielt die Flöte zum Mund und bewegte sie im Takte auf und nieder. Zwei rasche Schritte vorwärts mit wippenden Knien, ein kräftiges Stampfen; so ging es immer hin und her und im Kreis. Dazu bliesen sie eine einfache Weise in drei Tönen. Auch um mich tanzten sie rundum und ehrten mich nach jeder Tour durch ein lautes Geschrei, in dem die Worte „peχkása“[178]) (Fremder, Weißer) und „dotóro“ mehrmals wiederkehrten. Marco saß mit einigen anderen auf einer Bank und schaute dem Treiben des jungen Volkes zu. In den Pausen sang er mit halblauter, tiefer Stimme melodische Tanzweisen, nur wenige Worte, die sich in leichten Variationen endlos wiederholten:

„ku yá ua i ku yá ua i kayū-nā
ku yá ui kā ku yá ui kā“ u. s. w.
oder „kapí uayā kapí uayā
kapí-kā kapí-lí-yā“ u. s. w.[179])

Spezifisches Tukáno konnte ich in diesen Texten nicht finden. Sogar das „máli-é“ der Siusí-Gesänge kam in einigen vor. Es sind offenbar uralte Tänze, die über ein riesiges Gebiet verbreitet sind, mit jetzt unverstandenen Texten; wer weiß, welchem Stamm und welcher Sprache sie ursprünglich angehört haben! Wie hatte ich seinerzeit meinen Freund, den Tuschaua Mandú am Aiarý, gequält, mir diese Texte zu erklären, die er doch selbst nicht mehr verstand! —

Marco erzählte mir auch von den verschiedenen Signaltrommeln, die sich am Caiarý und an seinen Nebenflüssen fänden. Sie seien aus e i n e m Baumstamm gearbeitet und von gewaltiger Größe und Schwere. Schon in Porto Alegre hatte ich von einer riesigen Signaltrommel gehört, die sich in Parý-Cachoeira, dem Hauptort der Tukáno am Tiquié, acht Tagereisen oberhalb Urubú-Lago befinden sollte. Die Hoffnung, dieses interessante Stück für meine Sammlung zu erwerben, war einer der Beweggründe für diese Reise gewesen.

Am 28. März fand plötzlich eine Klagezeremonie statt. Die alte Großmutter hockte nieder und stimmte, den rechten Ellbogen auf das Knie gestützt und mit der Hand die Augen verhüllend, einen Trauergesang an, in dem sich das Wort „nomió“ (Frau) unzähligemal wiederholte. Der Gesang bewegte sich in demselben Tonfall, wie die Totenklagen, die ich so oft am Aiarý gehört hatte.

---

[178]) χ = dem deutschen „ch“ in „nicht.“

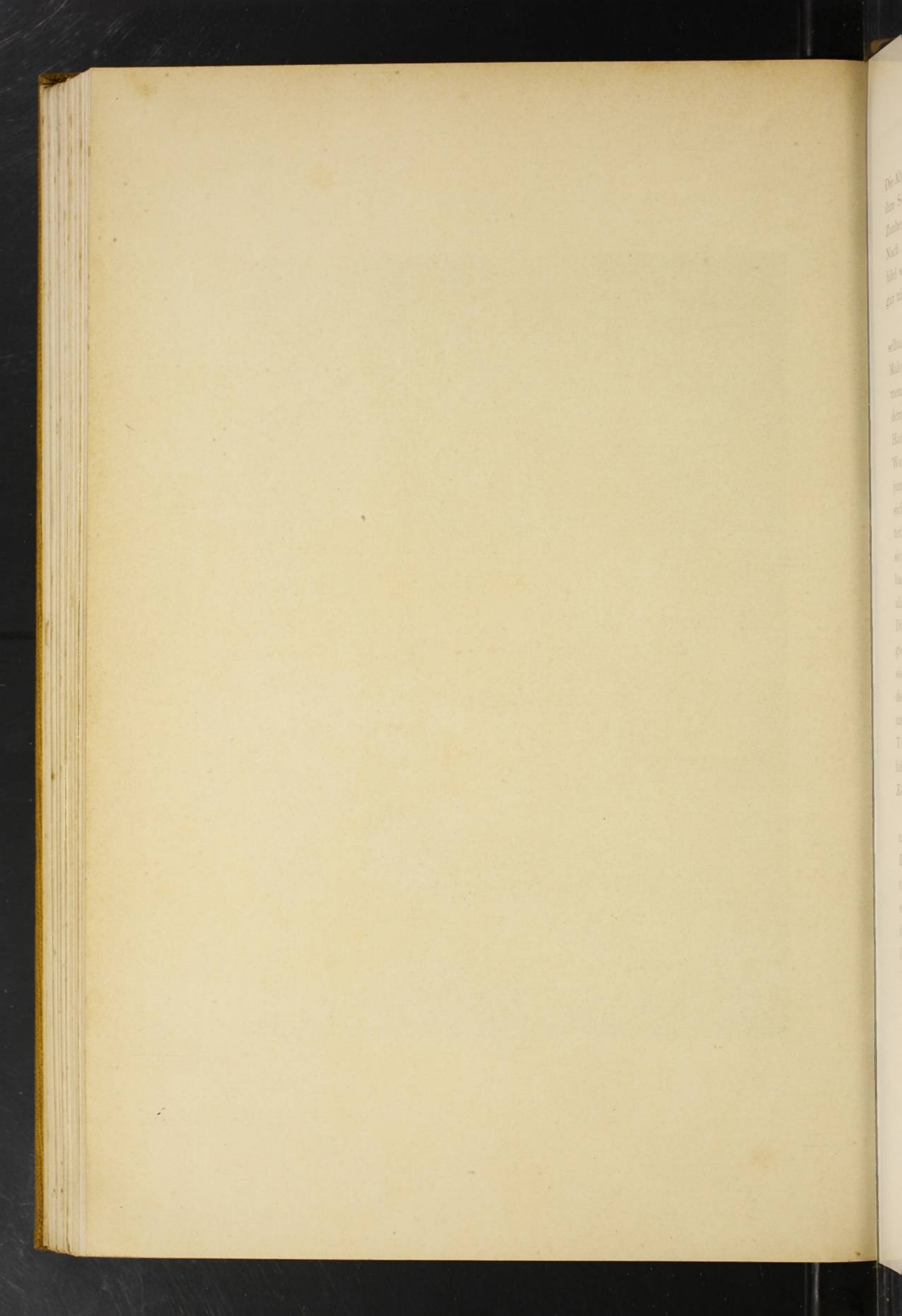
[179]) Der Kaapí-Gesang; siehe weiter unten.



SIGNALTROMMEL DER TUKÁNO. RIO TIQUIÉ.

Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern.

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.



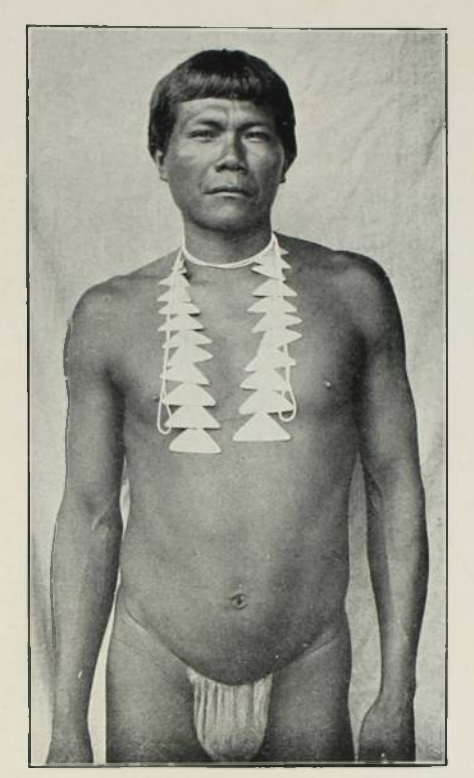


Abb. 138. Tukáno mit Momónoa-Silberschmuck. Rio Tiquié.

Die Alte hatte die Nachricht bekommen, daß ihre Schwester in Tapurú-cuára[180]) an dem Zaubergift einer Negerfrau gestorben wäre. Nach ihrem langen Klagelied war sie wieder fidel wie immer. Die anderen hatten sich gar nicht darum gekümmert.

Nachmittags ereignete sich ein rätselhafter Vorfall. Eine ältere Frau der Maloka, die erst am Tage vorher angekommen war, schritt mit einem Reibebrett auf dem Kopf über den Dorfplatz. Vor dem Haus blieb sie stehen und rief ein paar kurze Worte in warnendem Ton, worauf sämtliche junge Männer rasch aus dem Haus liefen, sich neben den Eingang stellten und warteten, bis die Frau eingetreten war und sich in ihre Wohnungsabteilung begeben hatte. Die Männer lachten etwas verlegen, als ich sie verwundert um Aufklärung bat. Die Frau, die ein paar Brocken Portugiesisch sprach, erzählte mir schließlich, sie sei die „mulher da guerra“ (Kriegsweib) gewesen und habe die Männer vor den Tuyúka gewarnt, die in alter Zeit die Tukáno überfallen und viele mit Bogen und Pfeilen erschossen hätten. Jetzt aber seien die Tuyúka gut und mit den Tukáno befreundet. Vielleicht handelt es sich hier um eine Zeremonie auf alter historischer Grundlage, was uns bei diesen Indianern, deren ganzes Leben mit Zeremonien durchflochten ist, nicht Wunder nehmen darf.

Gegen Abend kam endlich Schmidt. Ich hatte schon Sorge um ihn gehabt, und nicht ohne Grund, wie ich jetzt erfuhr. Er hatte selbst in einem kleinen Kanu von São Felippe aus die Post in São Gabriel holen müssen und war trotzdem bereits am 18. März wieder in Porto Alegre bei Albino gewesen. Dort mußte er vier Tage warten und erhielt nur einen Ruderer, der ihn zu Abilio gegenüber der Mündung des Tiquié brachte, bei dem er wieder vier Tage Aufenthalt hatte. Bei der Weiterfahrt wäre sein Boot in einem heftigen Gewittersturm beinahe gekentert. Die Tolda wurde herabgerissen, sein Winchester fiel in den etwa 6 m tiefen Fluß und konnte erst am nächsten Tage durch Indianer Abilios nach langem Tauchen herausgeholt werden. Wegen der reißenden Strömung

[180]) Santa Izabel am unteren Rio Negro.

mußten sie Gerüste aus hohen Baumstämmen bauen, um auf den Grund des Flusses zu kommen.

Unter meinem Gepäck, das Schmidt mitgebracht hatte, befanden sich einige europäische Karnevalsmasken, die Tierköpfe darstellten, Tiger, Affe, Bär u. a. Der dicke Marco setzte sie der Reihe nach au und machte unter den tollsten Sprüngen die Weiber und Kinder fürchten, die kreischend und lachend nach allen Seiten auseinanderliefen.

Nach langem Handeln, langem Überlegen auf der anderen Seite und vielem Dazwischenreden der Weiber kaufte ich von dem Hausherrn einen schönen Brustschmuck aus dreieckigen Silberplättchen, die die Tukáno wie die Siusí „Schmetterlinge", in ihrer eigenen Sprache m o m ó n o a[181]) nennen (Abb. 138.)

Überhaupt war der Einfluß der Frau recht bemerkbar. Ich wollte für die Weiterreise einige geräucherte Fische kaufen, da sagte der Besitzer, das habe seine Frau zu bestimmen, der die Fische gehörten.

Am 30. März kurz vor unserer Abreise gab es noch eine große Aufregung. Der jüngste Sohn Marcos, ein prächtiger Junge von etwa 15 Jahren, war von einem Stachelrochen[182]) nahe beim Hafen, wo wir täglich badeten, in den Fuß geschlagen worden. Der Vater schleppte den Verletzten auf dem Rücken die Anhöhe hinan in das Haus. Der Fuß war schon stark angeschwollen. Der Schmerz, den ihm die zerrissene und bis auf den Knochen geschlagene Wunde verursachte, schien fürchterlich zu sein, denn der kräftige Junge weinte und schrie laut. Wir wuschen die Wunde mit Petroleum aus, das als das beste Mittel für derartige Verletzungen gilt, verbanden sie und legten den armen Kerl in die Hängematte, wo er bald einschlief.

2. Bis Parý-Cachoeira.

Die Desána des Yauýra-Lago. Stürmischer Handel. Rindenfigur. Tuschaua Joaquim. Missionsreliquien. Tanzschilde. Signaltuten. Hausbemalung. Tucáno-Cachoeira. Maloka Iraïtí. Soldatengreuel. Häuptlingsstäbe. Heultuten. Erinnerungen an meinen Vorgänger Stradelli. Ruine der Mission Nazareth. Strafexpedition. Der berüchtigte Tuschaua Lorenzo. Castanha - Paraná. Tuschaua Maximiano. Erinnerungen an die Missionszeit. Viele Wege zum Papurý. Maloka Estéyu. Tuschaua Salomão, ein Freund der Zivilisation. Haustiere. Grenzen und Gerechtsamen. Gespensterbucht. Gebiet der Cachoeiras. Ritzzeichnungen auf der Uferwand. Parý-Cachoeira. Strenges Zeremoniell. Coca. Makúsklaven. Ruderlohn. Tuschaua José. Direkte Erbfolge. Polygamie der Häuptlinge. Furcht vor der photographischen Kamera. Kinderspielzeug. Grausamkeit der Kinder. Zwerg. Blasrohr - Indianer. Große Signaltrommel. Abreise des Häuptlings nach São Felippe. Besuch von Tuyúka.

Nach herzlichem Abschied setzten wir mit nur zwei neuen Ruderern unsere Reise fort und gelangten nach wenigen Stunden Fahrt zum Yauýra-Lago. Ein sumpfiger Pfad führte uns in 25 Minuten waldeinwärts zu einer von Desána

[181]) m o m ó n o a ist der Plural von m o m ő n o = Schmetterling.
[182]) Raja spec.

bewohnten Maloka. Es waren wieder abschreckend häßliche Typen, krumm- und dürrbeinige Kerle mit merkwürdigen breiten, gewölbten Stirnen und schräggestellten Augen. Eine alte, fast erblindete Frau trat zu jedem von uns „peχkása“ heran und hielt uns in unglaublich raschem, schreiendem Geplapper lange Reden, anscheinend sehr freundlichen und lobenden Inhaltes. Schmidt lachte; ich wahrte mit Mühe die Haltung und warf viele höfliche „ẽ — ẽhẽ“ dazwischen. Eine gleiche Begrüßungszeremonie war sowohl mir, wie Schmidt bei unserer Ankunft in Urubú-Lago von der alten Großmutter zu teil geworden. Die zwei Tukáno kehrten schon von hier aus auf einem kurzen Fußpfad, der beide Malokas miteinander verband, in die Heimat zurück. Wir engagierten vier Ruderer und gingen rasch zum Hafen, wo wir im Walde Lager bezogen.

Am nächsten Morgen war schon frühzeitig die ganze Bevölkerung bei uns, an 20 Personen ohne die zahlreichen Kinder, wie sich die Desána überhaupt vor den anderen Stämmen durch größere Fruchtbarkeit auszuzeichnen scheinen. Sie brachten uns Reiseproviant, Hühner, vorzügliche große Bananen, eine Last geräucherter Fische und eine Menge frischwarmer Beijús. Einiges mußte ich zurückweisen, da wir schon übergenug hatten und unser Boot nicht überladen durften. Auch der Tuschaua der Maloka war erschienen, ein langer, häßlicher Kerl mit verkniffenen Augen in einem komischen Clownsgesicht, das noch dazu eine typische Clownsbemalung trug. Es herrschte ein toller Lärm. Alles schrie durcheinander. Besonders um einige Ethnographica konnte ich mit einer älteren Dame gar nicht handelseinig werden. Sie verlangte immer etwas anderes dafür, bald dieses, bald jenes. Sie schrie mich an, ich schrie sie an. Sie warf mir meine Tauschwaren, die sie schon genommen hatte, in das Boot zurück, lief weg, kam wieder. Endlich beruhigte sie sich, und wir konnten abfahren. Noch weit begleitete uns das aufgeregte Geschrei der Weiber, die mir unter den lebhaftesten Geberden auseinandersetzten, welche Sachen sie für ihre Männer, meine Ruderer, als Bezahlung haben wollten, Herrlichkeiten, die natürlich ihr eigenes Herz begehrte.

Das Boot war vorne überladen und hatte an der Seite ein starkes Leck, durch das bei jedem Ruderschlag das Wasser hoch aufsprudelte. Beständig mußte Schmidt es mit einer Kalabasse ausschöpfen, doch kamen wir rasch vorwärts, da die Neuen anhaltend ruderten.

Wir fuhren wieder durch zahlreiche schmale Arme (paraná mirí), in denen wir mehrmals mit unserem plumpen Boot stecken blieben. An einer solchen Stelle fanden wir eine große männliche Figur mit Federschmuck in die Rinde eines Baumes geritzt. Einer unserer Vorgänger hatte offenbar die unfreiwillige Muße zu dieser Kunstleistung benutzt.

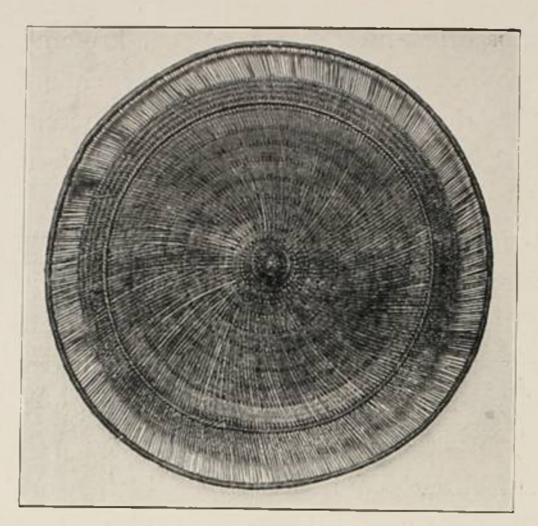


Abb. 139. Tanzschild der Desána. Rio Tiquié. $^1/_{11}$ nat. Gr.

Auf höherem Ufer traten jetzt vereinzelte Paxiúbapalmen auf, und jungfräulich schlanke Assaí ragten mit ihren feinen Wedeln aus dem Walde hervor. Hier und da leuchteten aus dem Igapó die roten und gelben Blütenbüschel der Orchideen.

Am 2. April begegneten wir in einem breiten Paraná mirí einem Kanu mit einem älteren Indianer und zwei Knaben. Es war der Tuschaua der früheren Mission Tucano an der gleichnamigen Cachoeira des mittleren Tiquié, der sich jetzt etwas unterhalb seiner alten Wohnstätte auf dem rechten Ufer eine Maloka erbaut hatte, wo wir die Nacht zubrachten. Tuschaua Joaquim, ein schöner, schlanker Mann mit fein gebogener Nase und klugen, blitzenden Augen, war über meine Person sehr genau unterrichtet; er kannte sogar meinen Namen „Dotoro Ko" und behandelte mich mit Höflichkeit und Respekt. Als er gehört hatte, daß ich käme, war er mir, wie er sagte, sofort entgegengefahren, um sich mir zur Verfügung zu stellen. Er erzählte mir weitere Greuelgeschichten von dem pflicht- und ehrvergessenen Superintendente und seinen rohen Soldaten. Es war ihm ähnlich ergangen wie dem Tuschaua Marco in Urubú-Lago. Sein schönes, stark bevölkertes Dorf hatten sie ausgeraubt und dann niedergebrannt. Seine Leute hatten sich aus Furcht vor den Soldaten nach allen Richtungen zerstreut. Jetzt habe er sich mit wenigen Männern hier angesiedelt, aber die Pflanzung sei noch zu jung und gebe nur wenig Ertrag. Es fehlten Weiber, sie zu bearbeiten, Beijús und Farinha zu bereiten. Auch sein „Patent als Tuschaua", das ihm seinerzeit „Paï Venancio" verschafft habe, sei mitverbrannt. Von dem P. Venancio, dem Vorsteher der Missionen des Tiquié in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts[183]), sprach er mit großer Liebe und Ehrerbietung und fragte mich, ob ich nicht dafür sorgen könne, daß wieder ein „Paï" an den Tiquié käme.[184]) Er brachte seine so berechtigten Klagen in höchst anständiger Weise vor, so daß er mich in tiefster Seele dauerte. — In einer Ecke der Maloka zeigte mir Joaquim ein buntes Heiligen-

[183]) Fr. Venazio Zilochi vom Orden der Franziskaner, ein Italiener.

[184]) Die Geschichte der Missionen des Caiarý-Uaupés werde ich im zweiten Bande dieses Buches im Zusammenhang behandeln.

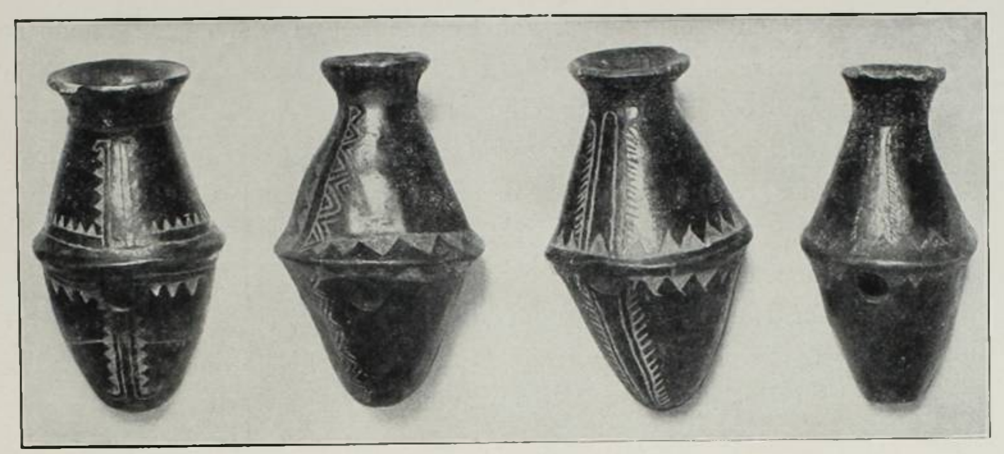


Abb. 140. Signaltuten der Desána. Rio Tiquié. $^1/_4$ nat. Gr.

häuschen mit einem hübschen Marienbild, einige Leuchter aus Messing und eine wohltönende Gebetglocke, — Reste einstiger Herrlichkeit.

Meine tüchtigen Desána-Ruderer wurden mit Tabak, Streichhölzern, kleinen Spiegeln und Angelhaken sehr zufriedengestellt. Tuschaua Joaquim begleitete uns mit drei Mann bis zum Samaúma-Igarapé, einem Zufluß zur Rechten, an dem zwei von Tukáno und Desána bewohnte Malokas lagen. Wir hielten hier, durch ein heftiges Unwetter gezwungen, eine mehrstündige Rast und erhandelten einige interessante Ethnographica. Schmidt stöberte mit Joaquim, der mich in dieser Beziehung sehr an Tuschaua Mandú vom Aiarý erinnerte, in allen Ecken des Hauses umher. Sie brachten mir ein paar aus feinen Stäbchen und Sipó sehr kunstreich geflochtene runde Schilde, die einen kegelförmigen Nabel hatten. Es sind ausschließlich Tanzschilde, die bei größeren Festlichkeiten mittels eines schmalen Bandes am linken Unterarm getragen werden (Abb. 139). Merkwürdige Musikinstrumente kamen zum Vorschein, aus Ton gebrannt, schwarz glasiert und mit gelb eingeriebenen Ritzmustern verziert. Sie haben ein Loch an der Seite, auf dem bei Tanzfesten, wie auf einer Muschel, dumpf geblasen wird. Auch dienen diese Tuten dazu, auf der Reise Signale zu geben, wenn man sich einer Maloka nähert, damit die Bewohner wissen, daß Freunde kommen (Abb. 140).

Bei der Tukáno-Maloka war die Rindenbekleidung der Vorderwand zu beiden Seiten des Eingangs mit sonderbaren gelben und roten Mustern bemalt (Abb. 141).



Abb. 141. Wandmalerei an einer Tukáno-Maloka. Rio Tiquié.

Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir die Tucano-Cachoeira, eine heftige Schnelle, die für die Schiffahrt besonders gefährlich ist. Der Fluß bricht sich an einer scharf vorspringenden Felsecke und wird vorübergehend in eine andere Richtung gelenkt, so daß schwerbeladene Boote dadurch leicht gegen den Felsen geschleudert werden können. Wir kampierten unter einem offenen Schuppen inmitten einer neuen Mandiocapflanzung. Etwas oberhalb der Cachoeira erstreckt sich auf dem rechten Ufer die Capoeira der Mission Tucano oder Santa Izabel, wie sie in den offiziellen Berichten genannt wurde, der ehemaligen Residenz des Paters Venancio.

Abb. 142. Häuptlingsstab. Rio Tiquié. 1/5 nat. Gr.

Am nächsten Tage kamen wir nach Iraïti, der größten Niederlassung der Miriti-tapuyo, einer riesigen Maloka von 14 Feuerstellen. Auch hier hatten die „surára" übel gehaust, geraubt und gebrannt, Männer, Weiber und Kinder auf die denkbar grausamste Weise mißhandelt, einen Mann erschossen und den alten Häuptling und andere in Ketten gelegt. Einen jungen Mann hatten sie sogar in Ketten mit nach São Gabriel geschleppt und fast ohne Speise und Trank gelassen, so daß er dort, abgemagert zum Skelett, angekommen sei. Sie hatten ihm nach seiner Beschreibung Fuß- und Handschellen angelegt, mit Vorlegschlössern „wie an meinen Expeditionskoffern" und Ketten, die um Leib und Hals geschlungen waren. In São Gabriel war es ihm gelungen zu entweichen. Er hatte die Eisen durchgefeilt und war unter großen Mühen über den Curicuriarý in seine Heimat zurückgekehrt.

Unter den zahlreichen Bewohnern von Iraïti traf ich einige alte Bekannte, die seinerzeit in der kleinen Niederlassung der Kurauá-tapuyo am Uainambý-Igarapé auf Besuch gewesen waren, einen meiner früheren Ruderer, einen gutmütigen Herkules mit wildem Gesicht, und einen anderen Mann mit auffallend starkem Schnurr- und Kinnbart.

Die ethnographische Sammlung erhielt hier eine große Bereicherung. Ein alter, auf dem einen Auge erblindeter Häuptling verkaufte mir einen aus Palmblättern geflochtenen Kasten voll Tanzschmuck, schöne, breite Kopfbinden aus Arárafederchen, einen herrlichen Quarzschmuck, Tanzgürtel aus aufgereihten Affenzähnen, große, mit Ritzmustern verzierte Kürbisrasseln, einen kunstvoll geschnitzten Stab aus schwerem, braunem Holz mit Handgriff, der neben ähnlich geschnitzten Lanzen von den Häuptlingen bei Tanzfesten als Würdeabzeichen getragen wird (Abb. 142), und zwei eigenartige kleine Holztuten, die nach beiden Seiten vollständig gleichmäßig trichterförmig auslaufen und mit gepichten

Schnüren aus Curauáfasern dicht umwickelt sind. Der mittlere Teil, der von der Umwicklung freibleibt, ist zu einer Art plattem Handgriff geschnitzt und wird beim Gebrauch mit einer Federkrause verziert (Abb. 143).

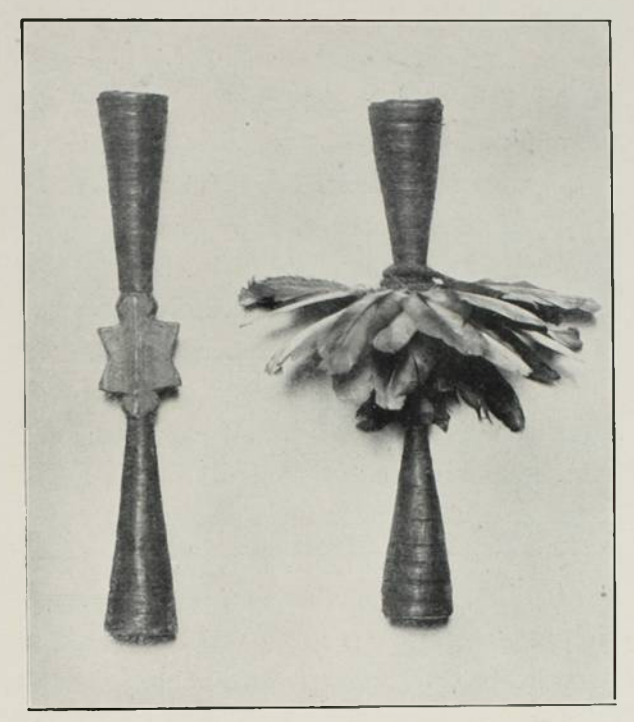


Abb. 143. Heultuten. Rio Tiquié. 1/4 nat. Gr.

Der Tanz mit diesen Instrumenten wurde mir folgendermaßen vorgeführt: Vier Tänzer in vollem Schmuck stellen sich nebeneinander auf. Die linke Hand ruht auf der Schulter des Nebenmannes. In der rechten Hand halten sie abwechselnd eine Kürbisrassel oder eine solche Tute. Zunächst rasseln sie anhaltend und schwingen die Instrumente hin und her. Dann hocken die beiden Tänzer mit den Tuten nieder und entlocken ihnen schauerliche Töne „ō — — — å — — —, ō — — — å — — —", indem sie in die eine Öffnung wie in eine Trompete blasen und die flache linke Hand vor die andere Öffnung halten. Durch allmähliches Wegnehmen der Hand und Wiederschließen der Öffnung wird das Geheul variiert.

Wir mußten auch hier wieder die Ruderer wechseln, besuchten tags darauf noch ein kleines Tukánohaus in einem nahen Igarapé, wo wir ebenfalls große Handelsgeschäfte machten, und fuhren dann ohne Aufenthalt bis nach Sonnenuntergang durch. Auf einer Waldlichtung, wo früher eine Baracke gestanden hatte, wollten wir Rast machen, doch der Platz wimmelte von Tauóca, Wanderameisen, die empfindlich bissen. Deshalb schifften wir uns wieder ein und fuhren in der Dunkelheit weiter bis zu einem Nebenbach, auf dessen hohem Ufer der Vater eines meiner Ruderer eine Pflanzung mit kleiner Hütte besaß. Man hatte uns schon gehört und geleitete uns mit Fackeln die steile Böschung hinan. Es war der alte, halbblinde Häuptling, der mir in Iraïtí die schönen Ethnographica verkauft hatte. Freundlich wies er uns in seiner heißen und rauchigen Hütte bequeme Plätze an und redete mich immer respektvoll „Se'

Doutor" oder „Se' Conde"[185]) an, der beste Beweis, daß mein Vorgänger Graf Ermanno Stradelli sich während seiner Tiquiéreise im Jahre 1881 einige Zeit hier aufgehalten hatte und von den Indianern noch nicht vergessen war[186]).

Am folgenden Morgen fuhr der Alte im kleinen Kanu mit uns bis Uira-poço auf dem rechten Ufer, wo sein von den Soldaten zerstörtes Dorf, die frühere Mission Nazareth, gestanden hatte. Er wollte mir noch einmal alles von den „surára puschí"[187]) erzählen, damit ich es auf das „papéra" schreibe und später dem Governador in Manáos berichte. Die Wüstung war sehr ausgedehnt. Verkohlte Hauspfosten ragten traurig aus dem niedrigen Gestrüpp hervor, das bereits wieder die einstige Stätte christlichen Fleißes überwucherte. Die Soldaten hatten hier einen Tukáno, der von einem Kaschirífest am Castanha-Paraná kam und ahnungslos im Kanu am anderen Ufer vorüberfuhr, mit mehreren Schüssen aus ihren Winchestern vom Lande aus schändlich ermordet.

Erst Monate später erfuhr ich genaueres über die ganze Tragödie. Ein junger Ansiedler aus São Gabriel hatte auf der Reise am unteren Caiarý in der Trunkenheit mit einem Tukánohäuptling namens Lorenzo Streit angefangen und war von dessen Makúsklaven totgeschlagen worden. Darauf griff man zu einem beliebten Mittel, das schon so viel Unheil angerichtet hat und gewöhnlich den Unschuldigen trifft: der Superintendente veranstaltete eine „Strafexpedition". Einige Ansiedler vom Rio Negro und unteren Caiarý, Weiße und Mischlinge und zwei armenische Händler, schlossen sich ihm an, und die ganze Bande zog plündernd, sengend und mordend den Tiquié aufwärts bis zum Tukánodorf Uira-poço, dessen Vernichtung den Abschluß der Heldentaten dieser Vertreter einer höheren Zivilisation bildete.

Und noch etwas erfuhr ich im weiteren Verlauf der Reise: Mein einäugiger Freund, der liebenswürdige alte Tukánohäuptling, unter dessen Schutz ich so friedlich geschlafen hatte, war eben jener am unteren Caiarý und am Rio Negro berüchtigte und gefürchtete Lorenzo, von dem wir schon in São Gabriel und São Felippe die greulichsten Geschichten gehört hatten. Er hatte angeblich schon acht Weiße ermordet, darunter einen Franzosen mit Weib und Kind, der über den Castanha-Paraná zum Yapurá reisen wollte, und dem er als Führer diente. Wie man sich erzählte, hatte er seinem Opfer Schnurrbart und Vollbart mit der Haut abgezogen, diese am Feuer getrocknet und bei Tanzfesten damit seinen Spott getrieben.

---

[185]) Senhor Doutor, Senhor Conde. (Herr Doktor, Herr Graf.)

[186]) Stradelli befuhr 1881 den Tiquié bis Parý-Cachoeira.

[187]) „Böse Soldaten" in der Lingoa geral.

Nachmittags passierten wir die Mündung des Castanha-Paraná, eines ansehnlichen rechten Nebenflusses, dessen „weißes", schmutzig-gelbes, Wasser schon zwei Stunden vorher neben dem „schwarzen" Wasser des Tiquié deutlich sichtbar gewesen war. Durch einen „schlechten Makúpfad" von fünf Tagen, den man mit einem leichten Kanu in sieben Tagen erreichen könne, stehe er mit dem Yapurá in Verbindung. Nahe seinem Unterlauf finde sich im Wald eine große Maloka der Desána.

Das linke Ufer setzt sich nun in einer hohen Barranca aus rotem Ton fort, die bei den Tukáno p i n ó - p e r i (Schlangenloch) heißt. In alter Zeit habe hier eine riesige, schöngezeichnete Schlange gewohnt. Man sieht noch zwei große Löcher. Bald mündet von links der Conorý-Igarapé, von dessen Oberlauf ein Fußpfad in drei Tagen zum Papurý führe. Der ganze Igarapé und die Umgegend bis zum Papurý sei von Makú bewohnt. Mit Sonnenuntergang kamen wir beim Tukánohäuptling Maximiano an.

Wir erkletterten das steile rechte Ufer und schritten über eine weite, mit Brauneisenstein-Geröll bedeckte und zum Teil mit hohem Gras bewachsene Lichtung, an deren Ende sich die Maloka, ein Neubau von mächtigen Dimensionen, erhob. Sie war schon unter Dach, wurde aber noch nicht bewohnt. Giebelwände und innere Einrichtung fehlten. Daneben lag eine größere Wohnhütte des Tuschaua und etwas abseits eine kleinere Hütte. Zur besseren Würdigung meiner Person stützte ich mich bei diesem Besuch auf meinen dicken Häuptlingsstab, den ich in Iraïtí erworben hatte. Maximiano, ein alter, untersetzter Mann mit auffallend starkem Kinnbart, nahm uns höflich in seiner luftigen Maloka auf. Er trug Hemd und Hose. Bart und Haupthaar waren fast weiß; eine Seltenheit bei einem Indianer. Er entschuldigte sich sofort, daß er kein Portugiesisch spreche, und nannte mir seinen langen und hochtrabenden Namen: José Maximiano da Silva Francisco. Die Maloka baue er nicht selbst, das müßten die Makú tun, von denen er zahlreiche zur Verfügung habe. Er sei überhaupt der „Herr des Conorý-Igarapé", der wegen seines Reichtums an Makú auch Makú-Igarapé genannt werde.

Früher stand hier die große Mission São José. Noch manches erinnerte an diese Zeit. Ein jetzt verwachsener Landungsplatz etwas unterhalb des eigentlichen Hafens wurde von meinen Ruderern „Hafen des Paï Venancio" genannt. Der Häuptling zeigte mir mitten auf dem freien Platz die Ruine des „Tupanaróka"[188] (Gotteshauses), der kleinen Kapelle. Nur noch das angebrannte Gerüst war stehen geblieben. Das Haus des heiligen Josef war eines Tages, als das Gras

[188]) Lingoa geral.

niederbrannte, ein Raub der Flammen geworden. In der Maloka fand sich wieder ein buntes verschlossenes Häuschen mit dem Bilde des Heiligen. Maximiano fragte mich, was für ein Wochentag sei, wann Ostern sei, usw. Der „Conde" sei „yepé semána"[189]) (eine Woche) hier gewesen und von Parý-Cachoeira an wieder heimgekehrt; er habe viele Ethnographica mitgenommen.

Auch unsere Sammlung bereicherte der Häuptling noch kurz vor der Weiterreise durch einige schöne Stücke. Nach einer Stunde Fahrt kamen wir an dem linken Zufluß Cucúra-Igarapé vorüber, an dem weit einwärts eine Maloka der Desána liegt. Dort befindet sich eine große Holztrommel, auf der die Bewohner mit den Tukáno in Parý-Cachoeira, eine starke Tagereise weit, signalisieren. Ein langer Pfad führt über diese Maloka bis zum Papurý. Überhaupt gibt es viele Pfade zwischen Tiquié und Papurý, da die Anwohner beider Flüsse einen regen Verkehr unterhalten.

Vor Zeiten habe in dieser Gegend des Tiquié ein erbitterter Kampf zwischen Tukáno und Uaíana[190]) stattgefunden, wobei auf beiden Seiten viele gefallen seien.

Oberhalb der Mündung des Castanha-Paraná fehlen erfreulicherweise die Tagesstechmücken (Pium), was wohl dem klaren, flaschengrünen Wasser zu verdanken ist.

Mittagsrast machten wir im Hafen der stark bewohnten Tukáno-Maloka Estéyu auf dem rechten Ufer. Der Tuschaua Salomão war ein Mann von Bildung. Er sprach leidlich Portugiesisch und trug — wohl nur uns zu Ehren — eine feine schwarze Hose, ein sauberes weißes Batisthemd und eine schwarze seidene Mütze, so daß wir uns in unserem abgerissenen Zustande ganz deplaziert vorkamen. In der Maloka hingen an allen Pfosten Kleidungsstücke, und zahlreiche Koffer und europäische Gerätschaften aller Art zeigten an, daß die Bewohner mit den Händlern und Kautschuksammlern am Rio Negro in lebhafter Verbindung standen. Ein Alter erzählte mir, alle Tuyúka am oberen Tiquié seien auf die Kunde von unserer Annäherung weit in den Wald geflohen, da sie gehört hätten, die Soldaten kämen! Indianerlügen, wie es sich später herausstellte.

In Estéyu fand sich sogar eine Katze als Haustier. In der Tukáno-Maloka des Samaúma-Igarapé waren zwei zahme Yapú, ein noch junger Urumutum[191]) — man wollte ihn mir verkaufen —, viele Hühner und eine Anzahl schöner, wohlgepflegter Hunde; nur Hunde und Hühner in Iraïtí.

Salomão war zugleich Tuschaua der Desána-Maloka am Cucúra-Igarapé. Die Desána hätten am Tiquié keine Tuschauas. sondern nur „óka-iára"[192])

[189]) Lingoa geral.
[190]) Die Uaiana oder Yurutí-tapuyo (Taubenindianer) wohnen jetzt am oberen Papurý.
[191]) Crax Urumutum Spix.
[192]) Lingoa geral.

(„Hausherren“: Gemeindeälteste); am Papurý aber, in ihrer eigentlichen Heimat, hätten sie viele Tuschauas.

Die Grenzen, Jagd- und Fischereigerechtsamen der einzelnen Malokas scheinen ziemlich streng gewahrt zu werden. Öfters hörte ich von meinen Ruderern: „Von diesem Igarapé ist der und der Tuschaua i ắ r a[193]) (Herr)“, oder: „Hier hört das Gebiet dieses Tuschaua auf“, und ähnliches. Auf der Reise dagegen sind Jagd und Fischfang frei; ja, es kommt häufig vor, daß Fischfallen von vorüberfahrenden Indianern unrechtmäßig entleert werden.

Am nächsten Tag hatte Schmidt einen Fieberanfall (39°), wahrscheinlich eine starke Erkältung infolge des schweren Nachtnebels. Wir machten deshalb frühzeitig Halt und quartierten uns in einem leerstehenden Desánahaus ein, an einem kleinen Nebenbach zur Rechten, der zwischen steilen Ufern im Waldesdunkel dahinfloß. Meine Leute waren anfangs mit der Wahl des Platzes nicht ganz einverstanden. Es sei hier nicht geheuer. In einer nahen Bucht, die die Tukáno S é r e r a nennen, treibe eine große Wasserschlange ihr Wesen, im Walde hielten sich viele böse Geister auf; auch schlechte Leute streiften hier umher, Makú, die auf jeden Fall schlecht sind, und schlechte Desána; doch wurde unser Friede durch nichts gestört.

Seit der Einmündung des Castanha-Paraná hatte der Fluß ein ganz anderes Aussehen angenommen. Beide Ufer erhoben sich in steilen Lehmbarrancas oder bildeten niedrige, bewaldete Höhenzüge. Schroffe Felswände engten hin und wieder den Fluß ein. Die Strömung wurde reißend. Wir näherten uns dem Gebiet der Cachoeiras.

In einem kleinen Haus, das auf dem rechten Ufer einsam auf schwindelnder Höhe stand, besuchten wir einen uralten Tukáno, der am ganzen Tiquié als der berühmteste Zauberarzt galt. Er war vollkommen erblindet und lag, zum Skelett abgemagert, in der Hängematte, da er nicht mehr gehen konnte; aber sein Geist war noch frisch, und lebhaft unterhielt er sich mit meinen Leuten, die ihm alles mögliche über mich und meine Reise erzählen mußten.

Gegenüber mündet der Umarí-Igarapé, an dem einige Malokas der Tukáno und Desána liegen. Von seinem Oberlauf führt ein viel benutzter Pfad in zwei Tagen zum Papurý.

Auf der Weiterfahrt fanden wir auf der schroff abfallenden rechten Uferwand aus hartem, gelbem Lehm, die bei den Tukáno b ö χ p ó p i (Donnerhöhe) heißt, mehrere Figuren frisch eingeritzt, unter ihnen die fast lebensgroße Darstellung eines Mannes in vollem Tanzschmuck: Federkrone auf dem Haupt, Quarz- und Silberschmuck um den Hals und den mit Tierzähnen behängten

[193]) Lingoa geral.



Abb. 144. Tragkorb der Männer, um Coca-Blätter zu holen. Bará. Rio Tiquié. $^1/_6$ nat. Gr.

Gürtel um die Lenden. Die Figuren rührten von den Tukáno der nahen Parý-Cachoeira her, die wir am Nachmittag des 9. April erreichten.

Die Niederlassung lag etwas landeinwärts auf dem freien rechten Ufer der Cachoeira: eine sehr große, schon ein wenig baufällige Maloka, daneben die große Familienhütte des verstorbenen Tuschaua, die jetzt von seiner Witwe und ihrem jüngeren Sohn mit Familie bewohnt wurde. Dazu gehörten noch zwei kleine Familienhütten auf dem anderen Ufer. Von der früheren Mission São Pedro war keine Spur mehr vorhanden. Wir trafen nur wenige Männer. Die meisten waren flußaufwärts gefahren, um bei den Tuyúka Farinha zu kaufen, die für São Felippe bestimmt war, da der junge Häuptling noch mit 40 Paneiros (Körben) Farinha in Don Germanos Schuld stand. In Abwesenheit des Häuptlings empfing uns sein Oheim, ein wohlbeleibter Mann in den mittleren Jahren. Im Hintergrunde des halbdunklen Hauses hing die mächtige Signaltrommel. Schmidt nahm sie sofort in Augenschein. Ich tat vorerst so, als wenn ich mich gar nicht dafür interessierte.



Abb. 145. Coca-Kalabasse auf Untersatz. Tukáno. Rio Tiquié. $^1/_4$ nat. Gr.

Die Begrüßung dauerte bei weitem nicht so lange wie am Aiarý. Die Bewohner traten der Reihe nach zu jedem einzelnen Gast heran und bewillkommneten ihn mit wenigen kurz hervorge-

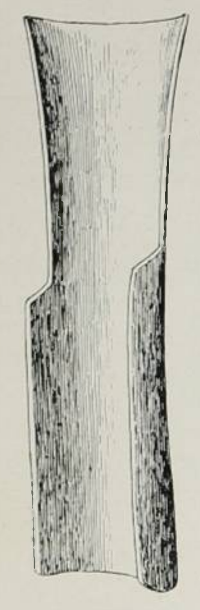


Abb. 146. Coca-Löffel aus Jaguarknochen. Rio Tiquié. ½ nat. Gr.

stoßenen Worten, auf die der andere jedesmal sofort antwortete. Eine Massenbegrüßung findet nie statt; ja, es vergeht immer einige Zeit, bis ein anderer hinzutritt. Nach den Männern begrüßen die Weiber die Gäste in derselben Weise, nur kürzer.

Bis spät abends saßen meine Ruderer mit ihren Wirten in lebhafter Unterhaltung zusammen. Noch nie hatte ich ein so rasches, lautes, anhaltendes, nervenerschütterndes Geplapper gehört. Bisweilen stockte der Redestrom. Dann sagte einer ein Wort, das von den anderen nach der Reihe mit monotoner Stimme wiederholt wurde. Ungeheuer komisch war das strenge Zeremoniell. Sogar wenn einer zu einem dringenden Geschäft austreten wollte, teilte er jedem einzelnen sein Vorhaben mit, und jeder rief ihm „uáya !" („geh hin! wohlan!") zu. Kam er wieder herein, so gab er jedem einzelnen eine kurze Erklärung, die aber an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und jeder bestätigte ihm mit Befriedigung die Tatsache. Gegen acht Uhr verabschiedeten sich die Wirte von den Gästen für die Nacht. Das Geplapper erhob sich zum höchsten Fortissimo. Alle redeten zu gleicher Zeit mit lauter eintöniger Stimme und vielen dazwischengeworfenen „ẽ ———" und „ã ———". Dann sprachen die Wirte noch eine ganze Weile stehend auf jeden Gast ein, der auf dem niedrigen Schemel sitzen blieb. Plötzlich, wie abgebrochen, tiefe Stille. Alles ging schweigend auseinander, nur in den Ohren summte es noch eine Zeitlang fort.

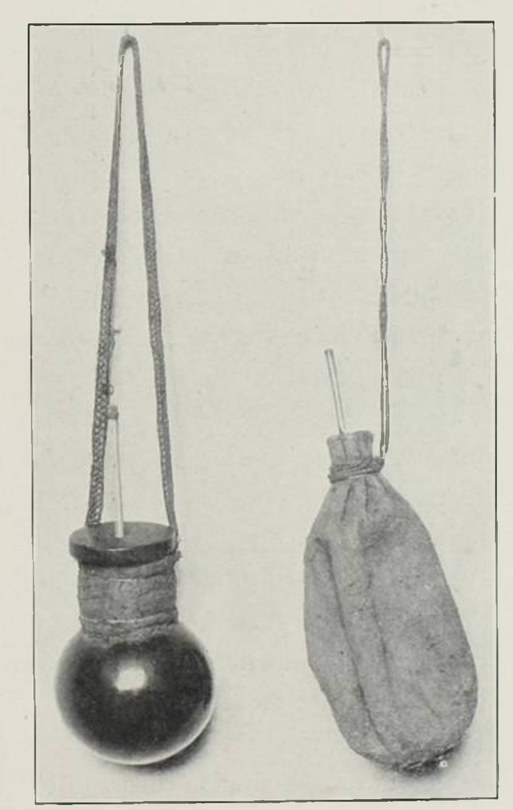


Abb. 147. Coca-Kalabasse und Coca-Säckchen. Rio Tiquié. ca. ⅕ nat. Gr.

Während des ganzen Abends wurde Kaschirí gereicht. Dazu kreisten eine fast fußlange, in grüne Blätter gewickelte Zigarre und eine Kalabasse mit einem grünlichen Pulver, das die Indianer batú[194]) nannten. Es war

[194]) Lingoa geral: Ypadú, Ypatú.

Coca. Ich hatte dieses Genußmittel schon in einigen anderen Malokas am Tiquié gefunden.

Der Cocastrauch (Erythroxylon Coca) wird am ganzen Tiquié und Papurý und an einem Teil des mittleren Caiarý auf den Pflanzungen reihenweise in bestimmten Zwischenräumen angebaut und erfreut sich der besonderen Sorgfalt der Männer, die sich allein mit dem Einernten und Verarbeiten der Cocablätter befassen, da sie fast allein das Pulver genießen. Von Zeit zu Zeit gehen die Männer auf die Pflanzung und holen in kleineren Tragkörben, (Abb. 144), die ihnen an einem Bastband über der linken Schulter hängen, die zarten, blaßgrünen, ovalen Blätter. Diese werden auf der Herdplatte oder in einem Topf über dem Feuer unter beständigem Umrühren geröstet und im Mörser zerstampft. Dem Pulver wird Asche aus Ambaúvablättern zugesetzt, und die Mischung in ein Säckchen aus rotem Baumbast (tururí) geschüttet. Darauf wird ein langer Stab in das Säckchen gesteckt, und dieses dann fest zugebunden. Durch Klopfen wider die innere Wand eines hohlen, unten geschlossenen Holzzylinders dringt ein feines, grünlichgraues Pulver durch den Baststoff, das in einer meist am Rande mit Ritzmustern verzierten Kalabasse gesammelt wird. Auf einem praktischen Untersatz aus Rohrstäbchen, die in Form einer Sanduhr durch Sipó zusammengehalten werden, gibt man der Kalabasse einen festeren Stand (Abb. 145). Mittels einer kleinen Schöpfkalabasse oder eines aus dem Schenkelknochen des Jaguars geschnitzten Löffels (Abb. 146) oder auch nur eines Stückchens trockenen Bananenblattes nimmt man eine Portion des Cocapulvers in den Mund, wo es eine vermehrte Absonderung des Speichels verursacht, mit dem es allmählich hinuntergeschluckt wird. Die Coca hat einen bitterlichen Geschmack und zieht etwas den Mund zusammen, doch gewöhnt man sich bald daran. Die Wirkung ist eine stimulierende. Deshalb wird die Coca besonders bei Tanzfesten und auf der Reise mit Leidenschaft genossen, denn sie vertreibt die Müdigkeit und das Gefühl des Hungers und regt Körper und Geist zu größerer Leistungsfähigkeit an. Bei diesen Gelegenheiten verwahren die Indianer das Cocapulver in schön polierten, kugeligen Kalabassen, die sie an einem geflochtenen Band über der linken Schulter tragen, oder in einfachen Säckchen aus starkem, rotem Bast mit Anhängeschnur. Zum Saugen dient ein hohler Reiherknochen, der stets zum sofortigen Gebrauch in dem Behälter steckt und an dem Tragband befestigt ist (Abb. 147).

Im Übermaße genossen, kann die Coca den Nerven schädlich sein.

Pater Venancio, so erzählten mir die Indianer, habe einen Absud aus den aromatischen Cocablättern als Tee getrunken. In Maximianos Maloka nahm man das Cocapulver mit einem kleinen silbernen Löffel, der beim



Abb. 148. Makú. Haussklaven der Tukáno von Parý-Cachoeira. Rio Tiquié.

Bilde des „tupána" aufbewahrt wurde, dem hinterlassenen Teelöffel des guten Paters.

Die Tukáno von Parý-Cachoeira, die sehr bequeme Herren waren und, wie Schmidt boshaft behauptete, kaum den Weg zu ihren eigenen Pflanzungen kannten, hielten sich Makúsklaven, die ihnen die ganze Arbeit abnehmen mußten. Diese Makú, drei Männer, deren „iára" der Häuptling war, hausten mit ihren Weibern und zahlreichen Kindern in einigen elenden Hütten im Walde, nahe beim Dorf. Fast jeden Tag kamen die Männer in die Maloka, brachten ihrem Herrn Wildbret, Fische und Waldfrüchte oder stellten sich ihm zu mancherlei häuslichen Diensten zur Verfügung. Sie wurden von den Tukáno gut behandelt, etwa wie zahme Tiere. Sogar bei den kleinen Kaschiríabenden, die mehrmals während unserer Anwesenheit stattfanden, wurden die Makú geduldet. Wenn sie nicht Coca bereiteten, hockten sie in einer dunklen Ecke des Hauses und bekamen regelmäßig eine Kalabasse mit Kaschirí und von Zeit zu Zeit eine Zigarre. An den Tänzen durften sie sich nicht beteiligen, ebensowenig an der Unterhaltung, wenn sie nicht gefragt waren. Auch trugen sie keinen Schmuck.

Zwei Makúmädchen von fünf bis sieben Jahren beaufsichtigten das kleinste Kind einer Tukánofamilie in Parý-Cachoeira oder schleppten Brennholz herbei und unterhielten das Feuer. Nie sah ich sie mit den gleichalterigen Tukánokindern spielen. Uns Weißen wichen sie scheu wie wilde Tiere aus.

Die Aufnahme ihrer fürchterlichen Sprache war bei dem zurückhaltenden Wesen dieser Waldleute, die infolge der ungewohnten Anstrengung rasch ermüdeten, eine wahre Tortur für beide Teile. Zudem umlagerte mich die ganze Bevölkerung, besonders die Weiber, und brach bei jedem Makúwort in ein brüllendes Gelächter aus. Ich bediente mich dabei des Tukáno, das diese Makú sprechen, während sie die Lingoa geral nicht verstehen. Dieselbe allgemeine Heiterkeit erregte ich, als ich die Makú photographierte. Es war den Tukáno offenbar so, als wenn ich Affen photographierte. Die Makú, so sagen alle ansässigen Uaupés-Indianer, sind keine „míra"[195] (Leute, Menschen)!

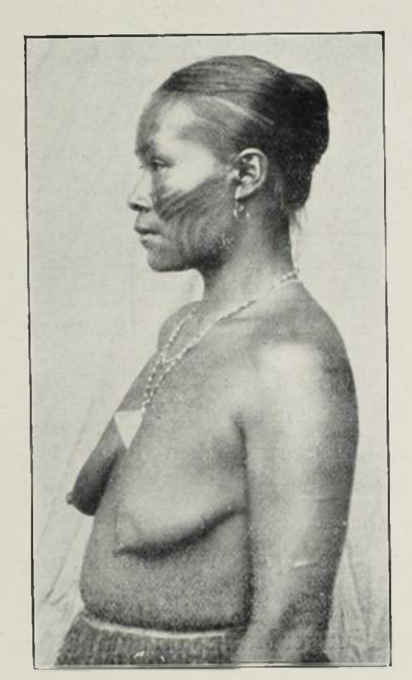
Von den Tukáno werden die Makú bisweilen als „Sündenböcke" benutzt. Stirbt ein Tukáno an einer schleichenden Krankheit, die nie auf natürliche Ursache zurückgeführt, sondern der heimlichen Rache eines Feindes zugeschrieben wird, so sucht der Zauberarzt den Feind, der dem Verstorbenen das Krankheitsgift beigebracht hat, durch seine Beschwörungen zu ermitteln und findet ihn nicht selten in einem Makú. Die Hinterbliebenen ziehen nun aus, um den „Mord" zu rächen, überfallen und töten die „Übeltäter" und rauben Weiber und Kinder, die sie später meistens an die Weißen verkaufen. Der Häuptling von Parý-Cachoeira zeigte mir ein Schriftstück aus dem Nachlasse seines Vaters, das von P. Venancio ausgestellt und unterzeichnet war. Es enthielt zehn Paragraphen, die der verstorbene Häuptling hatte beschwören müssen. Ein Paragraph verbot ausdrücklich den Sklavenhandel mit Makú. Diese guten Lehren sind vergessen oder nie befolgt worden, denn bis auf den heutigen Tag wird ein schwunghafter Handel mit Makúkindern getrieben.

Die Makúmädchen, die im Haushalte der Tukáno dienten, galten als freie Weiber für die Jünglinge. Auch die jungen Ehemänner naschten bisweilen, wie man mir erzählte, von der verbotenen Frucht.

Mit dem Makú vom Curicuriarý, das ich seinerzeit in Jucabý am Rio Negro aufnahm, zeigt das Tiquié-Makú enge Verwandtschaft. Viele Wörter sind in beiden Sprachen identisch oder weisen nur geringe dialektische Unterschiede auf, die zum Teil wohl auch der Schwierigkeit bei der Aufnahme zuzuschreiben sind. Eine große Anzahl von Ausdrücken aber ist gänzlich verschieden, darunter viele für die Sprachvergleichung sehr wichtige Wörter, z. B. Hand, Fuß, Wasser, Feuer, Sonne, Stern, Haus, Mensch u. a.

[195]) Lingoa geral.

Die Makú des Tiquié, die ich zu Gesicht bekommen habe, waren durchschnittlich kleine Leute, wenig über 1,50 m hoch, und von heller Hautfarbe. Sie sahen schlecht genährt aus, was wohl hauptsächlich ihrem wilden Waldleben zuzuschreiben war. Besonders die Männer fielen auf durch unproportionierten Körperbau, lange Arme, große Hände und Füße und bisweilen säbelförmige Unterschenkel. Die Gesichter waren häßlich, häufig von stupidem Ausdruck, mit niedriger, fliehender Stirn, tief eingezogener Nasenwurzel, ungewöhnlich breiten Nasenflügeln bei hohem Rücken. Das auffallendste Merkmal aber bei allen Makú ist der schnauzenförmige Mund, der durch die tiefen, von den



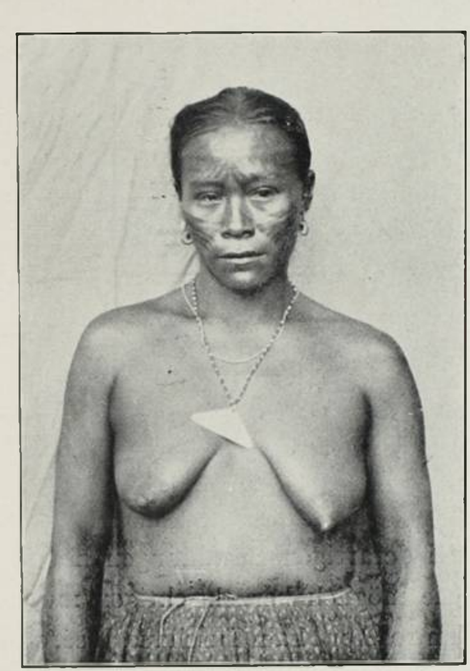


Abb. 149. Tuyúka-Frau. Eine der beiden Frauen des Tukáno-Häuptlings José. Rio Tiquié.

Nasenflügeln zu den Mundwinkeln streichenden Hautfalten äußerlich scharf markiert wird (Abb. 148). Unter den Weibern begegnet man nicht selten wohlgebildeten Gestalten mit einnehmenden Gesichtszügen (Abb. 13). In Parý-Cachoeira war eine Makúfrau von außerordentlich massigen Proportionen, die nicht nur ihre Stammesgenossen, sondern auch die Tukánoweiber an Körperhöhe weit überragte.

Die Löhne für meine Ruderer, die mich in fünf Tagen von Iraïti bis Parý-Cachoeira gebracht hatten, sind vielleicht von Interesse:

Renardo:	Henrique:
4 m Kattun	4 m Kattun
1 Küchenmesser	1 Frauenkamm aus Hartgummi
50 kleine Angelhaken	50 kleine Angelhaken
4 Schachteln Streichhölzer	4 Schachteln Streichhölzer



Abb. 150. Schmidt zeigt den Indianern das Tierbilderbuch. Rio Tiquié.

Candido:	Lino:
2,20 m starkes, blaues Hosenzeug	1 Küchenmesser
1 Paketchen Tabak	25 kleine Angelhaken
4 Schachteln Streichhölzer	1 Paketchen Tabak
	12 Schachteln Streichhölzer

Bei derartigen Bezahlungen hat jeder seine eigenen Wünsche, die man soweit wie möglich berücksichtigen muß.

Am 10. April kam Tuschaua José, ein noch junger Mann von sympathischem Wesen. Seine Körperlänge war für einen Tukáno außergewöhnlich, 1,76 m. Er war prachtvoll gebaut, schlank und doch von vollendeter Muskulatur, mit einem auch nach unseren Begriffen schönen, offenen Gesicht, aus dem zwei große Augen strahlten. Er begrüßte uns sehr freundlich, zumal er gehört hatte, daß wir Freunde vom alten Germano, seinem Gläubiger, wären. Mit dem Häuptiing kamen eine Menge Leute, Männer und Weiber, die größtenteils im Gesicht rot bemalt waren. Einige trugen noch Spuren von Genipapo-Bemalung am Körper, von einem Tanzfest bei den Bará, einem Stamm im Quellgebiet des Tiquié. Alle Männer waren mit großen Quarzzylindern geschmückt. Besonders schön war der Schmuck des Häuptlings. Die Weiber hatten Ketten aus durchbohrten Silbermünzen und Momónoa-Silberschmuck um den Hals gehängt. Schon die Knaben in Parý-Cachoeira trugen ihre entsprechend kleineren Quarzzylinder.

Tuschaua José hatte nach seines Vaters Tod die Regierung angetreten, ein vielleicht vereinzelter Beweis, daß die Erbfolge auch direkt vom Vater auf den Sohn übergehen kann, denn es lebten in der Maloka noch drei Brüder seines Vaters, die nach dem am Aiarý gebräuchlichen Rechte vor ihrem Neffen zur Regierung hätten kommen müssen.[196])

Der Häuptling besaß zwei Frauen, eine Tuyúka (Abb. 149) und eine Tariána, die ihn bereits mit einem halben Dutzend prächtiger Kinder beschenkt hatten. Die Polygamie scheint am ganzen Caiarý ein Vorrecht der Häuptlinge zu sein. Ich beobachtete sie später nur noch einmal bei einem Häuptling der Tuyúka. In beiden Fällen lebten die Frauen in vollkommener Eintracht miteinander und teilten sich in die Hausgeschäfte. Nie sah ich, daß eine von dem Gatten irgendwie bevorzugt wurde. Ein Mann darf, wie mir mehrfach erklärt wurde, nur dann eine zweite Frau nehmen, wenn die erste damit einverstanden ist. Wie am Aiarý[197]), so wird auch am Caiarý-Uaupés die Frau stets aus fremdem Stamme, oft weither geholt. In Parý-Cachoeira waren unter den verheirateten Frauen neben Tuyúka und Tariána auch die Stämme der Desána und Bará vertreten.

Die Gesamtzahl der Bewohner von Parý-Cachoeira und einigen umliegenden Hütten betrug etwa 100 Seelen, die alle mehr oder weniger eine große Familie bildeten.

Die Maloka war 28,80 m lang, 21 m breit und 10,20 m hoch. Die Tage gingen mit vielerlei Arbeit rasch dahin. Ich photographierte nach und nach die ganze erwachsene Bevölkerung. So entstanden auch die beiden reizenden Bilder (Abb. 150 und 151), die Zeugnis ablegen von unserem gemütlichen Aufenthalt an diesem herrlichen, auch von lästigen Insekten freien Platz. Vor der photographischen Kamera, deren Anblick selbst manchem zivilisierten Europäer Angstgefühle verursacht, hatten die Leute gar keine Scheu. Sie drängten sich förmlich dazu,

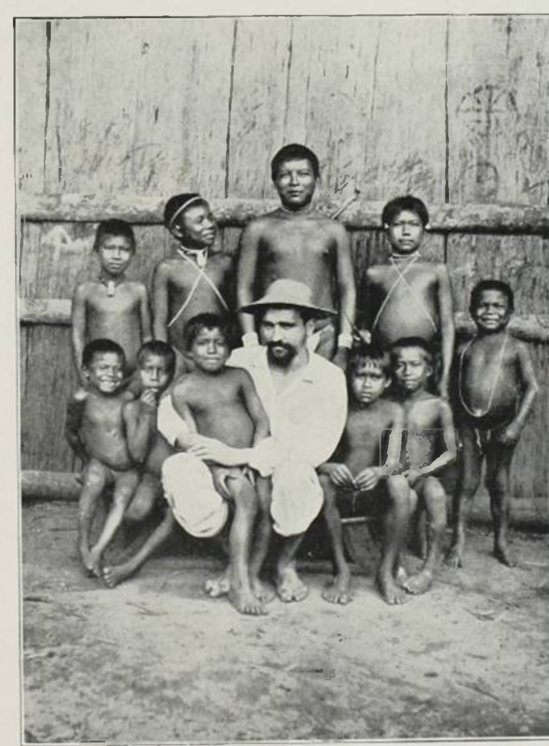


Abb. 151. Gute Freunde. Rio Tiquié.

[196]) Vgl. oben Seite 68/69.
[197]) Vgl. oben Seite 70.

photographiert zu werden. Nur der stolze Häuptling fragte mich, ob es auch nicht „töte".

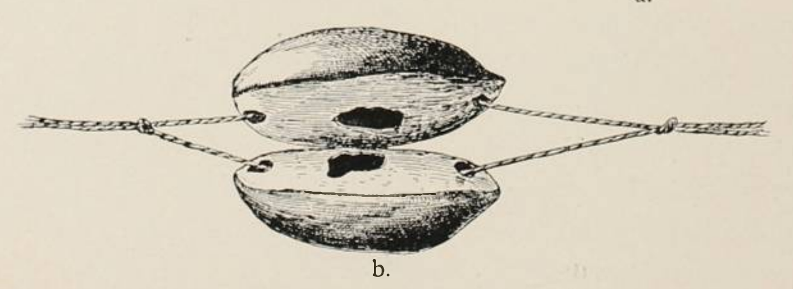
Aus einem alten Moskitonetz Schmidts nähten wir Schmetterlingsnetze zurecht, und nun gingen die Knaben von früh bis spät auf den Schmetterlingsfang. Anfangs benahmen sie sich dabei noch recht ungeschickt. Es kam ihnen gar nicht darauf an, mir Falter vorzulegen, die nur noch einen Flügel hatten. Bald aber begriffen diese intelligenten kleinen Menschen, was ich wollte, besonders als ich einige wohlerhaltene Exemplare reichlich mit Perlen bezahlte.

Ein neckisches Spielzeug, das sich ähnlich auch in unseren „Zauberkästen" findet, nannten sie „pinó" (Schlange). Es bestand in einem aus elastischen Rohrstreifen[198]) geflochtenen, dünnen Schlauch, der an dem einen Ende offen war, an dem anderen Ende in einen Ring ausging (Abb. 152). Steckte man den Finger in das offene Ende und zog den Schlauch an dem Ring lang, so verengerte er sich, und man war gefangen. „Die Schlange hatte zugepackt". Man kam erst wieder frei, wenn man den Schlauch zusammenstülpte und ihn dadurch erweiterte. Ein Hauptvergnügen bereitete es den Kindern, wenn wir uns von ihnen an der „Schlange" über den halben Dorfplatz ziehen ließen.

Abb. 152. „Schlange". Kinderspielzeug. 1/3 nat. Gr.

Ein anderes Spielzeug bestand aus leeren Fruchtschalen, die so an Schnüren befestigt waren, daß sie mit den Öffnungen widereinander lagen. Man hielt die Schnüre mit beiden Händen an den Enden fest, wirbelte die Fruchtschalen mehrmals herum und zog dann straff an. Dadurch schwirrten die Schalen zurück und brachten einen knarrenden

a.



b.

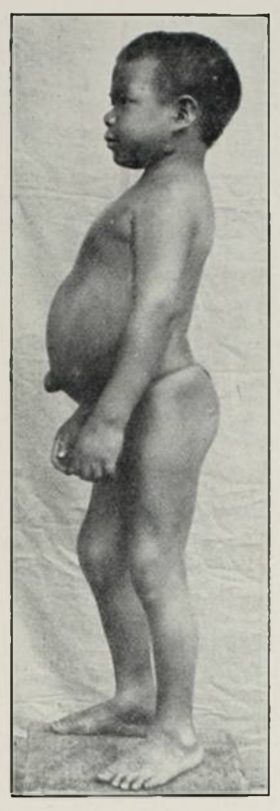
Abb. 153. Knarren. Kinderspielzeug. Rio Tiquié. ca. 1/2 nat. Gr.

198) Von der Uarumá-Pflanze: Marantha.

Ton hervor. Es gab solche Knarren, die von den Tukáno t o á p e genannt wurden, aus verschiedenen Fruchtschalen und von verschiedener Größe (Abb. 153a, b).

Die Brummkreisel, p o - p ó a , die sie in einem großen, flachen Korb tanzen ließen, waren dieselben wie am Aiarý.

Die sonst so gutmütigen Kinder waren gegen Tiere bisweilen recht grausam. Einmal hatte ich ein Huhn gekauft und gab es den Jungen, damit sie ihm den Hals umdrehten und es am Hafen zum Mittagessen zurichteten. Als ich nach einer Weile hinging, hatten sie das Huhn bei lebendigem Leibe gerupft und ließen es laufen. Das arme, nackte Tier, dem nur noch einige Schwanzfedern stehen geblieben waren, verbarg sich schreiend in einer nahen Pflanzung. Die Kinder jagten mit lautem Jubel hinterdrein. Schließlich mußte ich es mit einem Schuß von seinem erbärmlichen Dasein erlösen.



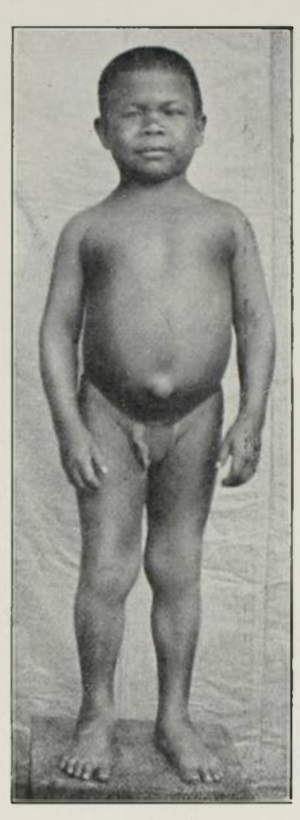


Abb. 154. Tukáno-Zwerg. Rio Tiquié.

Mit den Kindern spielte ein Zwerg, der nur 1,07 m hoch war. Er hatte einen unförmig dicken Bauch und stark vortretenden Nabel. Obwohl er schon „kurumí asú“ [199]), Jüngling von 15 bis 18 Jahren, war, war er auch geistig ganz auf kindlichem Standpunkt stehen geblieben. Seine beiden verstorbenen Eltern seien normal gewesen (Abb. 154).

Gern erzählten die Leute in Parý-Cachoeira von den Stämmen im Süden, besonders von den Buχpú-maχsá (Blasrohrleuten)[200]), die bei ihnen in großem Respekt zu stehen schienen. Dieser wilde Stamm lebe am Dyí-Igarapé, einem Zufluß des Pirá-Paraná, der sich in den Yapurá ergieße. Von den Tuyúka aus seien sie in eineinhalb Tagen zu erreichen. Sie bewohnten runde Häuser, durchbohrten die Ohrläppchen und trügen breite Bastschurze um die Lenden.

---

[199]) Wörtlich „großer Knabe“, in der Lingoa geral.

[200]) In der Tukáno-Sprache; K a r a u a t ã n a - m ĩ r a in der Lingoa geral.

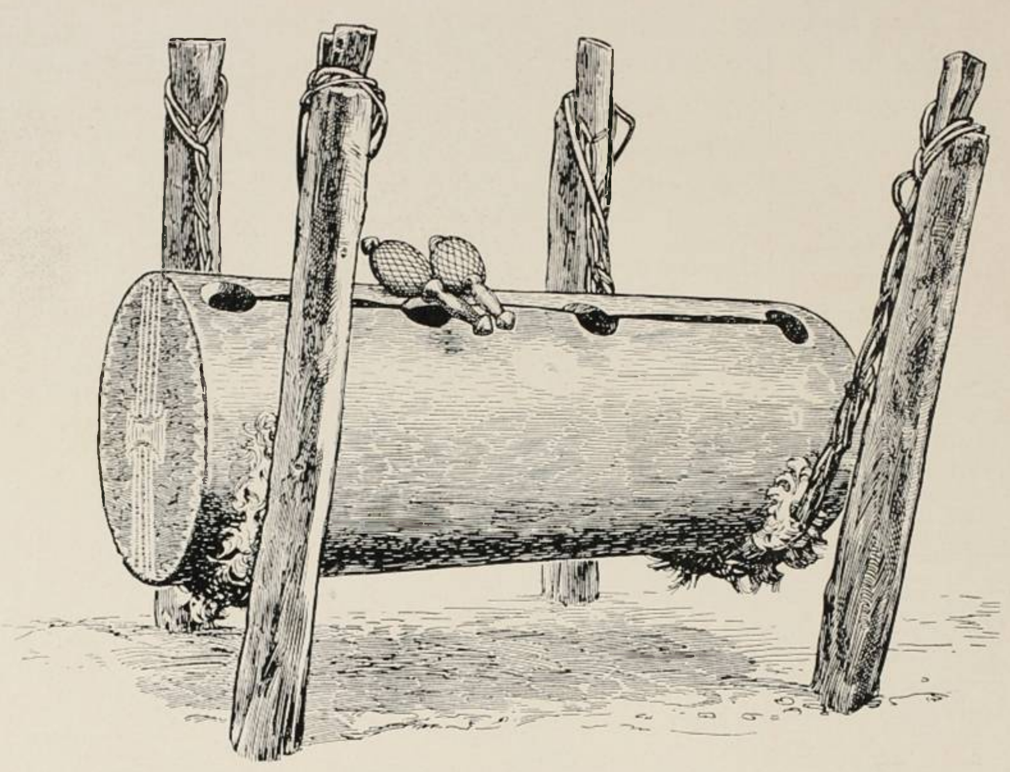


Abb. 155. Signaltrommel der Tukáno von Parý-Cachoeira. Rio Tiquié. ca. $^{1}/_{16}$ nat. Gr.

Sie hätten noch nie Weiße gesehen und würden wahrscheinlich bei unserer Ankunft weglaufen. Wenn wir uns aber durch die Tuyúka anmelden ließen, die mit den Buχpú-maχsá im Verkehr stünden, so würden diese uns wohl empfangen.

Der 12. April war für die Sammlung ein großer Tag. S c h m i d t k a u f t e d i e S i g n a l t r o m m e l ! Ich hatte ihm den Handel ganz überlassen, da er dem Gegenstande naturgemäß ruhiger gegenüberstand, als ich in meiner ethnographischen Begeisterung, und infolgedessen die Trommel leichter und billiger erwerben konnte. Er machte auch seine Sache vorzüglich. Zuerst versuchte er es mit mehreren ganzen Stücken grellbunten Kattuns, womit die Weiber natürlich sehr einverstanden gewesen wären, aber der Häuptling wollte eine Feuerwaffe haben, da es doch eine „Angelegenheit der Männer" sei. Er verlangte einen doppelläufigen Vorderlader, den wir aber nicht hatten. Schmidt vertröstete ihn auf São Felippe, aber der Tuschaua ließ sich darauf nicht ein. Da holte Schmidt Waldmesser, Äxte und andere schöne Sachen aus dem Koffer und reizte den habgierigen

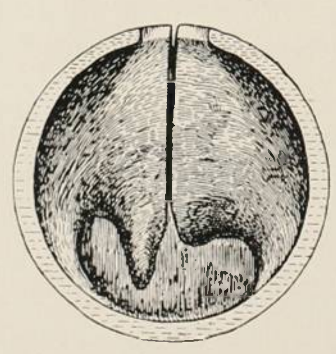


Abb. 156. Querprofil des Trommelzylinders. ca. $^{1}/_{16}$ nat. Gr.

und leichtsinnigen Mann, indem er ganz langsam, in großen Pausen ein Stück neben das andere legte. Schließlich einigten sie sich auf vier Waldmesser, fünf Äxte, hundert Angelhaken und ein Paket Streichhölzer. Der Kauf wurde durch Handschlag bekräftigt — soviel hatten diese Tukáno schon von den Weißen gelernt —, und ich war „Herr der Trommel", „trokáno iára"[201]). Fast wäre der Handel noch zuguterletzt rückgängig gemacht worden. Plötzlich kam der älteste Oheim des Häuptlings hinzu, der bei dem Kauf nicht zugegen gewesen war, erfaßte sofort die Situation und schrie seinen Neffen wütend an, er sei kein rechter Tuschaua, er sei ein „k u r u m í",[202]) mit anderen Worten „ein dummer Junge" usw. Schmidt drückte ihm als „Schweigegeld" ein großes amerikanisches Waldmesser in die Hand, das er schleunigst beiseite trug.

Die Trommel ist ein Prachtstück ersten Ranges von erheblichem Alter. Sie ist aus e i n e m Stück gearbeitet. Ein mächtiger Zylinder von 1,81 m Länge und 2,15 m Umfang aus sehr hartem Holz, das in der Lingoa geral m i r a t a u á heißt, ist oben mit vier runden, durch einen schmalen Schlitz miteinander verbundenen Schallöchern versehen, durch die allein der Zylinder mit Hilfe von Feuer kunstreich ausgehöhlt ist. In der Mitte ist eine Scheidewand geblieben, die das Innere in zwei Kammern teilt. Diese stehen jedoch durch einen schmalen,

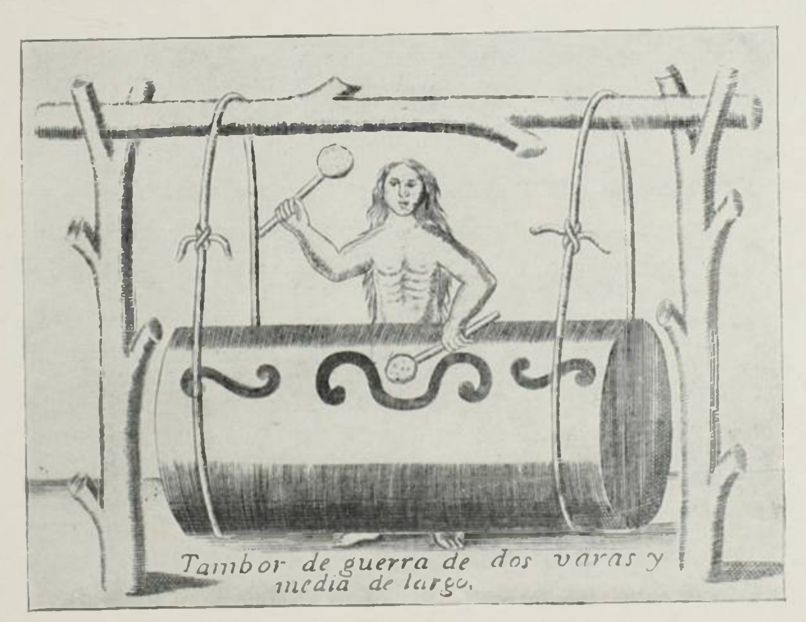


Abb. 157. Kriegstrommel der Caverres. Rio Orinoco.
(Nach Gumilla. 18. Jahrhundert.)

[201]) t r o k ā n o heißen diese großen Signaltrommeln in der Lingoa geral.
[202]) Wörtlich: K n a b e, in der Lingoa geral.

senkrechten Schlitz und einen breiten, am Boden des Trommelzylinders verlaufenden Kanal miteinander in Verbindung. Dadurch, daß an der einen Hälfte der inneren Scheidewand ein Zapfen stehengeblieben ist, der nach unten in den Kanal reicht, werden zwei verschiedene Töne erzielt. (Abb. 156). Die runde Fläche der einen äußeren Seitenwand ist mit gelben Mustern auf dunkelrotem Grunde bemalt.

Der Holzzylinder ruht auf Bastpolstern in zwei Trägern aus verflochtenen Sipós freischwebend an vier starken, schräg gestellten Stützen, die tief in den Erdboden gerammt sind (Abb. 155).

Die Trommel wird mit zwei aus hartem Holz geschnitzten Schlegeln bearbeitet, die am Kopf mit Kautschuk überzogen und mit Faserschnur kreuzweise umwickelt sind. Getrommelt wird mit je einem Schlegel auf die Mitte des Zylinders zu beiden Seiten des Längsschlitzes. Zunächst schlägt die linke Hand mit dem Schlegel auf die eine Seite einige leichtere Schläge; darauf fällt die rechte Hand mit dem anderen Schlegel ein und gibt in stärkeren, zuerst langsamen, dann immer rascher folgenden Schlägen den Hauptton, während die linke Hand, mit schwächeren Schlägen dazwischenfallend, gleichsam die Begleitung liefert. Die Schläge werden rascher und rascher, bis sie zuletzt in einem anhaltenden Wirbel endigen.

Den Schall, dessen Schwingungen durch das Freischweben des Trommelzylinders und seine weiche, elastische Unterlage noch befördert werden, hört man in der Nacht meilenweit, wie ich mich selbst überzeugen konnte.

Von einer eigentlichen T r o m m e l s p r a c h e , wie sie z. B. bei den Duala in Kamerun, die ähnliche Trommeln haben, sehr ausgebildet ist, können wir am Caiarý-Uaupés nicht oder vielleicht n i c h t m e h r reden. Diese Trommeln dienen lediglich zum Signalisieren, als Alarminstrument bei Kriegsgefahr, und um die Nachbarn zu größeren Festlichkeiten zusammenzurufen. Einige Tage vor einem großen Tanzfest wird jedesmal um die Wende der Nacht die Trommel geschlagen, auch am frühen Morgen des Festtages und von Zeit zu Zeit während des Festes zur Flötenbegleitung (Tafel VIII). Beim Trommeln in der Morgenstille werden die Zugänge der Maloka verschlossen gehalten, damit die Tonwellen nicht vom Walde verschluckt werden, sondern sich konzentrieren, durch den Giebel des Hauses entweichen und sich erst über den Gipfeln der Bäume in der freien Luft ausbreiten.

Diese Signaltrommeln sind über einen großen Teil des tropischen Südamerika verbreitet. Nördlich vom Amazonenstrom reichen sie vom Orinoco, wo sie der Jesuitenpater Joseph Gumilla im 18. Jahrhundert genau beschrieben

und abgebildet hat (Abb. 157[203])), über den Caiarý-Uaupés, Yapurá, Içá bis an den Fuß der Cordilleren, wo sie neuerdings der französische Forscher Rivet bei den Jivaro gefunden hat.[204])

Am 13. April fuhr Tuschaua José in einer großen Montaría mit sechs Ruderern nach São Felippe. Er hatte 26 Paneiros Farinha, 28 Hühner und eine Anzahl großer Tragkörbe und Kalabassen geladen, um damit einen Teil seiner Schulden zu bezahlen. Ich gab ihm einen Koffer mit, in den ich alle kleineren Ethnographica der Sammlung verpackt hatte, und einen Brief an Don Germano, worin ich diesen um einige notwendige Ergänzungen meiner Waren bat. Besonders fehlten mir kleine Angelhaken, die neben Perlen zu den am meisten begehrten Tauschartikeln am Caiarý-Uaupés gehören. Auch der Tabak ging auf die Neige, da die ganze Bevölkerung mit uns rauchte.

Der Häuptling rechnete auf Hin- und Rückreise einen Monat. Vor der Abfahrt erteilte er jedem mit seiner lauten energischen Stimme Befehle für die Zeit seiner Abwesenheit und übergab seinem ältesten Oheim mit einigen Worten die Regentschaft. Heulszenen wie in Cururú-cuára am Aiarý fanden hier beim Abschied nicht statt; es ging vielmehr recht heiter dabei zu.

Eines Tages kamen zwei junge, im Gesicht rot bemalte Indianer auf kurzen Besuch, schlanke, hübsche Burschen mit selbstbewußtem Auftreten. Es waren Tuyúka von der großen Maloka Pinókoaliro, die von den Tukáno Pinósero genannt wird, drei Tagereisen flußaufwärts. Sie überbrachten die Einladung zu einem Tanzfest. Die Tukáno hatten sich zu Ehren ihrer Gäste die Gesichter rot überstrichen oder mit Mustern bemalt.

3. Am Cabarý-Igarapé.

Felszeichnungen und Steinaxtschliffe. Samaúma- und Puraquí-Cachoeira. Yapurá-Früchte. Inspektor Antonio. Cabarý-Igarapé. Strenge Etikette. Indianische Spottlust. Tanzfest der Tuyúka und Tukáno. Große Zigarre. Herrlicher Tanzschmuck. Rundtänze. Der Haschischtrank Kaapí. Musikinstrumente. Trahíra-Indianer. Tuyúka- und Uaíana-Sprache. Indianer als Erzieher. Krankenzauber. Makúsklave. Weißes Wasser und Stechmücken. Haustiere. Stirnschmucke, Federstäbe, Sitzschemel und andere Ethnographica. Inspektor Antonio als Führer. Weiterreise.

Am 17. April fuhren wir ab. Meine Ruderer aus Iraïtí hatten gleich bei unserer Ankunft die Montaría über die Parý-Cachoeira und die fast unmittelbar darauf folgende Samaúma-Cachoeira gezogen und in einem kleinen Igarapé

[203]) Joseph Gumilla S. J. Historia natural civil y geográfica de las Naciones situadas en las riveras del Rio Orinoco. Bd. II. Kap. XI. § II und III. S. 101 ff., 104 ff. Barcelona 1791.

[204]) Docteur Rivet: Les Indiens Jibaros. Étude géographique, historique et ethnographique. Extrait de L'Anthropologie. Tomes XVIII et XIX; p. 39—40; fig. 11. Paris 1908.

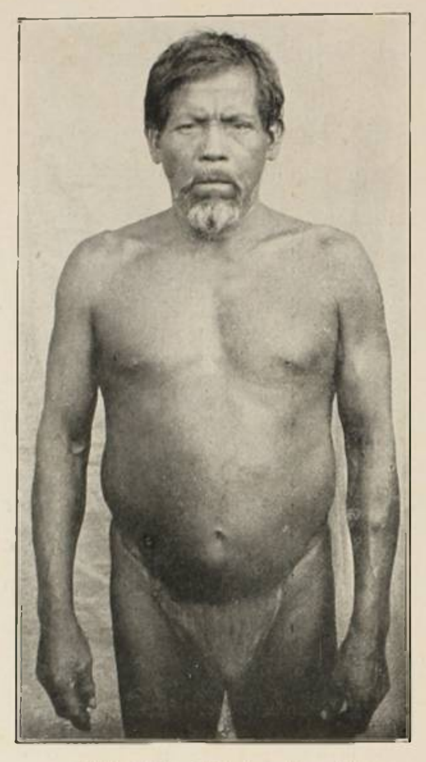


Abb. 158. Tukáno Inspektor Antonio. Rio Tiquié.

untergebracht, der den oberen Hafen von Parý-Cachoeira bildete. Dorthin wurde auf einem Fußpfad unser Gepäck geschafft.

Die Parý-Cachoeira wird durch eine mit Gebüsch bewachsene, kleine Felsinsel in zwei Teile geteilt. Am unteren Ende dieser Insel findet sich ein vom Wasser abgerundeter Felsblock mit zahlreichen Steinaxtschliffen und Ritzzeichnungen, parallelen Bogenlinien[205]), die, wie mir die Indianer erklärten, „tupána"[206]) gemacht habe. Jeder größere Stein in der Cachoeira führt seinen besonderen Namen.

Nach wenigen Minuten Fahrt passierten wir abermals eine Felsecke mit reißender Strömung, die Puraquí-Cachoeira. Auf dem linken Ufer lag ein kleines Tukánohaus, das von dem Großonkel des Tuschaua José mit seiner Familie bewohnt wurde.

Diese drei Cachoeiras sind eigentlich nur drei Abstürze e i n e r Stromschnelle, die durch das hohe, felsige Ufer zur Linken hervorgerufen wird, das den Fluß einengt und bei Parý und Puraquí zu scharfen Biegungen zwingt.

An ruhigeren Stellen fuhren wir sehr gemütlich. Von Zeit zu Zeit holte einer meiner jungen Ruderer seine Panflöte hervor und blies eine Weise, oder sie pflückten Y a p u r á früchte von einem Uferbaum, den die Tukáno d i a b a-t í nennen, weiße, nußartige Kerne in einer mehrfach geschlitzten, rot-grünen Fruchthülle. Wenn die Kerne von der gallebitteren, bräunlichen Substanz, in der sie lagern, durch Waschen befreit sind, schmecken sie vorzüglich, süß wie frische Haselnüsse. Zur Reifezeit werden sie von den Indianern in Körben gesammelt, sauber enthülst und zu einer grauen, käsigen Masse verkocht, die auf Mandiocafladen gegessen wird.

Nachmittags besuchten wir eine Maloka auf dem linken Ufer, wo der „Inspektor Antonio" seinen Sitz hatte, ein alter Tukáno mit schwachem Schnurr- und Vollbart (Abb. 158). Er sprach notdürftig portugiesisch, schien aber

[205]) Vgl. Südamerikanische Felszeichnungen. Seite 65-66 und Tafel 27.

[206]) „Gott" in der Missionssprache. Hier bezeichnet dieses Lingoa geral-Wort offenbar den Stammesheros der Tukáno. Vgl. oben Seite 203.



TUYÚKA IN VOLLEM TANZSCHMUCK.

gerade kein Geisteslicht zu sein. Bald lenkten wir in den Cabarý-Igarapé ein, der auf derselben Seite sein schwarzes Wasser dem Tiquié zuführt. Er soll sehr fischreich sein. Seine Mündung war mit einem Fischzaun abgesperrt. Auf seinem rechten Ufer nahe der Mündung lag eine saubere, geräumige Maloka der Tukáno, das Vaterhaus meines Mandú, wo wir für die nächsten Tage freundliche Aufnahme fanden. Die Begrüßung zwischen Mandú und seinen Angehörigen war sehr kurz und scheinbar gleichgiltig.

Der Indianer versteht es meisterhaft, seine Gefühle, zumal vor Fremden, zu verbergen; doch ist bei ihm der Familiensinn mindestens ebenso tief ausgeprägt, wie beim Europäer, dessen häufig übertriebene Gefühlsäußerungen er verachtet. Die Klage um einen inzwischen Verstorbenen, wie ich sie öfters bei Empfängen am Aiarý beobachtet habe, ist im Grunde leere Zeremonie und hat mit dem Gefühl nichts zu tun.

Der strengen Etikette, die einen ernsten, würdevollen Empfang vorschreibt, unterwarfen sich auch meine Ruderer stets, selbst wenn sie nach einer Abwesenheit von Wochen und Monaten zu ihren Verwandten zurückkehrten. War aber dieser offizielle Teil vorüber, dann ging es an ein stundenlanges, ausführliches Erzählen der Reiseerlebnisse, wobei der Erzähler, unterstützt durch das dem Indianer eigentümliche Nachahmungstalent, gewöhnlich auf Kosten seines weißen Herrn auch nicht die kleinsten humoristischen Einzelheiten vergaß und seine Zuhörer zu wahren Lachsalven begeisterte.

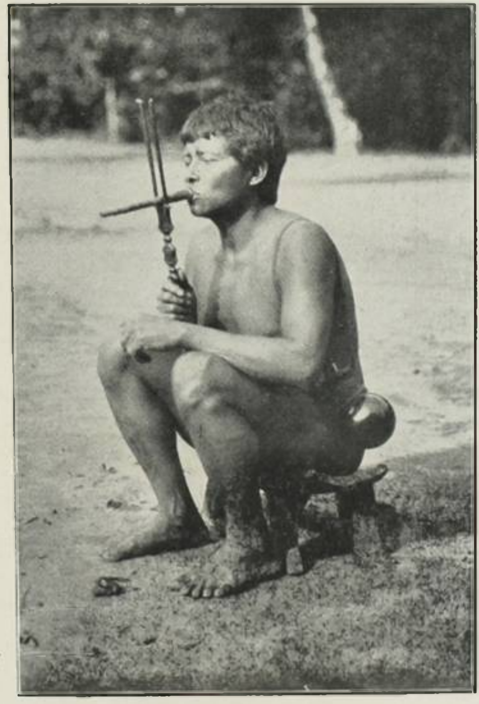


Abb. 159. Tukáno mit der großen Zigarre. An der linken Seite hängt ihm die Coca-Kalabasse. Rio Tiquié.

Oberhalb der Tukáno-Maloka lag am Cabarý-Igarapé eine Maloka der Tuyúka, wo zwei Tage nach unserer Ankunft ein Tanzfest stattfand.

Um drei Uhr fuhren wir alle in der großen, neuen Montaría des Hausherrn dorthin ab. Das Boot war voll froher Menschen in Feststimmung. Auch die beiden Tuyúka, die seinerzeit die Einladung nach Parý-Cachoeira gebracht hatten, fuhren mit uns. Der eine hatte eine Schwester Mandús zur Frau und war mit dieser und seinem gleichalterigen Freunde bei seinen Schwiegereltern

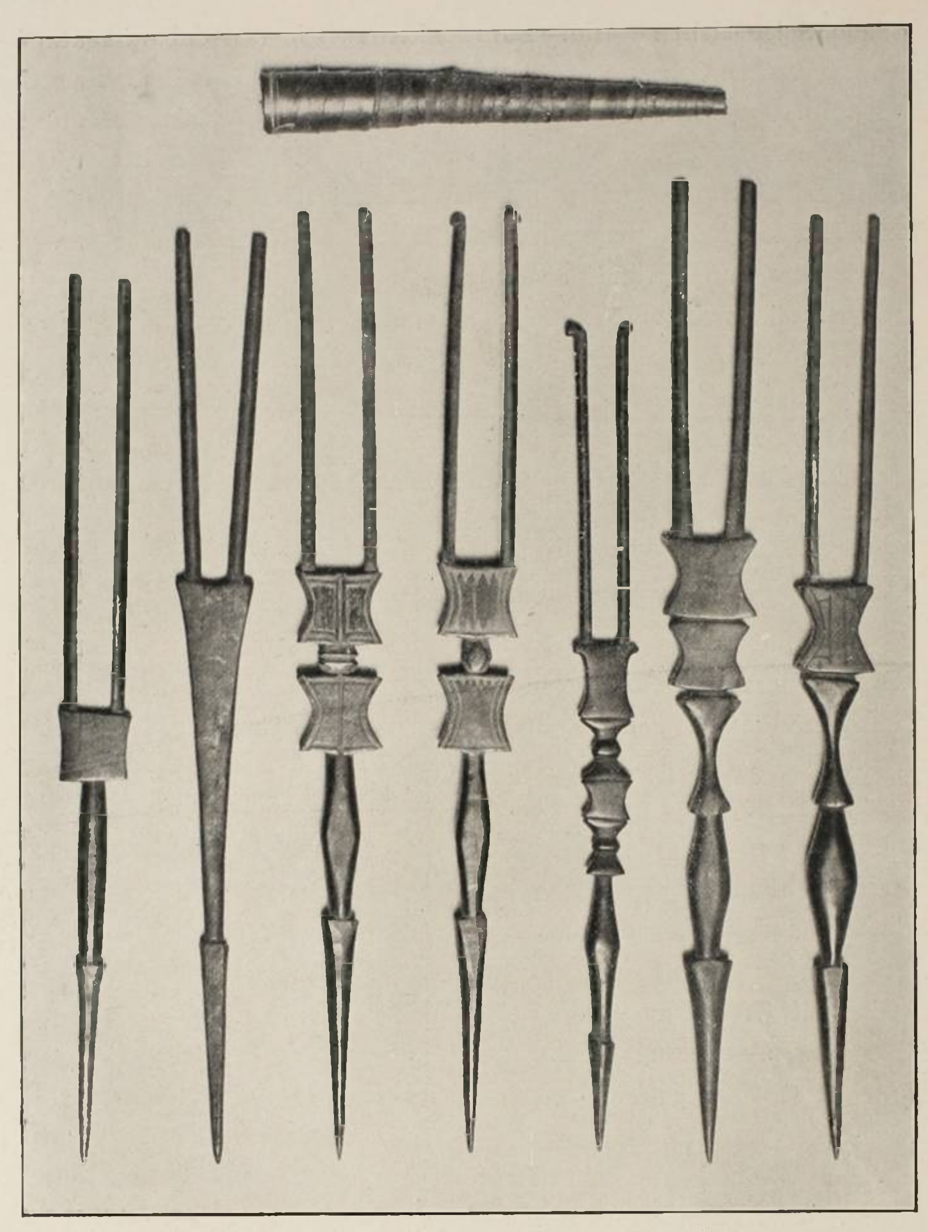


Abb. 160. Große Zigarre und Zigarrengabeln. Rio Tiquié. $^1/_5$ nat. Gr.

zu Besuch. Es begegneten uns noch mehrere Kanus, dicht besetzt mit rot bemalten Indianern. Laut erschallten die Begrüßungen von Boot zu Boot. Jeder einzelne, Mann, Weib und Kind, erhielt wie üblich seinen besonderen Gruß. Auch der Inspektor Antonio und einige alte Bekannte aus Parý-Cachoeira fuhren rasch an unserer schwer beladenen Arche vorüber. Noch während der Fahrt malten sich die Weiber rote Muster ins Gesicht und erwiesen auch Kariuatinga diesen Liebesdienst. Es war ein recht ansehnlicher, zwischen hohen, felsigen Ufern

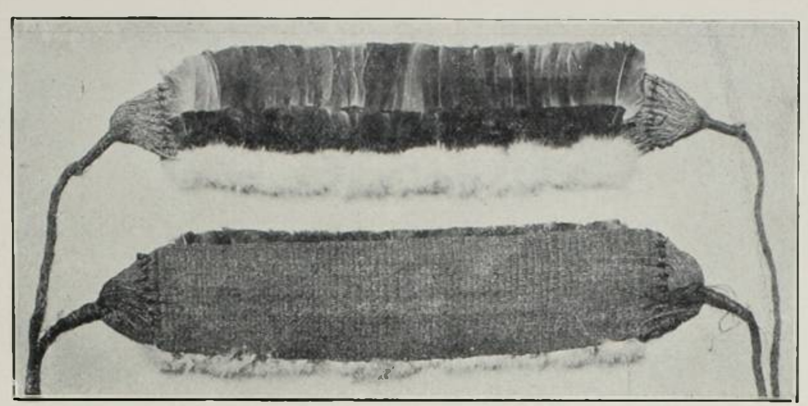
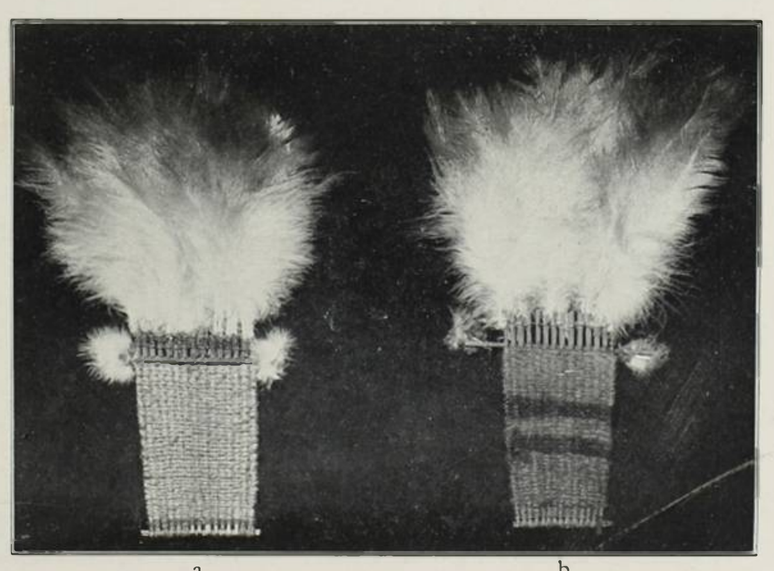


Abb. 161. Breite Federbinde Kangatára. Vorder- und Rückansicht. Rio Tiquié. ca. $^1/_6$ nat. Gr. (Die Federchen sind mit umgebogenen Spulen schindelartig übereinander auf einer aus Faserschnur geflochtenen Binde befestigt. Lange Stricke aus Affenhaaren dienen zum Zusammenbinden.)

dahinströmender und vielfach von kleinen Felsinseln durchsetzter Igarapé. Nach kurzer Fahrt kamen wir an die brausende Periquito-Cachoeira, k e χ k é r o - p o ë a in der Tukánosprache, so benannt nach den zahllosen grünen Papageien (k e χ k é r o), die dort ihren Trinkplatz haben. Wir ließen unsere schwere Montaría am Fuß des Falles zurück und gelangten auf einem schmalen Richtwege durch den Wald zur Tuyúka-Maloka, die von der Höhe der gegenüberliegenden lehmigen Uferwand zu uns herübergrüßte. Mit einem Kanu wurden wir übergesetzt.

Die Maloka war nicht sehr groß; sie hatte nur acht Feuerstellen. Eine Menge Menschen war schon anwesend, alle am ganzen Körper mit geschmack-



a. b.

Abb. 162. Aufstecker aus weißen Geierfedern. Rio Tiquié. $^1/_6$ nat. Gr.

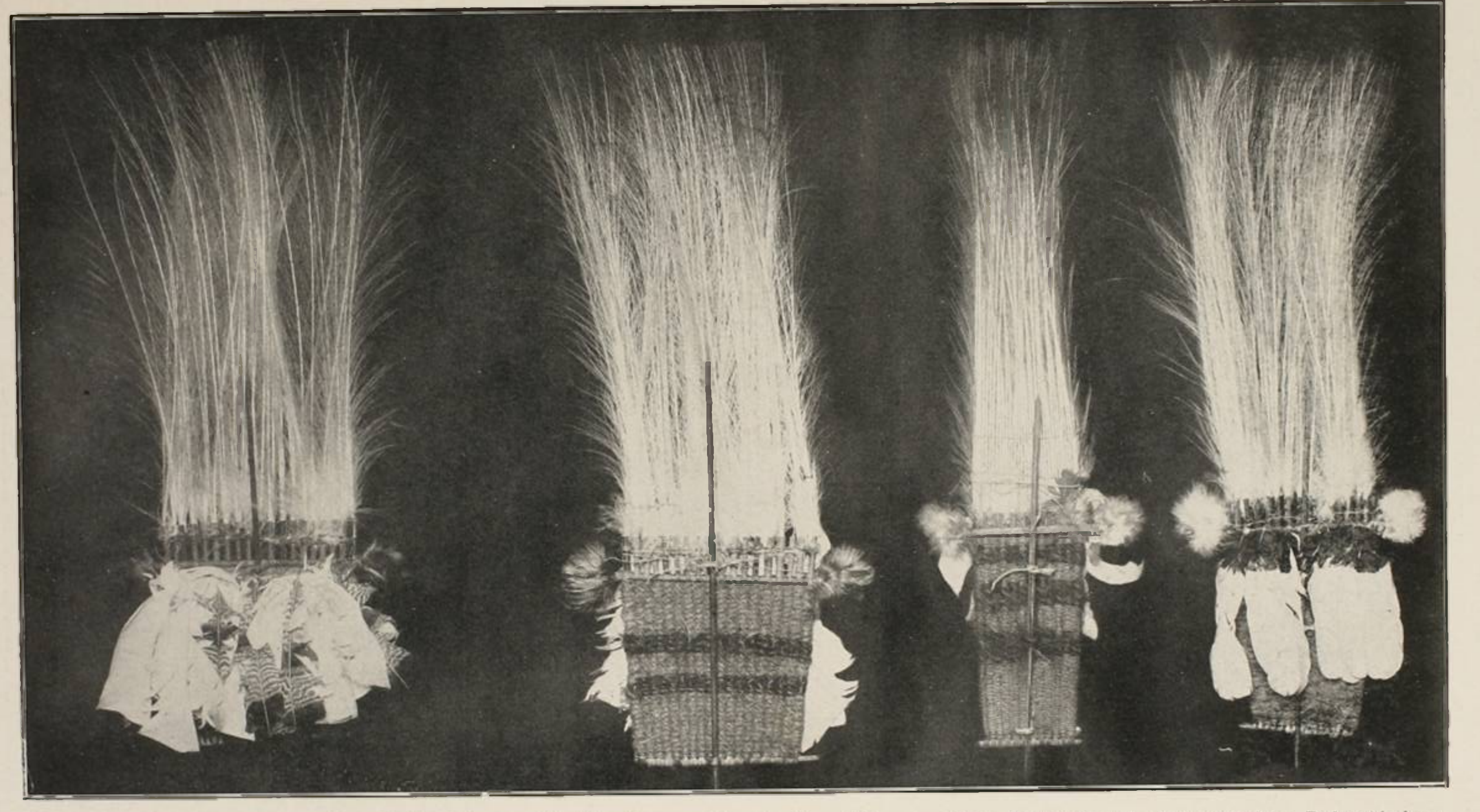


Abb. 163. Aufstecker aus weißen Reiherfedern. Rio Tiquié. ca. $^1/_6$ nat. Gr. (Die einzelnen Federbüschel sind zwischen Rohrstäbchen geklemmt, die durch Palmfasern (162 a), Affen- und Menschenhaaren (162 b und 163) miteinander verflochten und bisweilen auf der Rückseite mit verschiedenartigen kleinen Federn behängt sind. Stäbchen aus Palmholz, die oben und unten über das Flechtwerk gebunden sind, geben ihm einen festen Halt. Zum Feststecken im Kopfputz dient ein zugespitzter Stab aus Paxiúbaholz, der in zwei Bastschlingen hängt.)

vollen Mustern festlich bemalt, auch Gäste von einer zweiten Tukáno-Maloka, die an demselben Igarapé weiter aufwärts lag. Von den Männern und Jünglingen, die im Hause nahe dem Ausgang sich in einer Reihe aufgestellt hatten, wurden wir mit lautem „hé-hé-hé"-Geschrei empfangen. Diese Tuyúka waren durchschnittlich prachtvolle Indianergestalten mit edelgeschnittenen Gesichtszügen und feingebogenen Nasen, schönere Typen als die Tukáno mit ihren meist gedrungenen Körpern und breiten Gesichtern.

Die Empfangszeremonie war endlos. Reihenweise hintereinander traten die Wirte zu uns heran und begrüßten jeden einzelnen mit lautem, monotonem Geplapper. Erst dann konnten wir uns in einer Ecke häuslich niederlassen. Fortgesetzt wurden große Kalabassen voll goldgelben, wohlschmeckenden Kaschirí gereicht. Es war aus den Früchten der Pupunhapalme bereitet, denen eine ziemliche Quantität Zuckerrohrsaft, gekochte und zerstampfte Bataten und andere Knollen zugesetzt werden. Eine Riesenzigarre, in eine schön geschnitzte Holzgabel geklemmt, machte die Runde. Wer während der Unterhaltung nicht rauchen wollte, steckte die Gabel mit dem spitzen Ende vor sich in die Erde (Abb. 159 und 160). Auch Coca wurde angeboten.

Die langweiligen Höflichkeitsphrasen wiederholten sich von Zeit zu Zeit zwischen Wirten und Gästen die ganze Nacht hindurch. „Inspektor Antonio", der sich wegen seiner europäischen Übertünchung mehr dünkte als diese Söhne der Wildnis, sagte zu mir: „Wenn diese Tapuyos miteinander sprechen, so klingt es wie Papageiengeschnatter!" — So unrecht hatte er nicht.

Ich hatte ihn übrigens unterschätzt. Er war bei näherem Bekanntwerden ein recht intelligenter alter Kerl und konnte daher für meine Zwecke wohl brauchbar sein. In seiner Jugend hatte er auf einem Amazonasdampfer als Heizer gedient und war bis zum Purús gekommen; daher seine portugiesischen Kenntnisse. Leider wurde neben dem harmlosen Kaschirí von einem alten Tuyúka auch Cachaça kredenzt, glücklicherweise nur wenig. Man hatte das Giftzeug von weißen Händlern eingetauscht, die nur selten diese entlegene Gegend besuchen.

Gegen Sonnenuntergang wurden die Tuyúka von einigen älteren Männern zum Tanze geschmückt; eine umständliche Prozedur, die etwa eine Stunde dauerte. Um den wertvollen Federschmuck nicht durch Schweiß zu beschmutzen, wurde dem Tänzer zunächst ein schmales Band aus weissem Baumbast fest um den Kopf gelegt, so daß die Stirnhaare ein wenig darunter hervorschauten. Darüber band man die herrliche Kangatára[207]), eine breite Federbinde aus den

[207]) Lingoa geral; a k á n g a = Kopf.



a. b.
Abb. 164. Armschmuck der Tänzer. Rio Tiquié. ca. 1/5 nat. Gr.

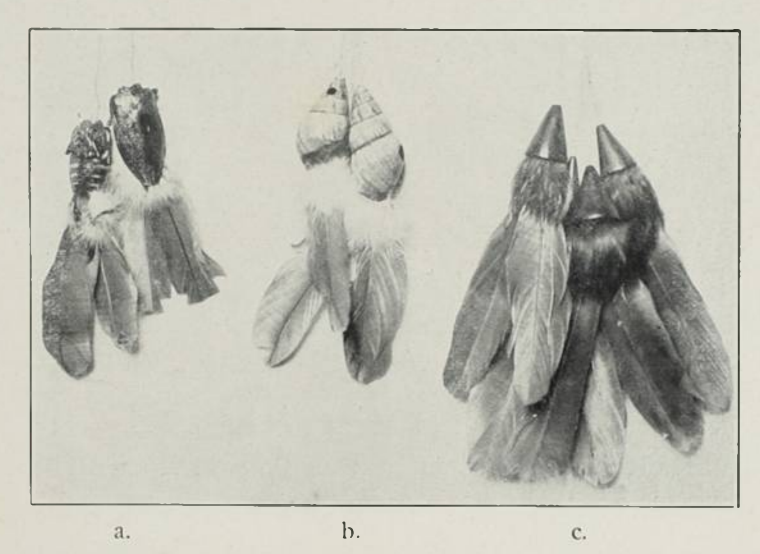
leuchtend gelben und roten Federchen des Aracánga[208]), umsäumt von den weißen Flaumfedern des Urubutinga-Geiers[209]). Hinten wurde sie weit überragt von einem breiten Aufstecker aus feinen weißen Reiherfedern; eine lange Schwanzfeder des roten Arára, von deren Mitte eine weiße Feder herabhing, war dort horizontal eingesteckt. Die durch einen Knochensplitter verstärkte Spule der Ararafeder war mit einer Krause aus Papageifedern umwunden und durch eine runde, in der Mitte durchbohrte Kalabassenscherbe oder Scheibe aus Gürteltierschale gezogen. In den durchbohrten Ohrläppchen hingen halbierte und blankgeputzte Messinghülsen von Winchesterpatronen, die bei den Bewegungen des Tänzers hell erklangen. Hinter jedem Ohr stak mit der Fahne nach vorn eine weiße Feder. Hals und Brust zierten reicher Silberschmuck und der kostbare Quarzzylinder. Die Haare wurden am Hinterkopf in einen Schopf zusammengefaßt, der mit Hilfe eines daruntergelegten Bananenblattstengels und langer, aus Affenhaaren geflochtener Stricke, die Haar

Abb. 165. Kniebänder. Rio Tiquié. ca. 1/4 nat. Gr. (Das oberste Band ist unfertig.)

208) Psittacus macao; auch roter Arára genannt. Die orangegelbe Färbung der Schulterfedern wird von den Indianern künstlich am lebenden Vogel hervorgebracht. Vgl. oben S. 84.

209) Cathartes spec.

und Stengel dicht umwickelten, zu einem künstlichen Zopf verlängert wurde[210]). Über den Zopfansatz wurde horizontal ein Jaguarknochen gebunden, der den Halt gab für dicke Bündel von Affenhaarstricken und Federbälge des weißen Reihers, die lang über den Rücken herabwallten. Am linken Armgelenk trug jeder Tänzer eine Quaste aus Affenhaarstricken und bunten Federn, die über einer glänzend schwarz polierten und mit Ritzmustern verzierten Tucumáfruchtschale befestigt waren. An einigen Quasten hingen auch die rötlich-grün schimmernden, metallisch klingenden Flügeldecken des Buprestiskäfers. Kunstvoll aus feinen Curauáfaserschnüren in Mäandermustern gewebte Bänder, die mit gelber Tonfarbe überstrichen und an der



a. b. c.

Abb. 166. Federtroddeln. a. mit Buprestis-Käfern, b. mit Schneckenschalen, c. mit Tucumá-Fruchtschalen. Rio Tiquié. ca. 1/4 nat. Gr.

Außenseite mit zierlichen Federtroddeln geschmückt waren, umspannten die Beine der Tänzer unterhalb der Knie. Die Lenden umschloß ein wertvoller Gürtel aus aufgereihten Zähnen des Jaguar oder Wildschweins, von dem vorn ein langer, mit roten, selten mit blauen Mustern bemalter Schurz aus weißem Bast herabhing (Abb. 161—168 und Tafel IX und X).

Die Tuyúka gaben diesmal den Ball. Die Tukáno waren nur ihre Gäste und Zuschauer; sie tanzten für sich, stellten aber ihren Galaschmuck, den der ältere Bruder Mandús in Verwahrung hatte, den Wirten zur Verfügung.

Das Fest wurde eingeleitet durch einen Tanz der Tuyúka, der im Hause stattfand. Die Tänzer gingen von einem Gast zum andern und verkündigten mit einigen kurzen Worten den Beginn des Tanzes. Dann traten sie in einer

[210]) Eine Erinnerung an die Haartracht der Väter. Vgl. weiter unten.

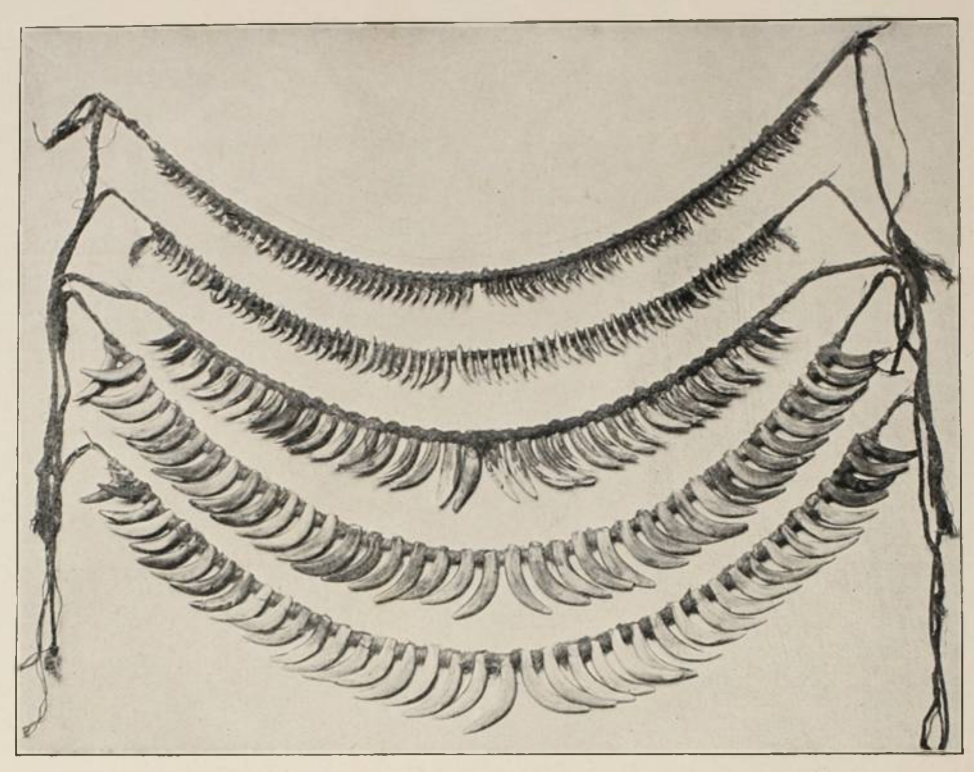


Abb. 167. Tanzgürtel aus Affen-, Wildschweins- und Jaguarzähnen. Rio Tiquié. 1/6 nat. Gr.

langen Reihe an, das Gesicht dem Eingang zugewendet. Die rechte Hand ruhte auf der linken Schulter des Nebenmannes; die linke hielt ein Bündel Klappern aus halbierten Fruchtschalen, die den Tanzschritt akzentuieren sollten. Zunächst stampften sie unter rhythmischem Rasseln mehrmals auf der Stelle; dann setzte der Gesang ein, der, anfangs langsam und leise, allmählich anschwoll und immer rascher wurde. Die Tänzer bewegten sich in weit ausholenden Schritten mit wippenden Knien, wesentlich im Viervierteltakt, bald nach rechts, bald nach links, einen Sprungschritt vorwärts mit kräftigem Aufstampfen und geschmeidigem Beugen des Oberkörpers, so daß die hohen Reiherfedern mit ihren zitternden Spitzen fast den Boden berührten, einen kürzeren Schritt ohne Stampfen rückwärts. Bald nahmen junge Weiber am Tanze teil. Sie waren nackt bis auf das schön gemusterte Perlenschürzchen (Abb. 169) [211]) und die gelben Kniebänder. Sie traten so zwischen die Tanzenden, daß der eine Tänzer, dessen rechte Hand auf der linken Schulter des Nebenmannes lag, mit dem freien Arm den Nacken der Frau umschlang, die die Hüften ihrer beiden Partner umfaßt hielt. So trippelten die Schönen eifrig mit. Der Tanz ward zur raschen Runde um die älteren Frauen herum, hauptsächlich „Ballmütter", die inmitten des Hauses

[211]) Diese Perlenschürzchen werden über einem einfachen Rahmen gewebt.

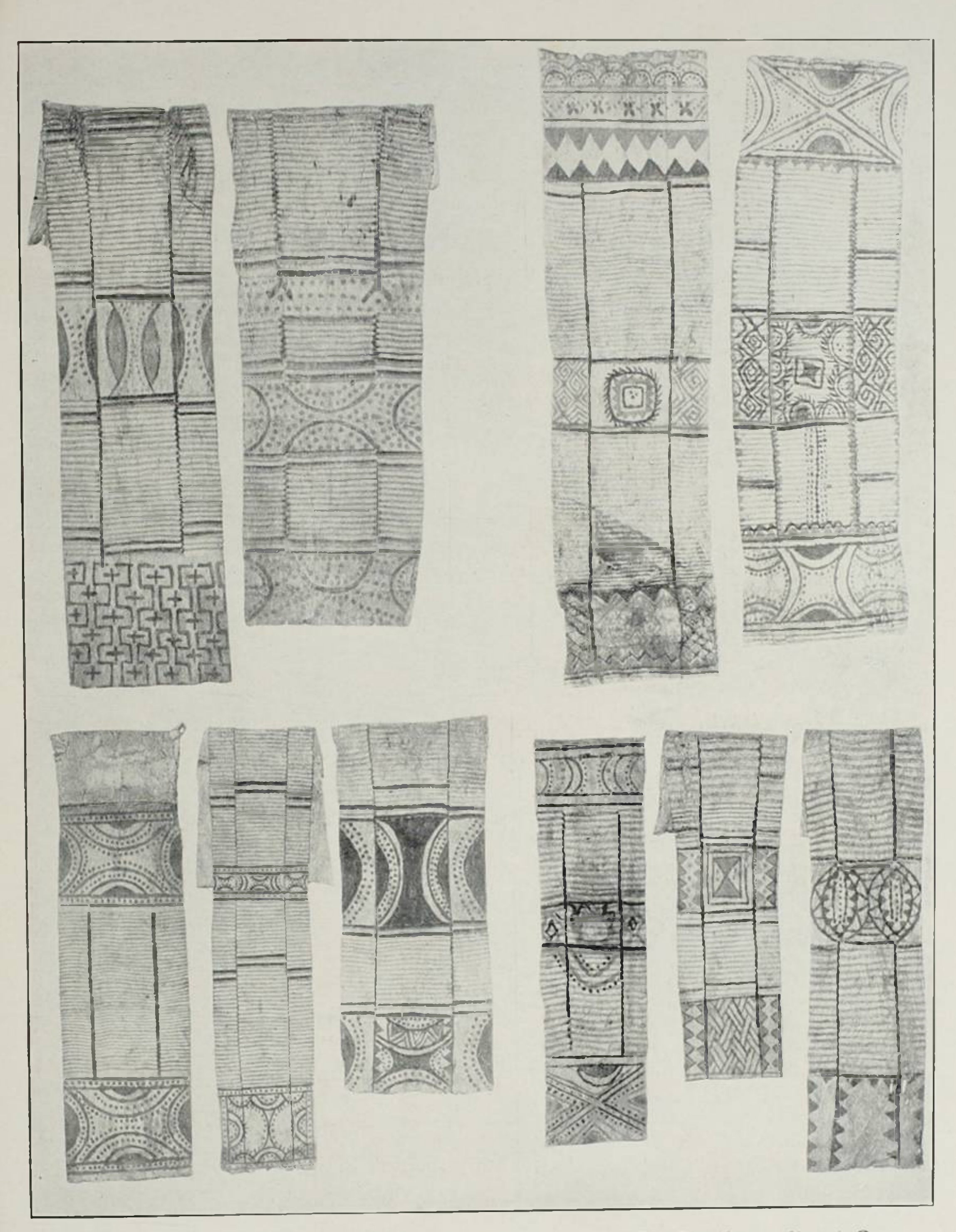


Abb. 168. Tanzschurze der Männer aus bemaltem Baststoff. Rio Tiquié. ca. $^1/_8$ nat. Gr. (Der mittlere Teil des Schurzes ist gefältelt; der obere, umgeklappte Teil wird unter den Gürtel geklemmt.)

zu beiden Seiten des Mittelganges am Boden hockten und schwatzten. Nach einiger Zeit traten die jungen Tänzerinnen zurück. Eine Weile steigerte sich der Tanz noch zum wildesten Fortissimo. Mit weiten und doch regelmäßigen Sprüngen tanzten die Männer eine letzte Runde. Der Boden erdröhnte von dem kräftigen Aufstampfen. Es war ein Genuß, diese elastischen und doch kraftvollen Gestalten zu sehen, in ihrem farbenreichen Schmuck, der sich dem weichen, braunen Ton der Haut harmonisch anschmiegte und den das bisweilen aufflackernde Licht der Fackeln nur noch leuchtender hervortreten ließ. Man fühlte sich um Jahrhunderte zurückversetzt, in die Zeit, als noch nicht des weißen Mannes Fuß den Boden ihrer Heimat betreten hatte. Wie viel schöner sind doch diese ebenmäßigen Körper in ihrer reinen Nacktheit, als wenn sie mit Kleidern oder Kleiderfetzen behängt sind!

Der Gesang paßte sich dem flotten Tempo des Tanzes an; eine ernste, durchaus nicht monotone, ich möchte sagen kriegerische Weise von strengem Rhythmus. Zum Schluß standen die Tänzer wie am Anfang in einer Reihe, stampften noch einige Male an der Stelle und gingen nach dem üblichen Schrei und gellendem Pfiff zwischen den Zähnen auseinander.

Der Tanz dauerte sehr lange und bestand aus einzelnen Abteilungen, die sich aber im großen und ganzen gleichblieben. Zu bewundern war bei dieser gewaltigen Anstrengung die unermüdliche Ausdauer der Tänzer, denen zuletzt der Schweiß in Strömen vom Körper rann. Nach jeder längeren Tour ging ein älterer Mann von einem Tänzer zum andern und klopfte mit einem elastischen Stäbchen den Staub von der kostbaren Federbinde.

Mandús Schwager, der schöne Häuptlingssohn aus Pinókoaliro, war Vortänzer (Tafel IX und X). Er tanzte in der Mitte der Kette, gab Ton und Tempo an und markierte den Schluß einer jeden Tour. Jede seiner Bewegungen setzte sich gleichsam wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Kette fort. Den äußersten Tänzern hatten sich, wie ich es seinerzeit auch am Aiarý gesehen hatte, einige halbwüchsige Jungen mit einfachen Federreifen um den Kopf angeschlossen, damit sie den Tanz beizeiten lernten. Sie suchten schon wacker mitzutun, wurden aber durch die langen Schritte der Erwachsenen zum Jubel der Zuschauer bald hierhin, bald dorthin geschleudert.

Die Tukánogäste hockten währenddessen auf niedrigen Schemeln rechts und links vom Eingang und brachen zum Schluß in ein lautes Geschrei der Anerkennung aus.

Nun wurde von einem Tuyúka, der einfacher geschmückt war als die Tänzer, ein elegant gearbeitetes Tongefäß hereingebracht. Es war mit K'a a p í gefüllt, dem beliebten Reizmittel der Uaupésindianer bei ihren großen Tanzfesten,

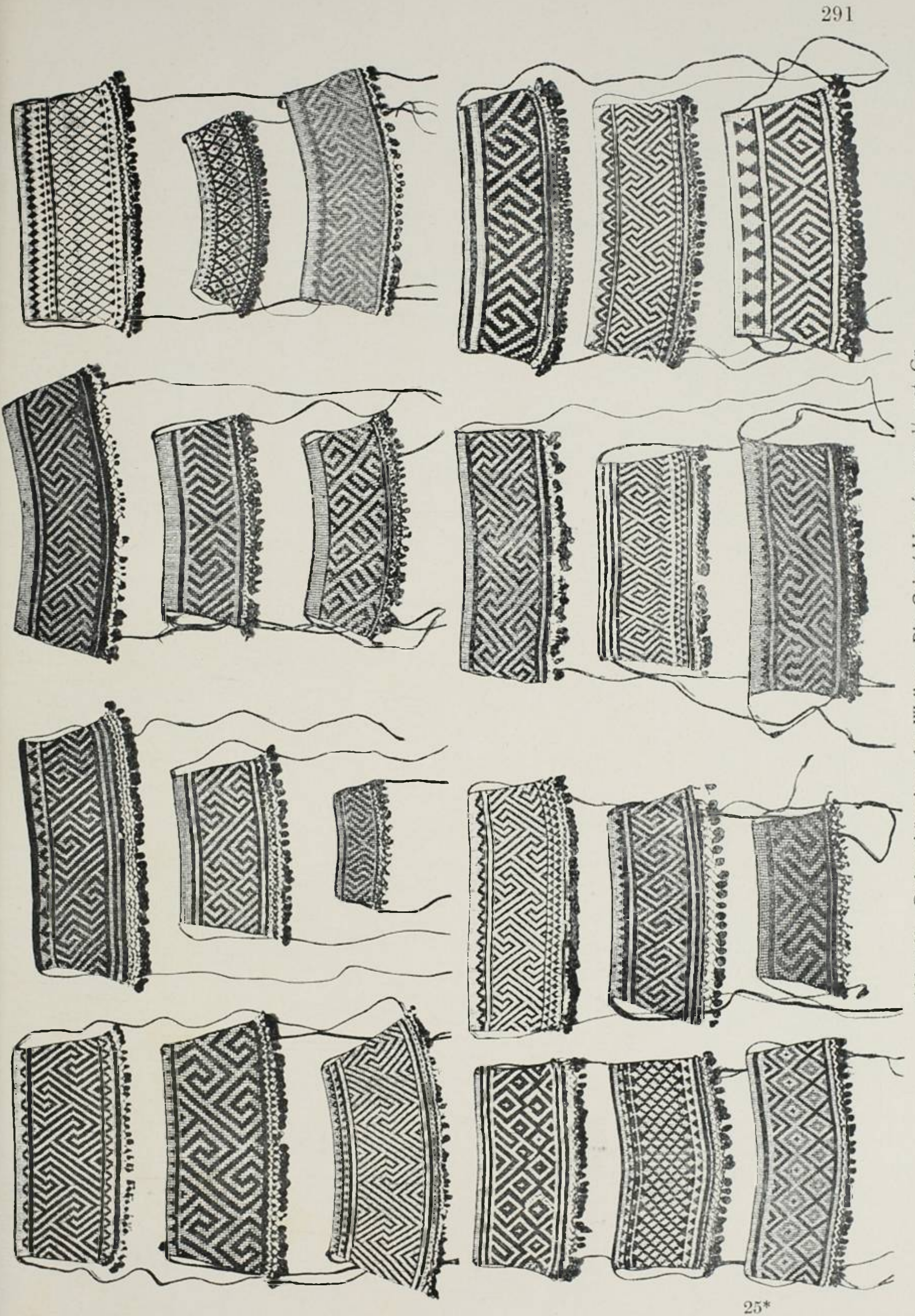
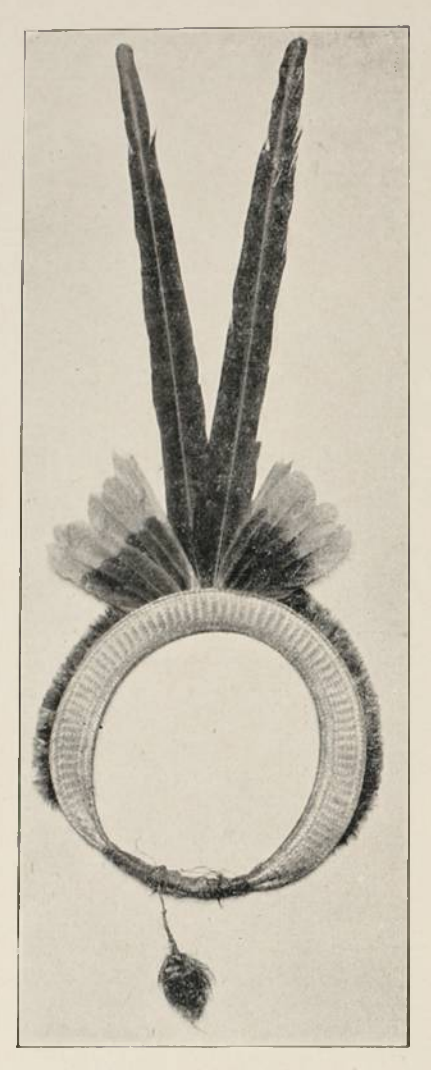


Abb. 169. Perlenschürzchen der Weiber. Rio Caiary-Uaupés. ca. $^1/_6$ nat. Gr.



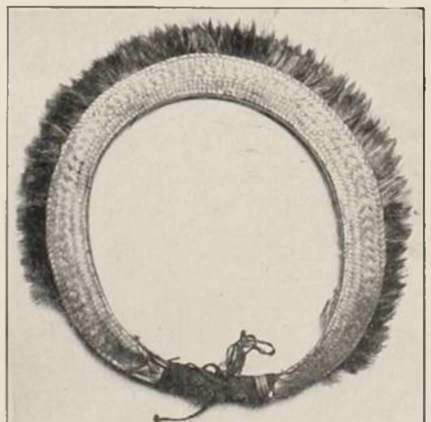


Abb. 170. Kopfreifen. Rio Tiquié. ca. $^1/_6$ nat. Gr.

dessen Genuß angenehme Halluzinationen hervorruft. Mit einem Aufstampfen des rechten Fußes und „má!“-Schrei setzte er das Gefäß vor den Tänzern nieder, die im Halbkreis herumsaßen. Er rührte das kostbare Gebräu, das wie Jauche aussah, mit einem Stäbchen tüchtig um und füllte mit einer kleinen, innen rot bemalten Kalabasse eine andere, die er jedem der Tänzer der Reihe nach zum Austrinken kredenzte (Abb. 177). Dann ehrten die Tukáno die Tänzer, indem sie ihnen Kaschirí brachten. Im Gänsemarsch, mit ganz eingeknickten Knien fast am Boden hinkriechend, kamen sie in Schlangenlinien rasch daher und reichten ihren Wirten unter lautem „má-má-má!“ in gewaltigen Kalabassen den Labetrunk.

Nach einer kurzen Pause, die von den Tukáno mit Musik auf Panflöten, kleinen Pfeifen aus Hirschknochen und anderen Instrumenten ausgefüllt wurde, wiederholten die Tuyúka ihren Tanz. Darauf ließen sich die Tukáno vor dem Haus von ihren Weibern festlich schmücken. Sie trugen nur einfache Federkronen in geflochtenen Strohreifen um den Kopf, Federkämme mit Rückenschmuck hinten im Haar (Abb. 170 bis 172). Den Scheitel bedeckte eine Art Haube aus losen Entendaunen, die infolge häufigen Durchknetens mit Baumasche zusammenhielten. Die prächtigen Zahngürtel und bemalten Bastschurze fehlten; sonst glich ihr Schmuck dem der Tuyúka. Die Klappern, die jene in der rechten Hand getragen hatten, waren bei den Tukáno um den rechten Fußknöchel gewunden (Abb. 173). In der linken Hand hielten sie einen langen Stab, der bei den Vortänzern durch eine Kürbisrassel ersetzt

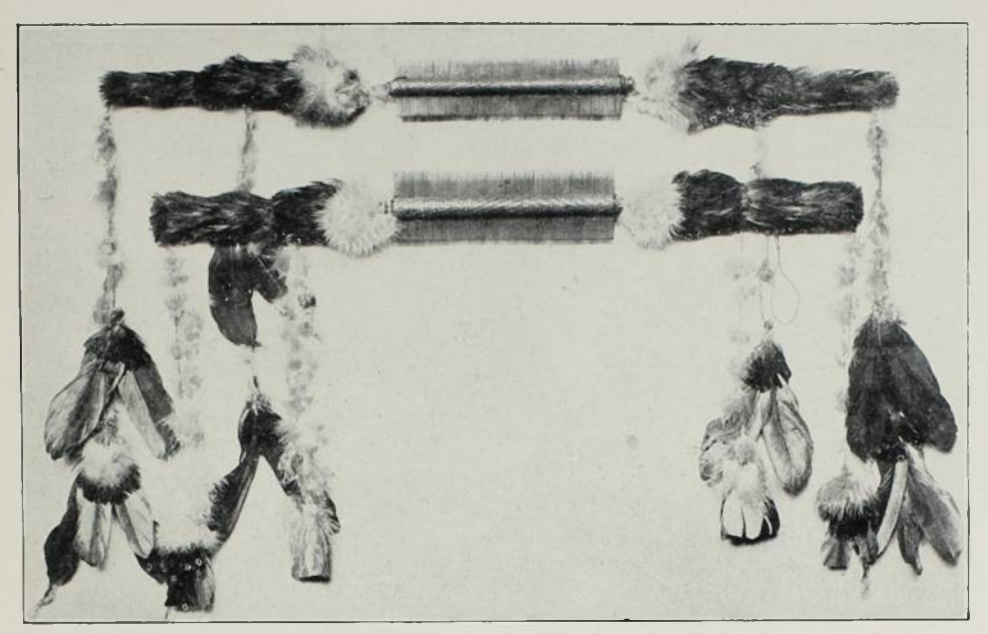


Abb. 171. Tanzkämme. Rio Tiquié. ca. 1/6 nat. Gr.

war. Einige trugen Büschel wohlriechender Barábläatter unter der Hüftschnur.

Auch sie tanzten in einer offenen Runde, zwei Vortänzer in der Mitte, zunächst auf dem freien Dorfplatz, dann im Haus, in demselben flotten Tanzschritt wie die Tuyúka. Der Takt, den die Vortänzer mit ihren Kürbisrasseln angaben, wurde von den übrigen durch Aufstampfen mit den Stäben betont. Auch hier nahmen eine Zeitlang die Weiber in gleicher Weise am Tanze teil. Bald aber traten sie zur Seite der Männer und tanzten außerhalb des Kreises, indem sie immer zwei Schritte vorwärts und zwei Schritte rückwärts machten und bald die linke, bald die rechte Hand auf die Schulter ihres Tänzers legten, der seine Partnerin mit dem rechten Arm um die linke Hüfte faßte. Der Tanz endete unter dem Beifallsgeschrei der Tuyúka, die diesmal die Zuschauer bildeten und nun ihre Gäste mit Kaapí und Kaschirí bewirteten. Auch die alten Herren bekamen ihr Kaapí; der Inspektor trank sogar, wie er mir stolz erzählte, drei kleine Kalabassen davon; als „moço" (Jüngling) habe er noch viel mehr trinken können.

Die Tukáno-Jünglinge tanzten von Zeit zu Zeit eine Art „Chassé-croisé" zu zwei Paaren, indem sie unermüdlich hin und wider sprangen und ihren Panflöten eine gellende Weise entlockten. Bisweilen kamen zwei von ihnen emsig flötend in das Haus hinein und tanzten dort so lange umher, bis sich ihnen zwei nackte Mädchen anschlossen, mit denen sie allmählich im nächtlichen Dunkel verschwanden. — —

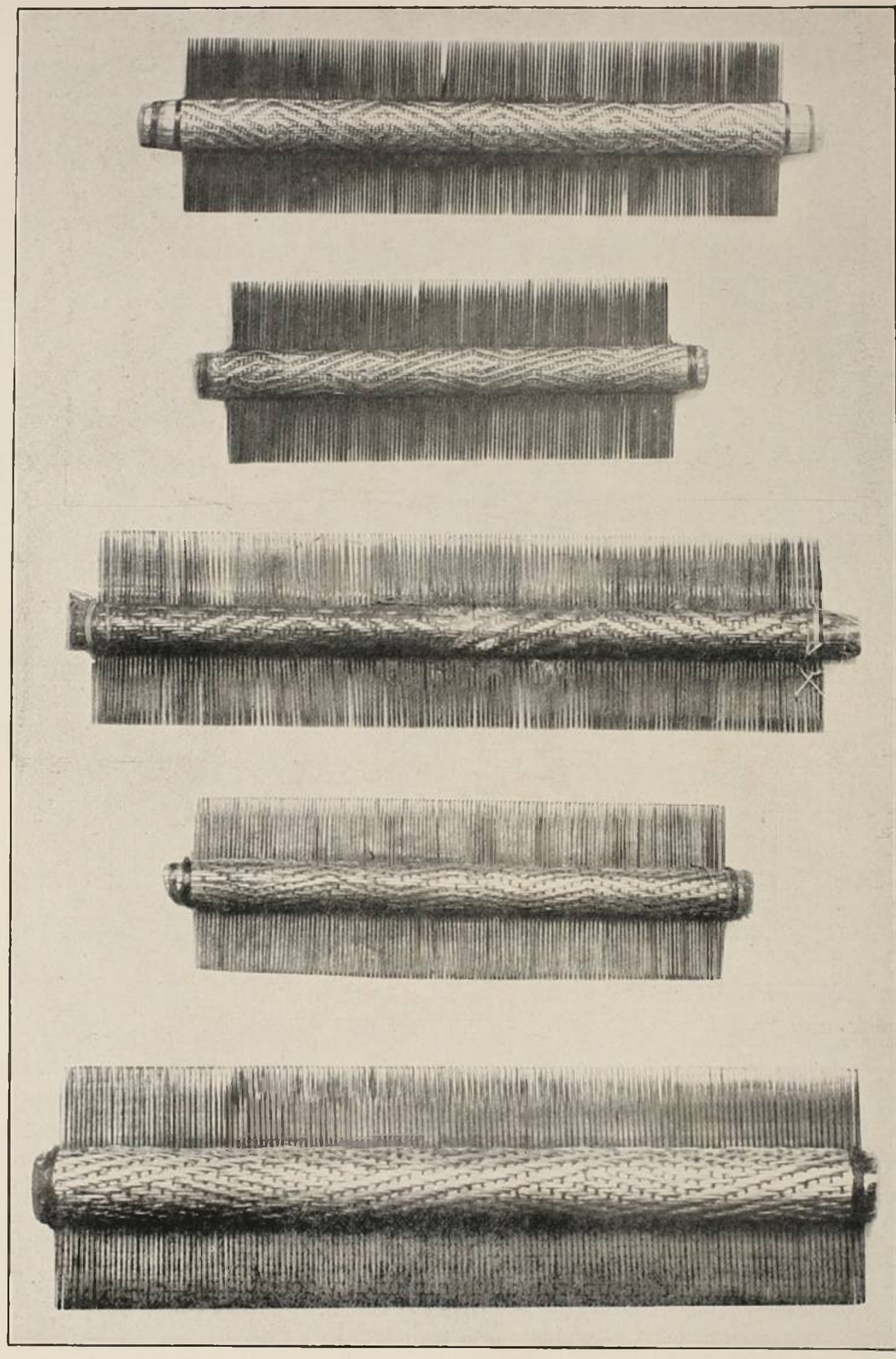


Abb. 172. Gebrauchskämme. Rio Caiarý-Uaupés. ca. $^1/_2$ nat. Gr.
(Die Zähne des Kammes, feine Palmholzsplitter, sind zwischen zwei Rohrhälften geklemmt, die mit sehr feinen Rohrstreifen in verschiedenen Mustern umflochten sind. Beim Tanz werden in die beiden Enden des Kammes Federstäbe gesteckt, Abb. 171.)

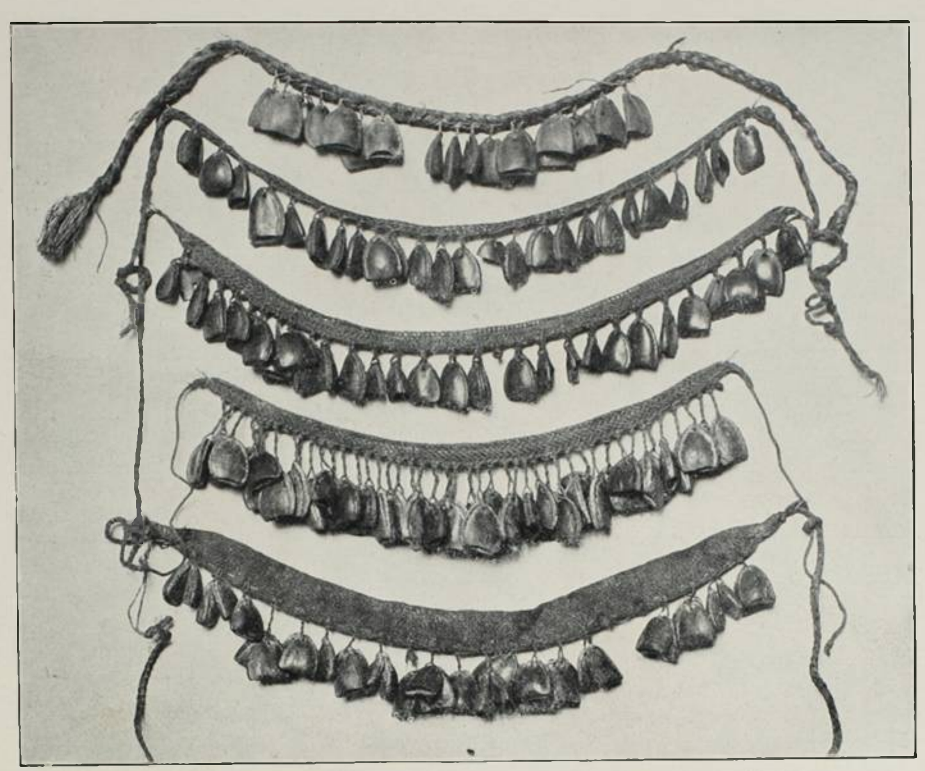
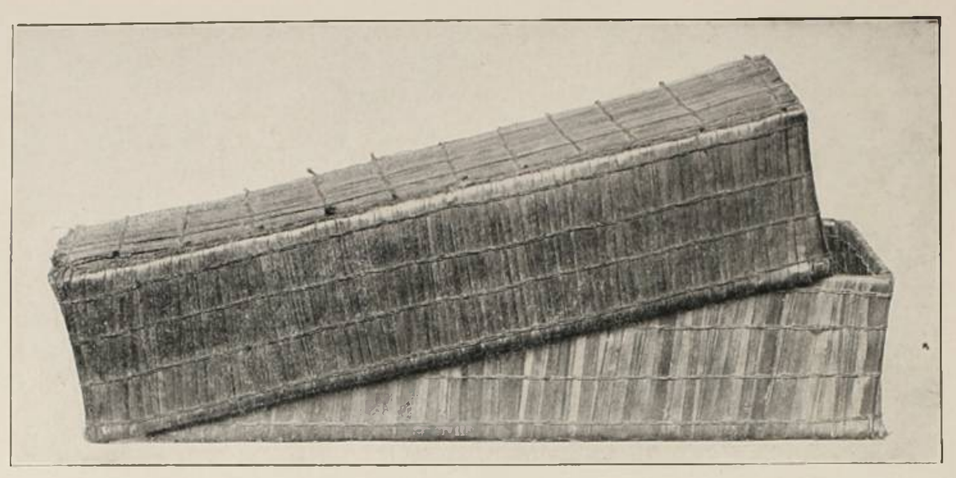


Abb. 173. Fußklappern aus Fruchtschalen. Rio Aiary und Rio Tiquié. ca. 1/7 nat. Gr. (Die oberste Fußklapper stammt von den Siusí; die übrigen stammen von den Tukáno, Tuyúka und Desána.)

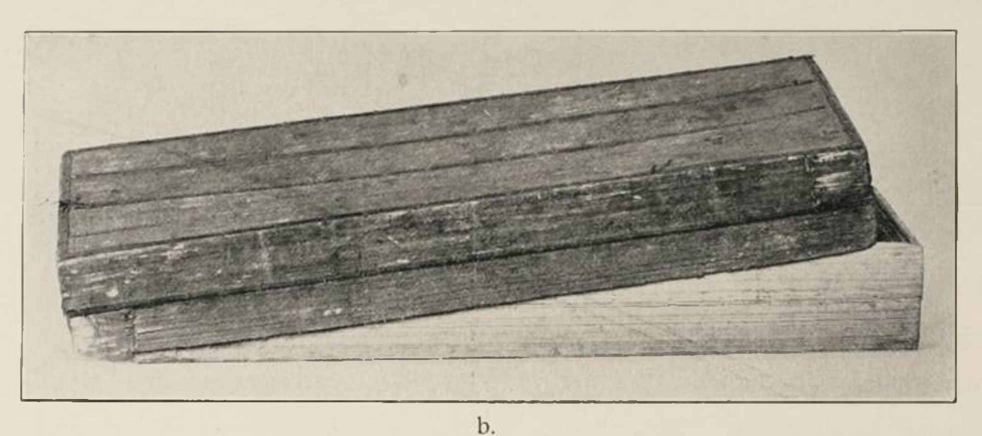
So ging es die ganze Nacht in abwechselnden Tänzen der Tuyúka im Haus, der Tukáno meistens auf dem Dorfplatz. Die Tukáno-Weiber hatten sich draußen in der sternfunkelnden herrlichen, Tropennacht ein Feuer angezündet und hockten dabei. Auch einige ältere Herren wärmten daran ihre steifen Knochen, ließen fleißig die Coca-Kalabasse und die Riesenzigarre kreisen und hielten endlose plappernde Gespräche bis zum frühen Morgen. Diese Indianer haben eine fabelhafte Ausdauer im Stillsitzen: ich beobachtete einen alten Tuyúka, einen außergewöhnlich langen Kerl; er saß stundenlang unbeweglich wie der steinerne Gast auf einem niedrigen Schemel, ohne eine Miene zu verziehen; so saß er um 11 Uhr, als ich einschlief, und so saß er noch beim Morgengrauen, als ich wieder erwachte.

Das Zeremoniell spielte wieder während des ganzen Festes eine Hauptrolle. Bisweilen schrie ein älterer Mann den Jünglingen ein lautes aufmunterndes „Yeõmaχkö!" (mein Sohn!) zu — „Prosit! Ihr Füchse!"

Speisen wurden leider nicht gereicht, wie selten bei Tanzfesten. Das Kaschirí liefert Trank und Speise, sagen die Indianer, die freilich sehr genügsam sind. Doch ging unter den älteren Herren eine Kalabasse mit gerösteter



a.



b.

Abb. 174. Kasten zum Aufbewahren des Federschmucks. Rio Caiarý-Uaupés.
ca. 1/6 nat. Gr. (a. ist aus Palmblättern gearbeitet, b. aus dem Mark eines Baumes.)

Mandiocastärke um, die mit Hilfe eines Stückchens trockenen Bananenblattes, ähnlich wie Coca, genommen wurde. Der Inspektor, der schon des Guten erheblich zuviel getan hatte, brachte uns von Zeit zu Zeit davon und rettete uns so vor dem Verhungern.

Ich hatte endlich genug, ließ mir durch Freund Antonio eine Hängematte besorgen und schlief in einer Ecke des Hauses, trotz des unbeschreiblichen Lärmes „fest, doch etwas unbequem“.

Gegen zwei Uhr nachts weckte mich Schmidt; das Kaapí tat bei den Tänzern seine Wirkung. Sie erhoben unter heftigen Gestikulationen ein wüstes Geschrei und liefen dann paarweise mit eingeknickten Knien und kurzen raschen Schritten im Mittelgang hintereinander her. Unter dem rechten Arm eingegeklemmt hielt ein jeder mit beiden Händen einen Stab schräg abwärts und schaute mit wilden Blicken vor sich hin, als wenn er einen schnell enteilenden

Feind töten wollte, den er vielleicht in seinem Haschischrausch sah. Wütend stachen sie in den Boden. Doch enttäuscht drehten sie sich um, schwangen ihre Stäbe mit lautem Geschrei und liefen dann nach einer anderen Richtung in derselben Weise wie vorher. Es schien viel Zeremonie und Verstellung dabei zu sein. Die anderen lachten, die Weiber schrien sogar vor Vergnügen.

Am nächsten Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, fanden die Tänze ihren Abschluß. Die Tänzer, die sich sehr standhaft gehalten hatten, legten ihren herrlichen Schmuck ab. Der Federschmuck wurde, wie zu Beginn des Festes, mit einer gewissen Feierlichkeit teils an schön geschnitzte Häuptlingsstäbe gebunden, die in den Erdboden gesteckt waren, teils auf einem umgestülpten großen Sieb ausgebreitet. Einige ältere Leute zählten die einzelnen Teile genau und verwahrten den Feder- und Haarschmuck und die Bastschurze in einem aus Palmblattstreifen verfertigten, länglichen Kasten sorgsam zwischen Stücken braunen Baumbastes (Abb. 174a, b). Die Zahngürtel, Fußklappern und Kürbisrasseln wurden in einen Sack aus rotem Bast gesteckt.

Die Häuptlingsstäbe tragen bei diesen festlichen Gelegenheiten einen Aufsatz aus einem Sipóring, der durch ein Netz ausgefüllt ist, und von dessen Rande Federn herabhängen (Abb. 175a, b). Das Netz wird mittels einer Schnur um einen Einschnitt am oberen Ende des Stabes zusammengezogen (Abb. 176).

a. b.
Abb. 175. Häuptlingsstab mit Federschmuck. Rio Tiquié. a. = 1/13 nat. Gr.

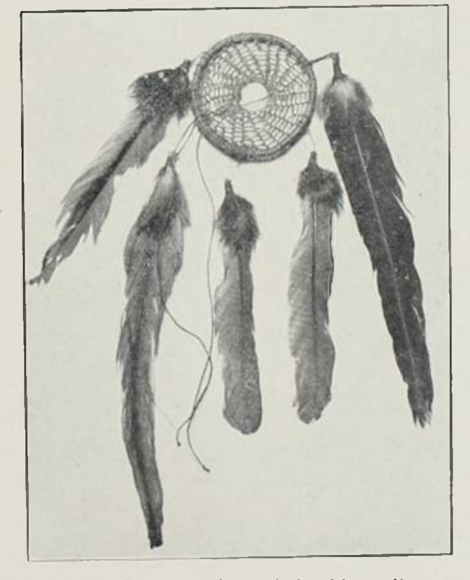


Abb. 176. Federschmuck für Häuptlingsstäbe. Rio Tiquié. ca. 1/5 nat. Gr.

Wir verabschiedeten uns von unseren freundlichen Wirten und fuhren zur Tukáno-Maloka zurück. Das Kaschirí war noch nicht zu Ende. Einige

„Ritter von der Gemütlichkeit“, darunter natürlich der „Herr Inspektor“, blieben daher noch bis zum Abend.

Der Indianer ist mit Recht stolz auf seinen farbenprächtigen Tanzschmuck und veräußert ihn ungern. Es hält überhaupt ungemein schwer, vollständige Schmucke zu erwerben, da sie gemeinsamer Besitz sind, und ein einzelner sie nur in Verwahrung hat,[212]) aber ohne die Zustimmung aller nicht veräußern kann. Gewöhnlich kann man nur einzelne Stücke kaufen, die sich als Erbstücke im Privatbesitz befinden, seltener vollständige Schmucke von Häuptlingen, deren Gemeinde sich aufgelöst hat.[213])

Das Kaapí ist der Aufguß von einem Malpighiaceen-Strauche (Banisteria Caapi Griseb.) und wird auf folgende Weise nur von den Männern

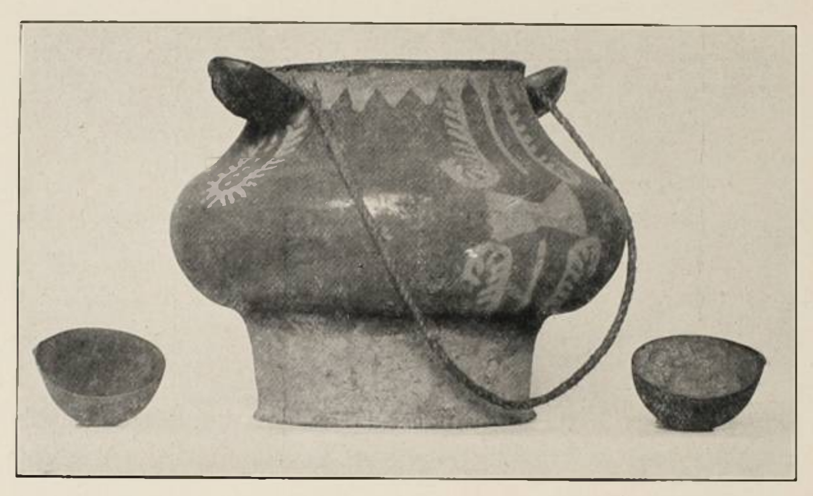


Abb. 177. Kaapí-Gefäß mit Kredenzkalabassen. Rio Tiquié. ca. 1/5 nat. Gr.

bereitet, da die Frauen kein Kaapí trinken. Die Wurzeln, Stengel und Blätter des Strauches werden in einem breiten, trogförmigen Mörser zu einer grünlich-braunen Masse zerstampft, die in einem Topf mit wenig Wasser ausgewaschen, gut ausgedrückt und nochmals im Mörser gestampft und gewaschen wird. Der dadurch entstandene Brei, der im Aussehen etwas an Kuhdreck erinnert, wird durch zwei ineinandergelegte, feine Siebe in das Kaapígefäß geseiht, wobei durch Stoßen wider den Rand der Siebe nachgeholfen wird. Der Topf mit dem unappetitlichen Trank wird sorgfältig mit Blättern zugedeckt und eine Zeitlang vor das Haus gestellt. Das Kaapígefäß hat immer dieselbe bauchige Urnenform und ist stets mit den gleichen gelben Mustern

[212]) „i á r a“, wie es in der Lingoa geral heißt, seien a l l e.

[213]) So erwarb ich von Tuschaua Lorenzo, dessen Leute aus Furcht vor den Soldaten auseinander gelaufen waren, einen ganzen Kasten mit Tanzschmuck.

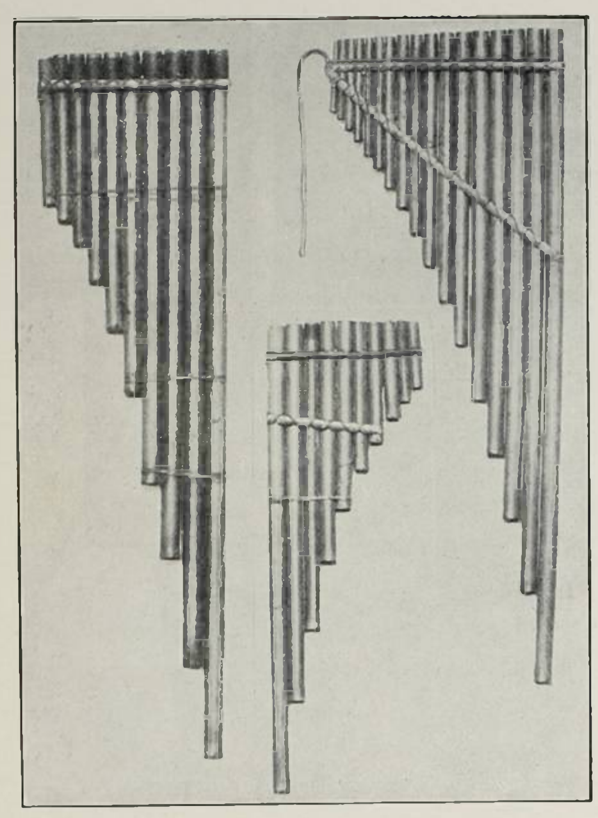


Abb. 178. Panflöten. Rio Tiquié. 1/5 nat. Gr.

auf dunkelrotem Grunde bemalt. Merkwürdigerweise ähneln diese sehr den Mustern, die auf die runde Außenwand der Signaltrommel gemalt sind.[214]) Am oberen Rande hat das Gefäß zwei horizontal abstehende, blattförmige Henkel, an denen es getragen wird, und zwei Löcher, in denen eine Anhängeschnur befestigt ist. Es wird nie gewaschen, aber von Zeit zu Zeit neu bemalt (Abb. 177).

Die Wirkung des Kaapí ähnelt einem Haschischrausch. Man sieht, wie mir die Indianer erzählten, alles viel größer und schöner, als es in Wirklichkeit ist. Das Haus ist riesig groß und prächtig. Viele, viele Leute sieht man, besonders viele Weiber. — Das Erotische scheint bei diesem Rausch eine Hauptrolle zu spielen. — An den Hauspfosten winden sich große bunte Schlangen auf und nieder. Alle Farben sind grell bunt. Manche, die Kaapí trinken, verfallen plötzlich in tiefe Bewußtlosigkeit und haben dann die schönsten Träume, freilich auch beim Erwachen die schönsten Kopfschmerzen — Katzenjammer.

So erging es Schmidt beim Tanzfest in Ätiaru am Aiarý, als er eine kleine Kalabasse Kaapí, das wir damals noch nicht kannten, getrunken hatte. In seiner kurzen Ohnmacht hatte er einen „langen und wunderschönen Traum", so daß er, noch

Abb. 179. Yapúrato-Flötenpfeifen. Rio Tiquié. ca. 1/8 nat. Gr.

[214]) Vgl. Abb. 155.

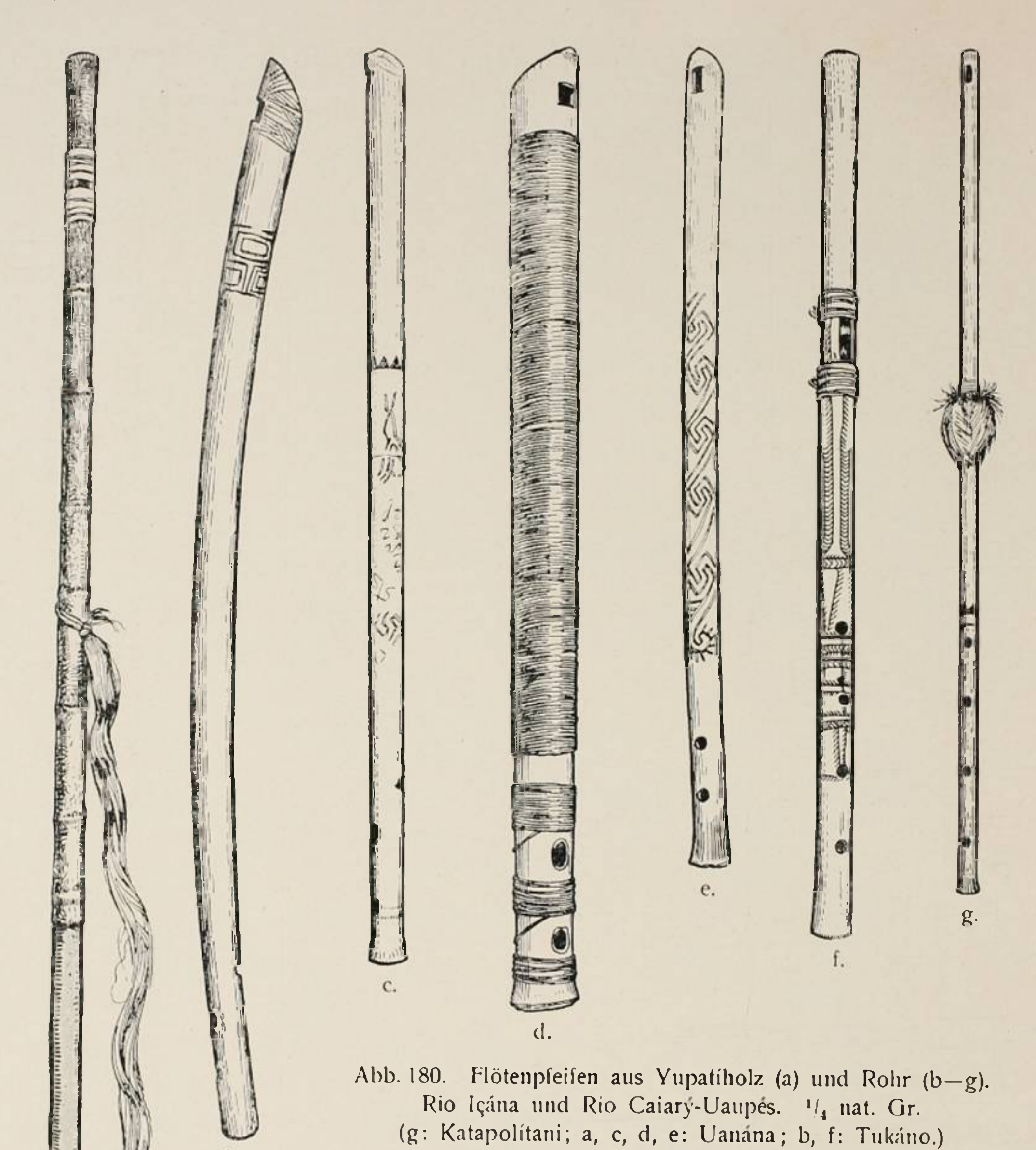


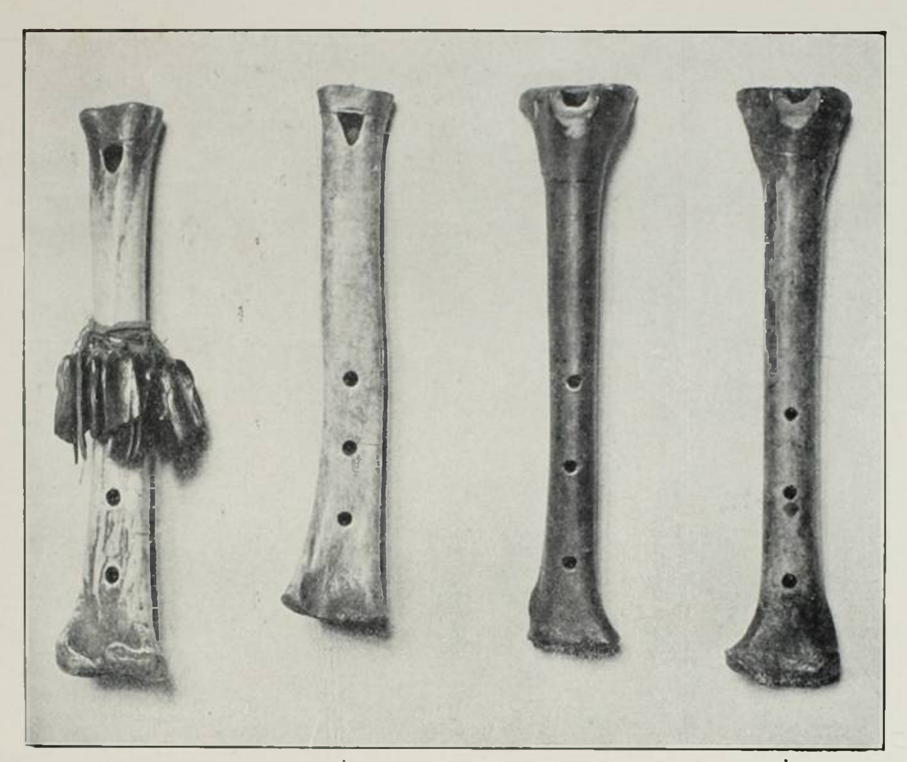
Abb. 180. Flötenpfeifen aus Yupatíholz (a) und Rohr (b—g). Rio Içána und Rio Caiarý-Uaupés. 1/4 nat. Gr. (g: Katapolítani; a, c, d, e: Uanána; b, f: Tukáno.)

im Halbdusel, ganz böse war, als ich ihn mit einem Becher Wasser in die graue Wirklichkeit zurückrief.

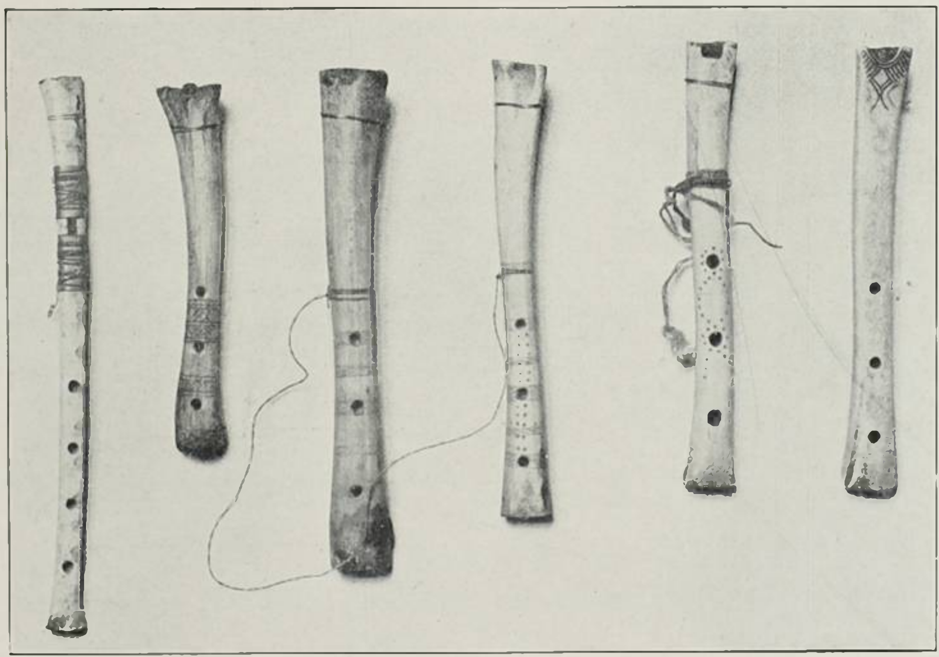
Die Tukáno unterscheiden zwei Arten Kaapí, die sie k a χ p í und k ú l i k a χ p i r o nennen.

Die bei den Tanzfesten am Tiquié gebräuchlichen Musikinstrumente kommen in der gleichen Weise am ganzen übrigen Caiarý-Uaupés vor und sind uns zum Teil schon am Aiarý begegnet.

Es sind Panflöten verschiedener Größe mit fünf bis siebzehn Rohren, die unten stets durch den natürlichen Knoten geschlossen sind (Abb. 178); Yapurutú-



a. b. c. d.
Abb. 181. Flötenpfeifen aus Schenkelknochen des Hirsches (a, b) und Jaguar (c, d).
Tukáno. Rio Tiquié. ca. 1/3 nat. Gr. (a. ist mit Flügeldecken des Buprestiskäfers geschmückt.



a. b. c. d. e. f.
Abb. 182. Flötenpfeifen aus Schenkelknochen des Reihers (a) und kleinen Hirsches (b—f).
Rio Caiarý-Uaupés. ca. 1/3 nat. Gr. (e. ist mit einem roten Blümchen geschmückt.)

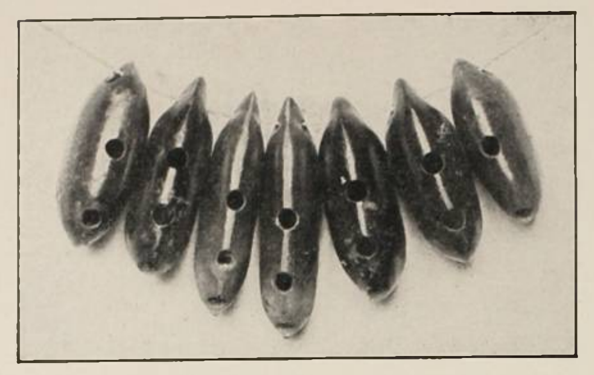
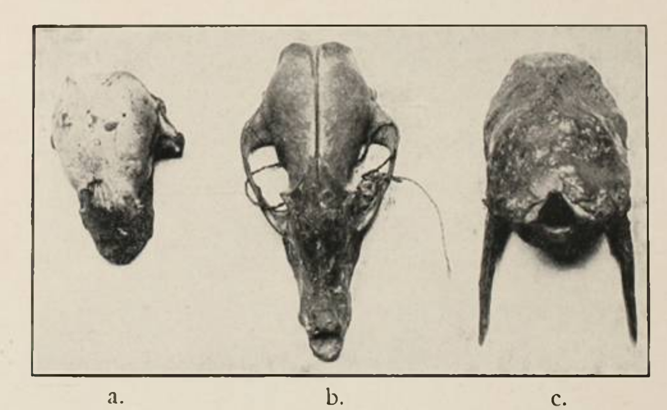


Abb. 183. Flötengehänge aus Fruchtschalen. Tukáno. Rio Tiquié. 1/3 nat. Gr.

Flötenpfeifen, die von den Tukáno y a p ú r a t o oder b u χ - p ú p ö[216]) oder auch y a p ú r a - t o p ö genannt und, wie gewöhnlich die Panflöten, stets paarweise geblasen werden (Abb. 179); kleinere Flötenpfeifen aus Rohr mit zwei bis vier Tonlöchern, die zuweilen auf der Vorder- u n d R ü c k s e i t e angebracht sind (Abb. 180b, c). Viele dieser Rohrpfeifen sind mit Ritzmustern verziert; einige sind fast der ganzen Länge nach mit gepichten Schnüren aus Curauáfasern dicht umwickelt, andere mit bunten Federchen geschmückt (Abb. 180b–g). Ferner gibt es offene Flötenpfeifen aus dem Holz der Yupatípalme[217]), die unten gabelförmig zugeschnitten, rot bemalt und bisweilen mit Curauáfasern behängt sind (Abb. 180a). Man könnte diese Yupatipfeifen, die in der Tukánosprache b u á heißen, auch k l e i n e Y a p u r u t ú nennen, da sie wie die Yapurutú keine Tonlöcher haben, und die Töne nur durch die verschiedene Stärke des Blasens variiert werden. Als Lippen sind Stücke eines Blattes aufgebunden. Das obere Ende ist bei den Yupatí- und den Rohrpfeifen mit Wachs gedichtet, so daß nur ein schmaler Kanal freibleibt, der zu einem viereckigen Luftloch führt. Sitzt das Luftloch bei den Rohrpfeifen nahe dem oberen Ende, so bleibt das untere Ende gewöhnlich geschlossen; sitzt es aber weit ab vom oberen Ende, so ist das untere Ende stets offen.



a. b. c.

Abb. 184. Flöten aus Tierschädeln; a, b: Cuatí (Nasenbär) von den Kobéua am Rio Cuduiarý; c: kleiner Hirsch von den Tukáno am Rio Tiquié. ca. 1/3 nat. Gr.

Sehr beliebt sind die kleinen Flötenpfeifen aus Tierknochen, weil sie sich bequem überall mitnehmen lassen und nicht so zerbrechlich sind wie die Rohrpfeifen. Das Material zu diesen Pfei-

[216]) buχpú = Paxiúba-Palme, aus deren Holz diese Flöten gemacht werden. Y a p ú r a t o ist offenbar eine Korrumpierung des Aruakwortes Y a p u r u t ú.

[217]) Rhaphia taedigera Mart.

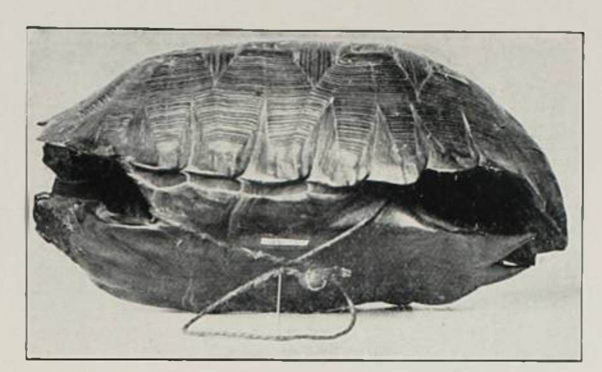


Abb. 185. Musikinstrument aus der Schale einer Landschildkröte. Rio Tiquié. ca. 1/4 nat. Gr.

fen liefern die Schenkelknochen von Hirsch, Jaguar und Reiher. Die Flötenpfeifen aus Hirsch- und Jaguarknochen sind entweder am unteren Ende offen, oben aber mit einem Wachspfropfen versehen, der einen engen Kanal zu einem dreieckigen Luftloch freiläßt, oder beide Enden bleiben offen. In diesem Falle ist ein viereckiges oder halbrundes Luftloch aus dem oberen Rande ausgeschnitten. Man preßt diese Pfeifen wider die Unterlippe und bläst schräg in das Luftloch hinein. Diese Flötenpfeifen haben gewöhnlich drei, seltener vier Tonlöcher. Bisweilen sind sie mit Ritzmustern verziert oder zur Festzeit mit Klappern aus den Flügeldecken des Buprestis-Prachtkäfers oder mit roten Blümchen geschmückt (Abb. 181 und 182).

Die gleichfalls unten offenen Flötenpfeifen aus Reiherknochen haben Lippen aus aufgebundenen Blättern, ein viereckiges Luftloch, das wie bei den Yupatípfeifen und manchen Rohrpfeifen ziemlich weit vom oberen Ende entfernt ist, und zu dem ein durch einen Wachspfropfen hervorgebrachter Kanal führt, und in der Regel vier Tonlöcher. Sie geben schrille Töne (Abb. 182 a).

Bei allen Flötenpfeifen, denen die aufgebundenen Blattlippen fehlen, dient der scharfe untere Rand des Luftlochs als Lippe.

Außer diesen wirklichen Musikinstrumenten gibt es noch solche, die diesen Namen eigentlich nicht verdienen und mehr als Kinderspielzeug angesehen werden müssen. Dazu gehört ein Flötengehänge, das an einer Schnur um den Hals getragen wird. Die einzelnen Teile erinnern an eine Okarina und bestehen aus den leeren, glänzend braunen Samen einer Baumfrucht.[218]) Jede dieser Samenschalen hat zwei bis drei Tonlöcher auf der Kante und zwei Blaslöcher zu beiden Seiten der Spitze, die zugleich zur Aufnahme der Anhängeschnur dienen. Beim Flöten nimmt man die Spitze in den Mund und bläst leicht über die beiden Seitenlöcher hin (Abb. 183).

Höchst merkwürdige Instrumente sind „Flöten“ aus Schädeln von Hirsch,[219]) Cuatí[220]) und anderen Tieren. Ein großer Teil des Schädels wird mit

[218]) Diese Baumfrucht hat die Größe und Form einer Kalabassenfrucht (Crescentia Cujete L.). Die Samen sitzen zwischen schwammigen, rötlich weißen, süßlich schmeckenden Wänden. Sie werden auch als Klappern den kleinen Kindern um die Fußknöchel gebunden.

[219]) Kleiner Rothirsch: Cervus rufus.

[220]) Nasua spec.



Abb. 186. Tukáno-Knabe. Rio Tiquié.

Pech überklebt. Nur das Hinterhauptsloch und der Naseneingang bleiben frei. Man bläst über eins von diesen Löchern hin und benutzt das andere als Tonloch (Abb. 184).

Schließlich gibt es noch ein nicht minder primitives Instrument aus der ganzen Schale der Landschildkröte Yabutí,[221]) aus der man das Tier entfernt hat. An die eine Öffnung wird etwas Pech geklebt. Man erhitzt dieses und streicht mit der Hand darüber hin, wodurch ein Ton entsteht, der mit kläglichem Unkenruf eine gewisse Ähnlichkeit hat (Abb. 185).

Über acht Tage blieben wir bei Mandús Angehörigen. Fast jeden Tag kam Besuch von den umliegenden Häusern. Ein schlanker junger Mann von wesentlich anderem Typus gehörte dem Stamme der D o ä - m a χ s á , Trahíra[222])-Leute, an, die am Tariíra-Igarapé, einem Zufluß des Pirá-Paraná, wohnen sollten. Leider wußte er kein Wort seiner Sprache mehr, da er schon als kleines Kind hierhergekommen war. Mit den beiden Tuyúka und mit Mandús Mutter, einer Uaíana vom oberen Papurý, nahm ich größere Wörterlisten auf. Das Tuyúka wird sehr rasch und undeutlich ausgesprochen. Fast alle Vokale werden nasaliert. Viele Wörter sind vom Tukáno gänzlich verschieden. Das Uaíana ist dem Tuyúka am nächsten verwandt, zeigt jedoch auch viele Abweichungen. Die Reibelaute „χ" und „χ́", die in anderen Betóyasprachen, besonders im Tukáno, eine so große Rolle spielen, fehlen im Uaíana gänzlich. Mandús Mutter eignete sich vorzüglich für die Sprachaufnahme. Wenn ich ein Wort nicht sofort verstand oder falsch nachsprach, schrie sie es mir ganz langsam und scharf akzentuiert ins Ohr, immer wieder, bis ich es richtig erfaßt hatte.

Sie war überhaupt eine sehr energische und verständige Frau, was ich selbst erfuhr. Sie hatte noch ein Söhnchen von zwei Jahren, das Nesthäkchen, denn seine Geschwister waren zwischen 14 und 25 Jahren alt. Der reizende kleine Kerl war unser aller Liebling. Seine Mutter hatte ihn mit reichem Schmuck behängt, großen Jaguarzähnen, einem seltenen, der Länge nach

[221]) Testudo tabulata Schöpf.

[222]) Erythrinus Tareira Cuv. Im Tukáno heißt dieser Fisch: d ō ä.

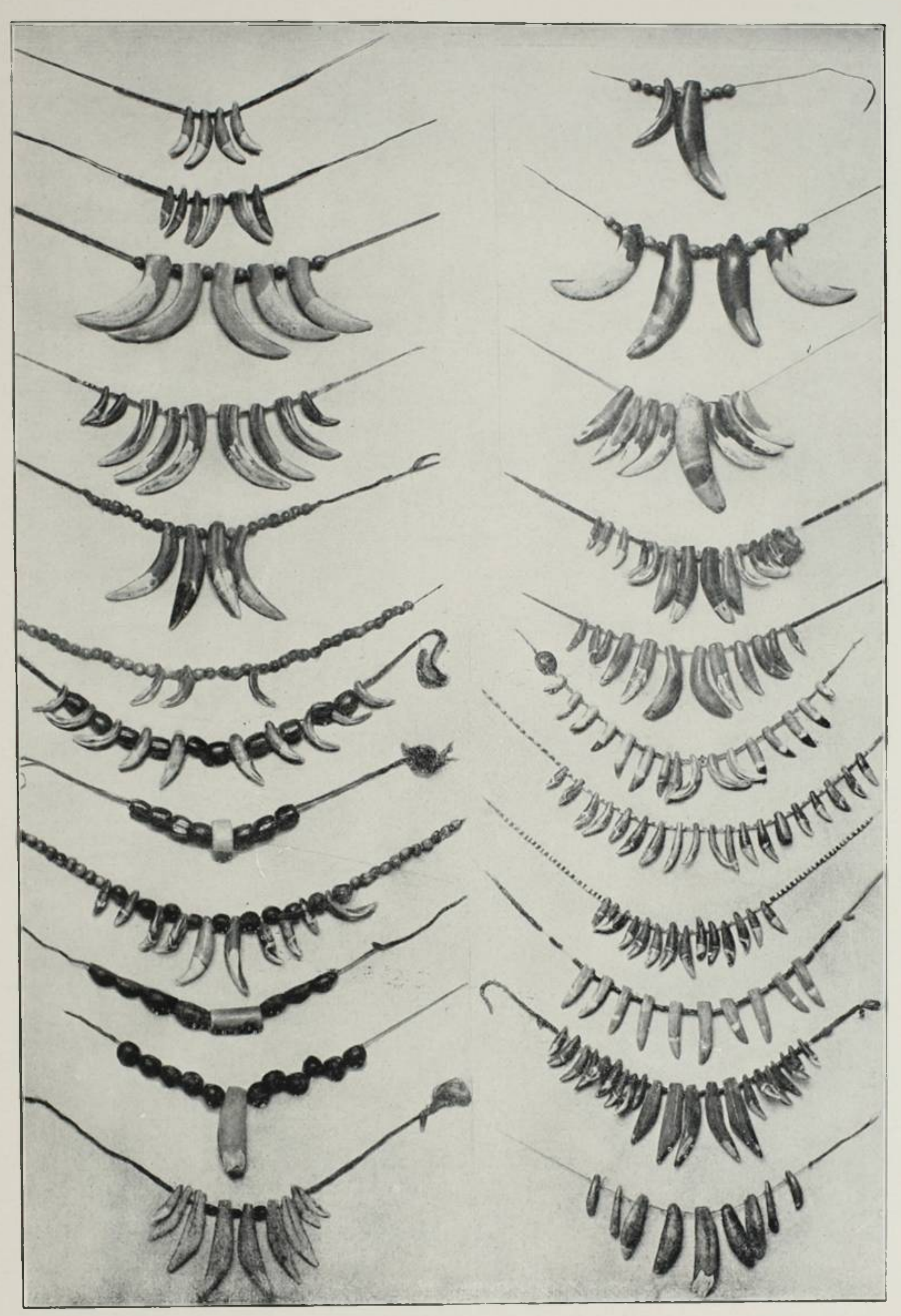


Abb. 187. Kinderhalsketten aus Tierzähnen, Samen, durchbohrten Steinen, Cocons u. s. w. Rio Caiarý-Uaupés. ca. $^{1}/_{4}$ nat. Gr.

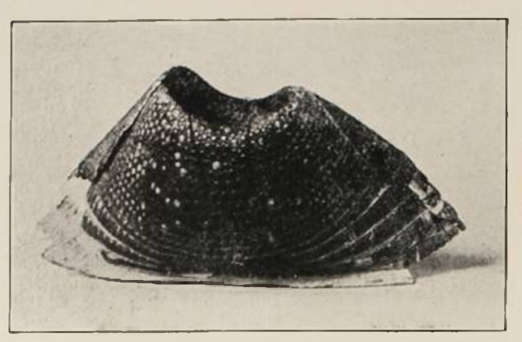


Abb. 188. Körbchen aus Gürteltierschale. Rio Tiquié. ca. $^1/_4$ nat. Gr.

durchbohrten Quarzzylinder und dicken Glasperlen aus meinen Vorräten (Abb. 186 und 187). Auch das Haar hatte sie ihm auf besondere Weise zugeschnitten. Der Vorderteil des Kopfes war ganz kurz geschoren, während ihm vom Wirbel ab langes Haar herabhing. Eines Mittags brachte mir mein Diener einen herrlichen azurblauen Morpho, der, was man selten bei diesen Schmetterlingen trifft, vollkommen unversehrt war. Ich legte ihn einstweilen beiseite, um ihn später zu verwahren. Mein kleiner Freund aber, der wie gewöhnlich zu meinen Füßen spielte, griff nach dem bunten Ding und verdarb mir den Falter. Leider ließ ich mich zu einigen heftigen Worten hinreißen. Der Junge, an eine solche Behandlung nicht gewöhnt, sah mich zuerst mit seinen großen dunklen Augen verwundert an und lief dann weinend zu seiner Mutter. Diese hielt mir eine längere Strafpredigt und sagte unter anderem, es sei doch nicht recht, ein kleines Kind zu schelten, das noch nicht wissen könne, was es tue! —

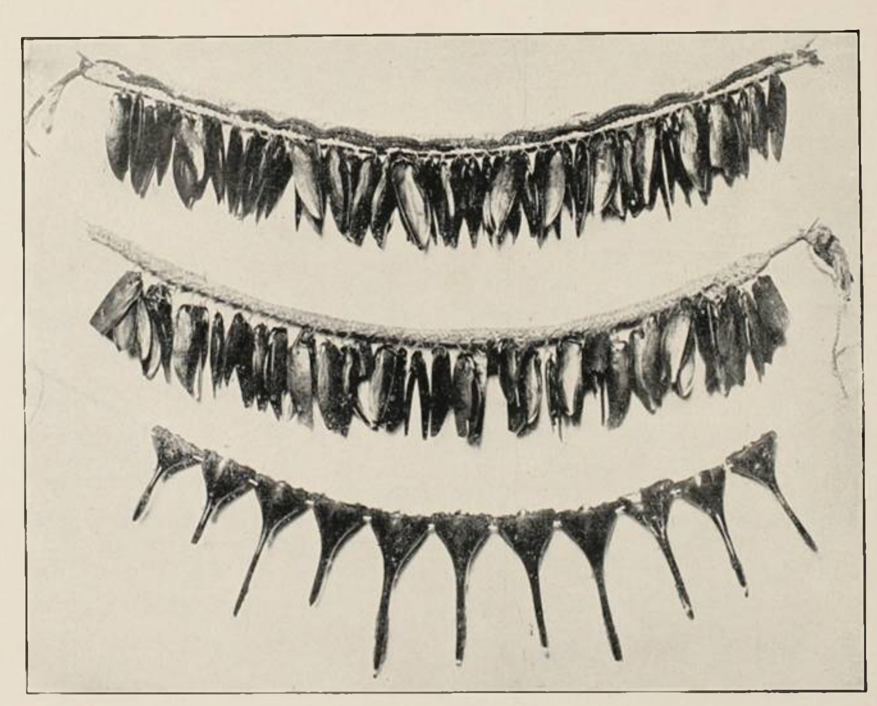


Abb. 189. Stirnschmucke aus Flügeldecken des Buprestiskäfers und Rückenhörnern des Herkuleskäfers. Rio Tiquié. ca. $^1/_4$ nat. Gr.

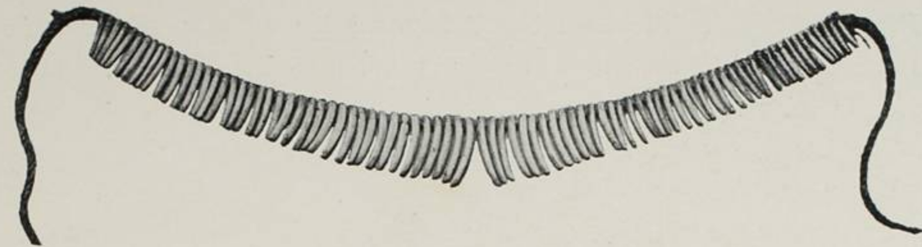


Abb. 190. Stirnschmuck aus Rippen der Giftschlange Surucucú.
Rio Caiarý-Uaupés. 1/4 nat. Gr.

Ich schämte mich, bereute meine Heftigkeit und nahm mir vor, mich zu bessern.

Auch Schmidt erhielt hier eine deutliche, wenn auch unbeabsichtigte erzieherische Lehre, die zugleich auf das natürliche Anstandsgefühl dieser „wilden" Indianer ein helles Licht wirft. Er wollte die „Matchiche" vorführen, eine Art Bauchtanz, der in Manáos in etwas zweifelhaften Lokalen getanzt wird, und hatte sich zu diesem Zweck mit einem Frauenrock und meiner Wollweste schauderhaft ausstaffiert. Das Fehlende mußten untergestopfte Hemden und Kalabassen ersetzen. Bei den sehr unanständigen Bewegungen des Tänzers zogen sich die Frauen und Mädchen scheu zurück, und er machte gründlich Fiasko. — Über alles Geschlechtliche kann man ruhig mit ihnen sprechen, da es etwas Natürliches ist; nur die Zote schreckt sie ab.

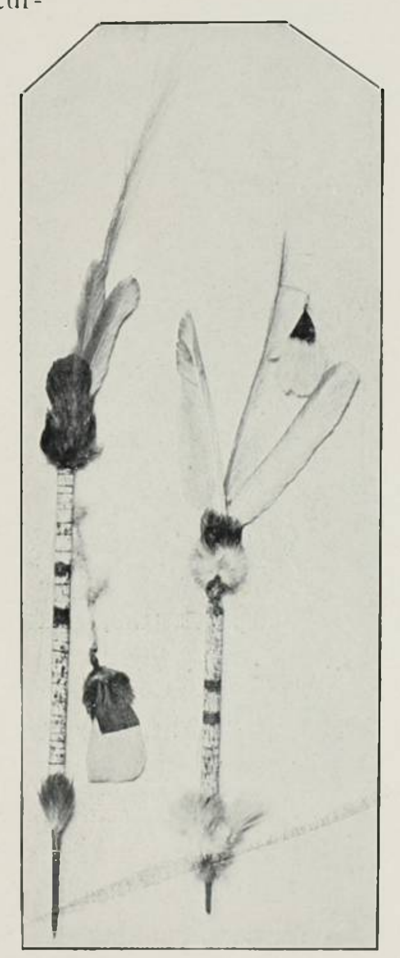


Abb. 191. Federstäbe, die dem Kopfputz hinten vertikal aufgesteckt werden. Rio Tiquié. 1/6 nat. Gr.

Bei dem großen Tanzfest mit den Tuyúka hatten sich einige Leute in der frischen Nachtluft erkältet. Mandús älterer Bruder, der mit seinem indianischen Namen Doä, mit seinem christlichen Namen, wie so viele, Antonio hieß, machte in einer Topfschale über einem kleinen Feuer im Hause einen Absud aus Medizinkräutern zurecht. Als Schmidt von diesem Feuerchen einen Brand nahm und sich damit eine Zigarette anzündete, bat ihn der Zauberarzt, das Rauchen dabei zu unterlassen, da es die Medizin schlecht mache. Auch nahm er

den Brand, den Schmidt benutzt hatte, von seinem Feuer weg und fachte dieses dann stark an, so daß das Gebräu kochte. Die Krankenbehandlung war wie am Aiarý.

Wie bei den Festen, so wird in geringem Maßstabe auch im gewöhnlichen Leben das Zeremoniell streng beobachtet. Geht einer baden, so sagt er zu jedem Anwesenden: „uánima", „ich gehe baden", worauf der andere erwidert: „o(e)sáni!" „gehe baden!"

Unter den zeitweiligen Bewohnern der Maloka befand sich ein Makú

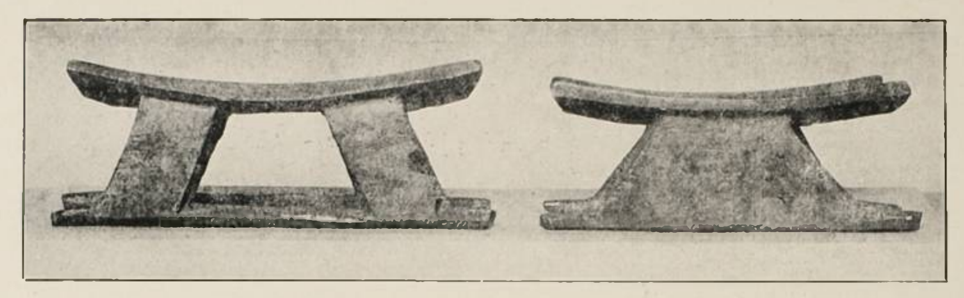


Abb. 192. Kleine Sitzschemel. Tukáno. Rio Tiquié. ca. $^{1}/_{6}$ nat. Gr.[223])

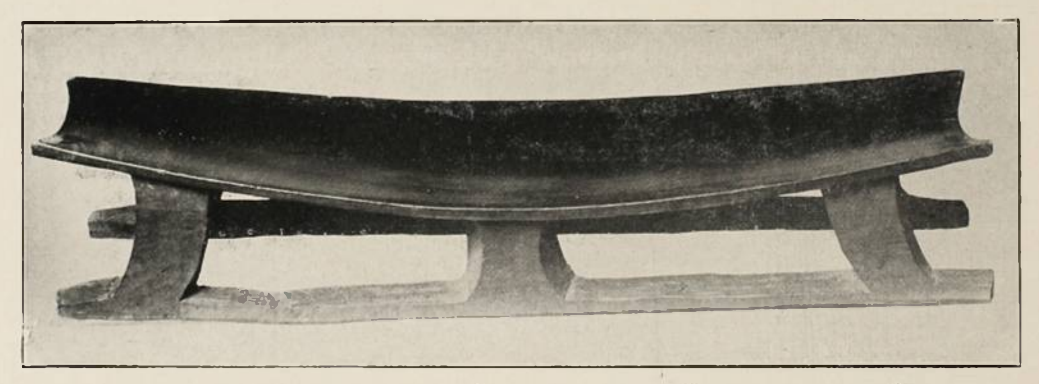


Abb. 193. Großer Sitzschemel. Tuyúka. Rio Tiquié. ca. $^{1}/_{10}$ nat. Gr.[223])

Namens Joaquim, ein älterer Mann mit vertrauenerweckendem, durchaus nicht häßlichem Gesicht, aber wiederum spindeldürren Beinen. Er war vom Umarí-Igarapé, einem linken Zufluß des Tiquié weiter aufwärts, hierhergekommen. Mandús Vater war sein „iára". Von den „Herren Tukáno" wurde er gut behandelt und bereitete für sie große Mengen Coca.

Im Umkreis des Hauses gab es auffallend viele Pium, die am Tiquié oberhalb der Mündung des weißen Castanha-Paraná fehlen. Auch hier sollte ein Bach mit weißem Wasser, der nahebei dem Cabarý-Igarapé zufloß, die Ursache sein.

[223]) Im Privatbesitz des Verfassers.

Als Haustiere waren in der Maloka: ein fürchterlich magerer Kater, zwei bissige Hunde, zwei Agutí, ein Yapú, ein schwarz-gelber Singvogel und ein junger Anacán.[224])

Eines Morgens kurz vor Sonnenaufgang hörten wir deutlich die dumpfen Schläge der großen Trommel in Parý-Cachoeira, meiner Trommel. Nachmittags sollte dort ein kleines Kaschirí stattfinden.

Ich erwarb hier einige hübsche Ethnographica: eine handlange, wohlerhaltene Steinbeilklinge; ein niedliches Körbchen, Kinderspielzeug, aus der Schale des kleinen Gürteltiers, die man in frischem Zustande zusammengebogen hatte (Abb. 188); verschiedene Stirnschmucke aus aufgereihten Flügeldecken des Buprestiskäfers, schwarzglänzenden Rückenhörnern des riesigen Herkuleskäfers[225]) und Rippen der Giftschlange Surucucú;[226]) Federstäbe, die dem Kopfschmuck hinten vertikal aufgesteckt werden (Abb. 189–191).

Die am ganzen Caiarý-Uaupés und weit über seine Grenzen hinaus gebräuchlichen, schlittenförmigen Schemel, deren leicht konkave Sitzfläche mit schwarzen Mustern auf rotem Grund bemalt und poliert ist,[227]) erreichten hier auffallend große Dimensionen von 1,20 bis 1,36 m Länge. Daneben gibt es Schemel von nur 30 bis 25 cm Länge. Die Höhe aller dieser Schemel, die stets aus einem Stück gearbeitet sind, beträgt in der Mitte nur 10 bis 25 cm bei einer Breite der Sitzplatte von 15 bis 45 cm. Die langen Sitzschemel sind für mehrere Personen bestimmt. Die beiden Seitenbretter, welche die Sitzplatte tragen, verjüngen sich nach oben und laufen unten in schienenartige Verlängerungen aus. Bei den kleineren Schemeln bleiben die Seitenbretter entweder ganz, oder der mittlere Teil ist ausgeschnitten (Abb. 192); bei den langen Schemeln ist bisweilen zur Erhöhung der Tragfähigkeit in der Mitte dieses Ausschnittes eine Stütze stehengeblieben (Abb. 193).

Am 25. April fuhr ich zur Maloka des Inspektors Antonio und verpflichtete ihn für die ganze Reise stromaufwärts als Führer und Dolmetscher. In einer Hängematte lag ein noch junger, furchtbar abgezehrter Mann. Er klagte über heftige Schmerzen in Brust und Rücken und bat mich um ein Heilmittel. Offenbar litt er an Lungenschwindsucht, zu der die Indianer infolge ihrer von Natur schwachen Lunge neigen.

Zwei Tage später fuhren wir weiter.

---

[224]) Eine Art Papagei: Psittacus anacan oder versicolor Lath.

[225]) Dynastes Hercules L. Blatthornkäfer aus der Gruppe der Dynastiden. Das Männchen wird 15 cm lang.

[226]) Lachesis mutus Daud.

[227]) Vgl. Abb. 88.

XV. Kapitel.

Bei den Tuyúka und Bará.

Gewaltige Katarakte. Die ersten Tuyúka-Malokas. Indianische Wochenstube. Namengebung. Haustiere. Bolaká. Tuyúka-Maloka Pinókoaliro. Stämme im Süden. Yuruparý-Fest. Indianische Ausdauer. Strenge Fasten. Zahl, Charakter, körperlicher Habitus der Tuyúka. Beziehungen zu Stämmen des Yapurá-Gebietes. Tracht und Schmuck. Konstruktion der Maloka. Coca-Essen und Paricá-Schnupfen. Handel. Tanzmasken. Herstellen des Quarzschmuckes. Haarproben. Unsere Spitznamen. Abreise. Bei den Bará. Alte Haartracht. Blasrohre und Köcher vom Yapurá. Handel mit Pfeilgift. Tiquié-Cabeceira. Orchideen. Die ersten Weißen. Hungertage. Zahl, Charakter, äußere Erscheinung der Bará. Krankenkuren. Ehetrennung. Fußpfad zum Yapurá. Zunderbüchse. Tanzstäbe. Rückkehr nach Parý-Cachoeira.

Außer Inspektor Antonio und seinem hünenhaften Sohn Pachico[228]), der den indianischen Namen Yepásonea führte (Tafel VII), hatte sich wieder Mandú uns angeschlossen und Germano, ein junger Tukáno von Parý-Cachoeira, der auch Yúpuli hieß. Die beiden Tuyúka fuhren in unserer Begleitung heimwärts.

Der Cabarý-Igarapé gilt als die eigentliche und alte Grenze des Tukáno-Gebietes. Einige Stunden Tiquié aufwärts gab es noch eine kleinere Tukáno-Maloka mit wenigen Bewohnern auf dem rechten, lehmigen Ufer etwas unterhalb der reißenden Yabutí-Cachoeira. Dann folgt eine Anzahl gewaltiger Katarakte, die den Oberlauf gleichsam verschließen.

Der imposanteste Fall ist die Carurú-Cachoeira, mópoëa[229]) der Tukáno. Er ist 15 m hoch und höher. Die Felsen fallen, wie mir die Indianer erzählten, so senkrecht ab, und der Anprall der Wogen ist so heftig, daß man bei einem gewissen Wasserstande unter dem Fall eine längere Strecke fast bis an das andere Ufer gehen könne, ohne naß zu werden. Hochauf stäubender Wasserdunst verschleiert weithin Fluß und Uferwald (Abb. 194). Am Fuße des Falles ist links ein steiler, aber kurzer Pfad zum Hinüberschaffen der Boote und der

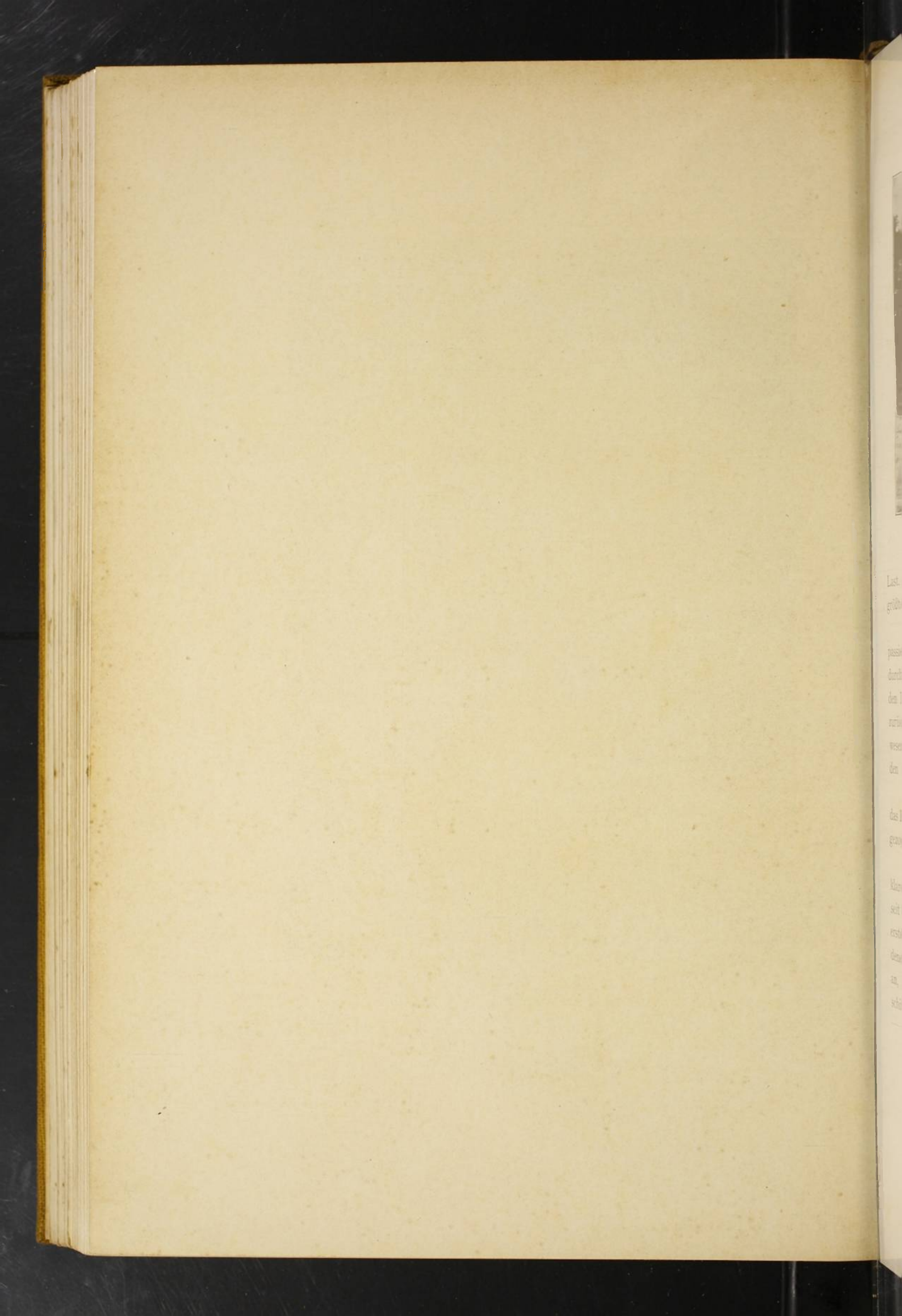
[228]) Indianische Korrumpierung aus dem Namen Franzisco.

[229]) moá, in der Lingoa geral karurú, bezeichnet eine kleine, rot oder weiß blühende Pflanze, Podostemacea, die auf Felsen in schnell fließendem Wasser wächst. Aus ihrer Asche bereiten die Indianer ein Salz. Daher nennen die Tukáno auch das europäische Salz moá.

Tafel X.



TUYÚKA IN VOLLEM TANZSCHMUCK.



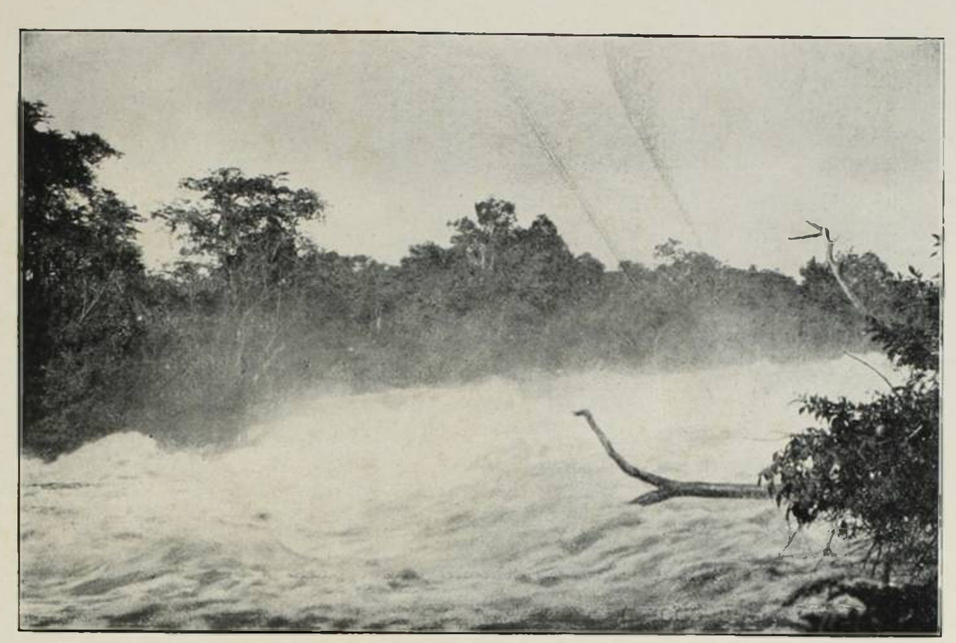


Abb. 194. Katarakt von Carurú bei Hochwasser. Rio Tiquié.

Last. Auf den Felsen finden sich zahlreiche Figuren eingeritzt, die jedoch zum größten Teil unter dem hohen Wasser verborgen blieben.[230])

Ich sei der vierte Weiße, sagte Antonio, der diese natürliche Schranke passiere. Vor mir seien einmal zwei Händler glücklich hinübergekommen, aber durch Unvorsichtigkeit trieb ihre große Montaría mit dem gesamten Gepäck den Fall hinab, so daß sie gezwungen waren, über Land zum Cabarý-Igarapé zurückzukehren. Auch ein weißer Jäger sei im leichten Kanu flußaufwärts gewesen und habe dort in wenigen Tagen ein Dutzend Tapire geschossen. Bis zu den Bará sei noch nie ein Weißer gekommen.

Unmittelbar über dem Absturz wird das Gepäck wieder eingeladen und das Boot an den Zweigen der Ufersträucher vorsichtig in ruhigeres Wasser weitergezogen. Schaudernd blickt man zur Seite in den sprudelnden Abgrund.

Nach wenigen Stunden Fahrt gelangten wir zum Umarí-Igarapé, dessen klares, hellgrünes Wasser sich scharf gegen das schwarze des Tiquié abhob, das seit Parý-Cachoeira immer dunkler geworden war. Nahe der Mündung lag die erste Maloka der Tuyúka, ein mittelgroßes Haus mit acht Feuerstellen, von denen sechs zurzeit bewohnt waren. Wir trafen verhältnismäßig viele Leute an, darunter wohl einige Gäste; denn es wurde neben Coca etwas saueres Kaschirí gereicht. Die meisten sahen krank aus; ein jüngerer Mann war offenbar

[230]) Vgl. Südamerikanische Felszeichnungen, Seite 66, Tafel 27, Fig. a—f.

schwindsüchtig, ein anderer auf beiden Augen erblindet; kurz, eine armselige, ungemütliche Gesellschaft.

Die folgenden Katarakte werden ebenfalls über Land auf dem rechten Ufer umgangen. Der nächste Fall, den die Tukáno e χ t á d e χ k a nennen, steht der Carurú-Cachoeira zwar an Höhe nicht nach, fällt aber nicht in e i n e m senkrechten Sturz wie diese, sondern in einzelnen Stufen, wodurch der Eindruck nicht so gewaltig ist. Die Pucú-Cachoeira, bei den Tukáno y u a p á genannt, führt ihren Namen „lange Stromschnelle“ mit vollem Recht. Sie besteht aus zahlreichen Fällen und klippenreichen Schnellen und kostete uns mehrere Stunden schwerer Arbeit.

In einer sauberen Maloka der Tuyúka auf dem rechten Ufer verbrachten wir die Nacht. Eine der hintersten Abteilungen des Hauses war durch Gitter aus Paxiúbalatten und Matten von dem übrigen Raum streng abgeschlossen. Dort hielt ein junges Ehepaar gemeinsam die Wochenstube ab. Von Zeit zu Zeit quäkte das Neugeborene.

Am nächsten Morgen fand die fünftägige Wochenstube ihren feierlichen Abschluß. Kurz vor Tagesanbruch trugen die Indianer alles Gerät, das den jungen Eheleuten gehörte, Kaschirítöpfe, Schemel, einen Kasten mit Federschmuck u. a., und besonders die Waffen ins Freie. Dann verließen alle Unbeteiligten das Haus durch die Hintertür. Bald bewegte sich durch den Eingang ein eigenartiger Zug zum Fluß. Voran schritt die Mutter des jungen Mannes und trug auf einer großen Topfscherbe glühende und stark qualmende Kohlen, deren Rauch sie mit einem Feuerfächer auf dem ganzen Wege um sich verbreitete. Dahinter kam die junge Mutter mit dem Neugeborenen auf den Armen und hinter ihr der glückliche Vater. Am Flusse angelangt, beräucherte die Alte, auf und ab schreitend, den ganzen Platz, stieg dann in ein kleines Kanu und beräucherte auch das Wasser hin und her. Darauf nahmen beide Eheleute mit dem Kleinen ein Bad und kehrten in das Haus zurück, wo ihnen die Großmutter einen großen Topf voll gekochter Fische überbrachte, die erste festere Speise seit fünf Tagen.

Aus diesen Gebräuchen scheint hervorzugehen, daß Eltern und Kind kurz nach der Geburt als unrein gelten. Deshalb wird gebadet. Die strenge Enthaltsamkeit der Eltern — sie dürfen während der fünf Tage nur Beijú und Farinha essen und nichts arbeiten —, die Beräucherung des Weges und des Wassers, sowie die Entfernung der Gerätschaften, besonders der Waffen, aus dem Hause sollen offenbar alle schädlichen Einflüsse von dem kleinen Weltbürger abwenden.

Ob die heutigen Indianer freilich noch die tiefere Bedeutung aller dieser Gebräuche kennen, ist zweifelhaft.

Nach dem gemeinsamen Bad gibt der Vater, nicht der Großvater, dem Kind einen Namen, der sich auch hier häufig auf ein Tier bezieht. So hieß ein Tukáno in Cabarý-Igarapé D o ä (Trahíra-Fisch), ein anderer B u ú (Agutí), ein Knabe in Parý-Cachoeira A'n y a (Yararáca-Schlange).

Die Tuyúka hatten eine Menge zahmer Tiere: eine Katze, mehrere Hunde, Hühner, einen großen, grünen Papagei mit gelbem Schwanz, einen Periquito, einen Yapú, zwei rote und einen blauen Arára. Für 6 Meter Kattun kaufte ich der jungen Mutter, einem bildsauberen Frauchen, dem man die kürzliche Niederkunft gar nicht ansah, einen Arára ab. Er hatte künstlich gefärbte, orangegelbe Schulterfedern und führte den poetischen Namen B o l a k á - Morgenstern, wurde aber gewöhnlich kurz B o l á gerufen. Er sprach einige Worte Tuyúka. Ich ließ ihn einstweilen hier, um ihn auf der Rückreise nach São Felippe mitzunehmen.

Nicht weit von der Maloka kamen wir an zwei elenden, von Tuyúka bewohnten Hütten vorüber. Daneben sahen wir die verkohlten Pfosten eines größeren Hauses. Kinder hatten mit Feuer gespielt; — das alte Lied. — Den Leuten war fast alles verbrannt. Wir passierten noch einige harmlose Schnellen und kamen am 30. April gegen Abend über die lange, gerade Flußstrecke Pinókoaliro[231]), wo vorzeiten eine riesige, menschenfressende Schlange (pinó) gehaust haben soll, zu der gleichnamigen großen Maloka der Tuyúka.

Schon von ferne hörten wir fröhlichen Lärm. Ein Tanzfest wurde vorbereitet. Viele Leute waren zusammengekommen. Freundlich wurden wir aufgenommen; doch merkte man deutlich, daß selten Weiße hierher kamen. Neugierig musterten uns die Weiber, die in angemessener Entfernung von uns am Boden hockten. Die Kinder liefen scheu auseinander, sobald wir in ihre Nähe kamen. Eine alte Tukáno, die hier verheiratet war, setzte sich neben meine Hängematte und erzählte mir mit lebhaften Gebärden lange Geschichten in ihrer Sprache: Der Pirá-Paraná sei von hier aus südwärts über den Dyí-Igarapé in sieben Tagen zu erreichen. Auch könne man von den Bará auf einem Fußpfad in einem Tag zum Yauacáca-Igarapé, einem Zufluß des Pirá-Paraná, gelangen. Am Pirá-Paraná, den die Tukáno U a í y a nennen, wohnten, außer den Buχpú-maχsá, die Palénoa, Erúlia, Pamó-maχsá und andere Stämme, am unteren Fluß auch Yahuána. Diese lägen öfters im Krieg mit den Buχpú-maχsá und hätten schon viele von ihnen mit vergifteten Pfeilen getötet.

Gegen neun Uhr ging die ganze Bürgerschaft nach den üblichen guten Wünschen zur Ruhe.

[231]) koaliro bezeichnet im Tuyúka, wie sero im Tukáno, eine lange, gerade Flußstrecke, estirão im Portugiesischen.

Mitten in der Nacht, schon vor 3 Uhr, begann wieder der Lärm. Die Weiber arbeiteten am Kaschirí und schwatzten. Plötzlich erhob sich draußen auf dem Dorfplatz ein geheimnisvolles Getön, eine hellere, melodische Weise, wie die feierlichen Orgelklänge eines alten Kirchenliedes, dazwischen dumpf heulende Laute, unheimlich anzuhören. Ich wollte hinausgehen. Der Eingang war geschlossen. Die Ritzen hatte man noch mit Matten und Bananenblättern zugestellt. Als Wache standen zwei Jünglinge davor, die mir bedeuteten, jetzt könne ich nicht hinausgehen; draussen sei der Y u r u p a r ý, den die Weiber in der Maloka nicht sehen dürften. Doch ich ließ nicht nach und schlüpfte hinaus. Vor dem Haus standen sechs Jünglinge und bliesen auf Instrumenten von verschiedener Gestalt und Größe. Vier davon waren Flötenpfeifen, denen vom Aiarý ähnlich, aus schön geglättetem Paxiúbaholz verfertigt und am unteren Ende mit weißem Ton überstrichen. Zwei waren sehr lang, die beiden andern weit kürzer und von starkem Durchmesser.

Abb. 195. Yuruparý-Bläser. Tuyúka. Rio Tiquié.

Zwei der Instrumente waren mächtige Trompeten aus spiralig gedrehter Rinde, in der als Mundstück ein dickes Paxiúbarohr steckte. Durch außen aufgelegte Holzstäbchen und Sipóringe wurden sie zusammengehalten. Sie waren es, von denen das unheimliche Heulen ausging (Abb. 195 und 196)[232].

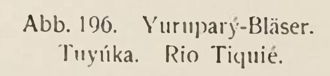


Abb. 196. Yuruparý-Bläser. Tuyúka. Rio Tiquié.

Die Musik dauerte noch eine Zeitlang fort und entfernte sich dann nach dem Fluß hin; doch hörte man den ganzen Morgen vom unteren Hafen her von Zeit zu Zeit die dumpfen Töne. Nachmittags gegen

[232]) Einem ähnlichen Fest mit ähnlichen Instrumenten begegnete Ehrenreich bei dem Aruakstamm der Ipuriná am Rio Purús. Vgl. oben Seite 189.

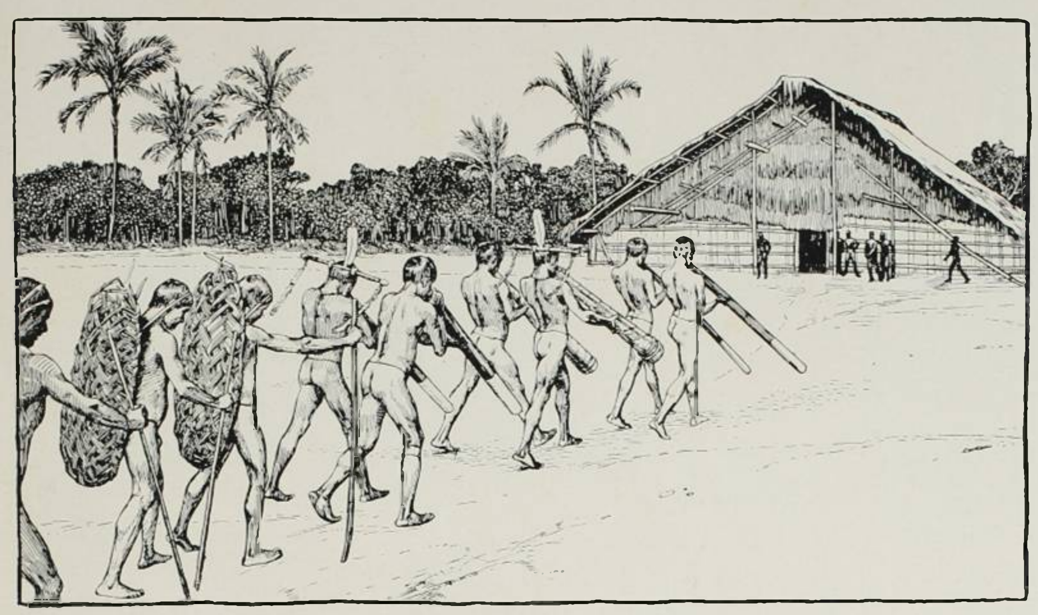


Abb. 197. Yuruparý-Fest bei den Tuyúka. Rio Tiquié.

drei Uhr kamen die Klänge wieder näher. Auf ein Zeichen des Häuptlings ließen die Männer die Eingangstür herab. Alle weiblichen Personen entfernten sich rasch durch den Ausgang, der sofort hinter ihnen verschlossen wurde. Nun wurde die Vordertür wieder hochgehoben, und über den weiten, freien Dorfplatz kamen die sechs Musiker der vergangenen Nacht paarweise hintereinander in raschem Tempo mit einknickenden Knien. Sie waren nur im Gesicht mit roten Mustern bemalt. Einige hatten Federkämme in das Haar gesteckt. Hinter ihnen schritten im Gänsemarsch drei ältere Männer und ein Knabe. An einem über die Stirn gehenden Bastbande trugen sie lange, aus je zwei frischen Palmenwedeln geflochtene Kiepen, die mit Miritĺ- und Yapurá-Früchten vollbepackt waren. Mit der rechten Hand stützten sie sich schwer auf einen Stab. Nur mit Mühe konnten sie den Bläsern folgen. Die Herbstfrüchte des Waldes wurden unter Musik eingebracht (Abb. 197)[233].

Sie traten in die Maloka. Die Träger riefen laut „hé-hé-hé-hé — — —!" und warfen mit einem auffordernden „má — — —!" im Hintergrunde des Hauses ihre Last zu Boden. Die beiden Musiker mit den langen Flöten stellten sich am Eingang auf, das Gesicht dem Innenraum zugekehrt, und bliesen ihre melodische Weise, wobei sie die Instrumente in einer Ellipse schwingen ließen.

[233]) Zwei photographische Aufnahmen, die ich von dem Anmarsch der Yuruparý-Tänzer machte, erwiesen sich leider nicht als geeignet zur Reproduktion, dienten aber zu der sehr charakteristischen Zeichnung (Abb. 197), die ich Herrn Kunstmaler Hanns Anker verdanke.

Die vier anderen schritten im Mittelgang des Hauses hin und her und schwangen während des raschen und anhaltenden Blasens ihre schweren Instrumente auf und nieder. So ging es längere Zeit mit großer Ausdauer fort. Dann wurden die Instrumente auf den Boden gelegt: eine kurze Pause, und andere Musiker traten ein. Diese Tänze dauerten über eine Stunde, worauf die Bläser in derselben Ordnung, in der sie gekommen waren, über den Platz verschwanden und das Haus den Weibern wieder geöffnet wurde. Während des ganzen Aktes bewachten einige Männer beide Zugänge des Hauses.

Die Namen der einzelnen Instrumente nannten mir die Tuyúka nur mit Widerstreben und sehr leise. Auch baten sie mich, sie den Weibern nicht zu sagen. Die langen Flöten hießen k a χ t á f h o a[234]), die kurzen Flöten b ő s e r o, die Trompeten p a m ó. Alle Instrumente ohne Unterschied wurden m i n í genannt[235]).

Der Schalltrichter aus Rinde wird jedesmal nach dem Gebrauch weggeworfen und nur das Mundstück aus Paxiúbarohr zusammen mit den großen Flöten in einem nahen Bach verborgen aufbewahrt.

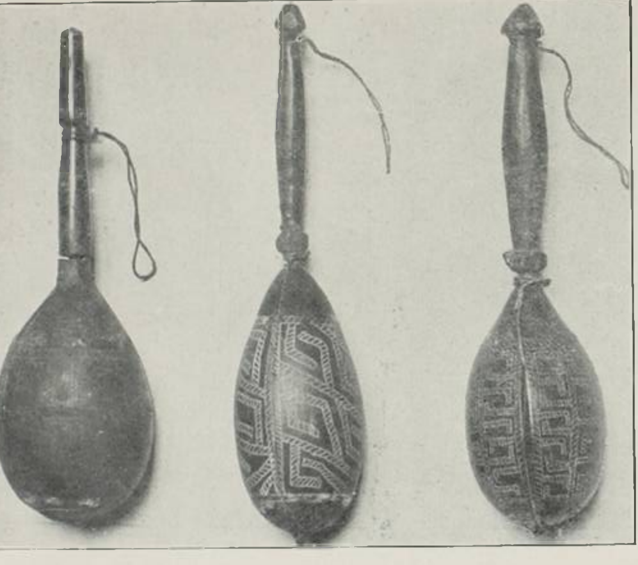
Nach dem Abzuge der Yuruparý-Tänzer bereiteten einige junge Männer vor dem Hause Kaapí. Kurz vorher hielt ein alter Zauberarzt, der sich durch sein starkes Haupthaar auszeichnete, eine lange, eintönige Ansprache. Dann zündete er eine Riesenzigarre an, die in eine Holzgabel geklemmt war, und hockte, eifrig rauchend, in einer dunklen Ecke hinter einem Mattenverschlag nieder. Er kam erst wieder zum Vorschein, als das Kaapí fertig war.

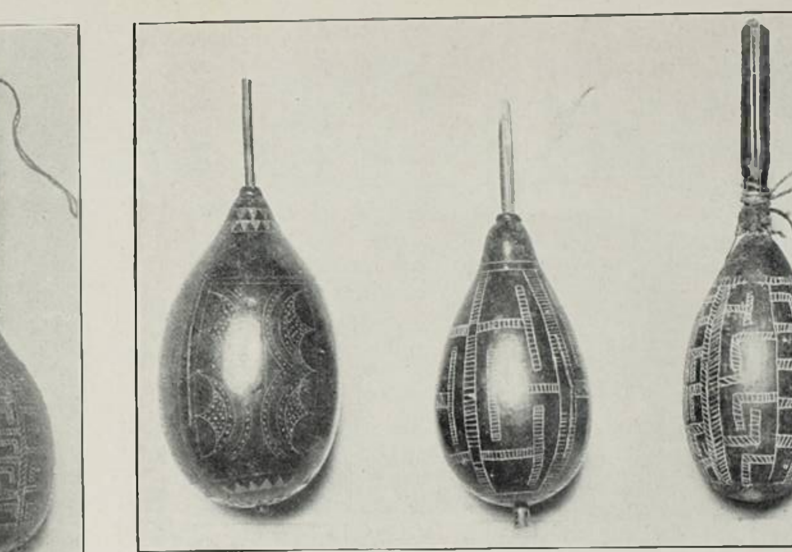
Mit dem Eintritt der Dunkelheit begannen die profanen Tänze, an denen auch die Weiber teilnahmen. Der prachtvolle Schmuck der Männer war derselbe, wie beim Tanzfest am Cabarý-Igarapé. Die Weiber waren auch hier nur mit Perlenschürzchen bekleidet. Vor dem Ankleiden der Tänzer trat ein junger Tuyúka, der an diesem Tage „Herr des Tanzes" und Vortänzer war — der schöne Häuptlingssohn machte als Wirt die Honneurs —, mit einem langen Stab in der Hand zu jedem Gast und teilte ihm die Festordnung mit. Inspektor Antonio übersetzte mir die Worte folgendermaßen: „So leben wir! Wir wollen heute tanzen, wir wollen Kaschirí trinken, wir wollen Kaapí trinken, wie wir es immer getan haben! Kein Streit soll zwischen uns sein!" usw. Der andere erwiderte darauf etwa folgendes: „Ja, so wollen wir es machen! Wir wollen tanzen! usw. Es ist gut!"

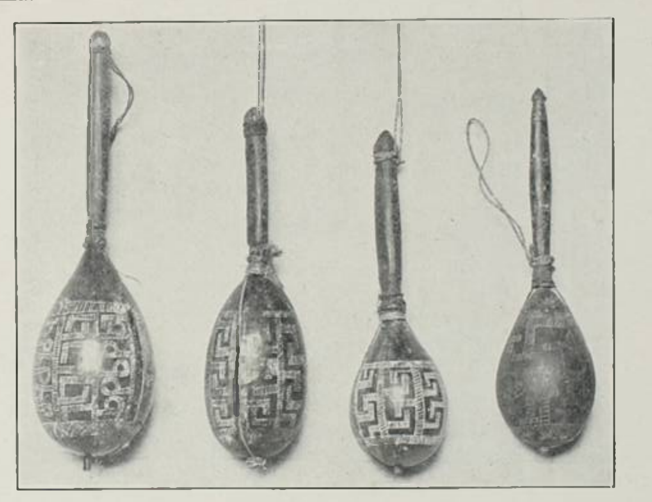
---

[234]) fh ist ein gehauchtes f mit leichter Hinneigung zu p, b. Derselbe Laut, der einem p im Tukáno und in anderen Betoya-Sprachen entspricht, findet sich auch im Bará.

[235]) kaχtá bezeichnet das Cujubim-Huhn (Penelope cumanensis Jacq.); fhoá-Haar, Feder; pamó-Gürteltier; miní-Vogel (im allgemeinen).







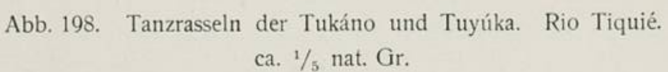


Abb. 198. Tanzrasseln der Tukáno und Tuyúka. Rio Tiquié. ca. $^1/_5$ nat. Gr.

(Ausgehöhlte, auf der Außenfläche schwarzlackierte und mit mannigfachen Ritzmustern verzierte Kürbisse, die kleine, runde Samen zum Rasseln enthalten. Als Handhabe ist ein mehr oder weniger geschnitzter Holzstab hindurchgesteckt. Der Kürbis ist mit zwei Längsschlitzen versehen, die als Schallöcher dienen und bisweilen auch die Schnur aufnehmen, die den Kürbis mit dem Handgriff verbindet.)

Auch der Tanz war im wesentlichen derselbe wie am Cabarý-Igarapé. Nur wurde hier vor jedem Tanz Kaapí gereicht, und die Tänzer trugen in der linken Hand große Kürbisrasseln (Abb. 198) und um den rechten Fußknöchel Klappern aus Fruchtschalen, mit denen sie beim Aufstampfen den Takt markierten. Bevor die Tänzer antraten, gingen sie zu jedem Zuschauer und sagten: „Wir wollen tanzen!", worauf der andere entgegnete: „Es ist gut! Tanzet!" Nach dem Tanze sprachen sie zu jedem: „Wir haben getanzt. Ihr habt zugeschaut!" und erhielten die Antwort: „Ihr habt getanzt. Wir haben zugeschaut!" Während des Tanzens stießen die Zuschauer von Zeit zu Zeit ein halblautes, langgezogenes und zum Schluß allmählich fallendes „hó — — —!" aus.

Die Musik auf den Zauberinstrumenten hatte draußen in der Dunkelheit wieder eingesetzt. Damit der „Yurupary" von den Weibern nicht gesehen werden konnte, war für die Bläser rechts vom Eingang ein Mattenverschlag hergerichtet.

Während der Pause saßen die Tänzer in einer Reihe auf kleinen Schemeln. Vor ihnen hockten einige ältere Männer, darunter der Häuptling, auf einen geschnitzten Stab gestützt. Alle redeten unglaublich rasch und eintönig durcheinander, immer wieder dieselben Worte, einzelne Sätze mit langgezogenem, ausklingendem „— á — — — —!" Dabei kreiste die große Zigarre, in die Gabel geklemmt. Die Redenden machten mit dem ausgestreckten rechten Arm feierliche Bewegungen hin und her. „So ist es bei jedem Fest, wenn die große Zigarre geraucht wird", sagte Antonio. Er übersetzte mir die Worte: „So leben wir schon lange Zeit, so tanzen wir, so trinken wir Kaschirí, so trinken wir Kaapí, wir sind Freunde!" usw.

Auch ich nahm zwei kleine Kalabassen von dem Zaubertrank, um die Wirkung am eigenen Leibe zu erproben. Das Zeug schmeckte leicht bitter. In der Tat hatte ich nach einiger Zeit, besonders wenn ich in die Dunkelheit hinaustrat, ein merkwürdiges grellfarbiges Flimmern vor den Augen, und beim Schreiben huschte es über das Papier wie rote Flammen. Bei der vierten Kalabasse, erklärte mir der Inspektor, müsse man sich heftig übergeben, und dann hätte man die schönsten Gesichte.

Die Festbeleuchtung lieferten, anstatt der Kienholzfackeln, die ich bisher stets angetroffen hatte, Stücke Pech. Sie waren auf einem etwa mannshohen, glatten Stamm aufgehäuft, der inmitten der Maloka zur Seite des Hauptganges eingerammt war.

Bald nach Mitternacht machte sich der Kaapí-Rausch wieder bei den Tänzern bemerkbar. Sie sprangen wie toll umher. Es war dieselbe Komödie wie in Cabarý-Igarapé.

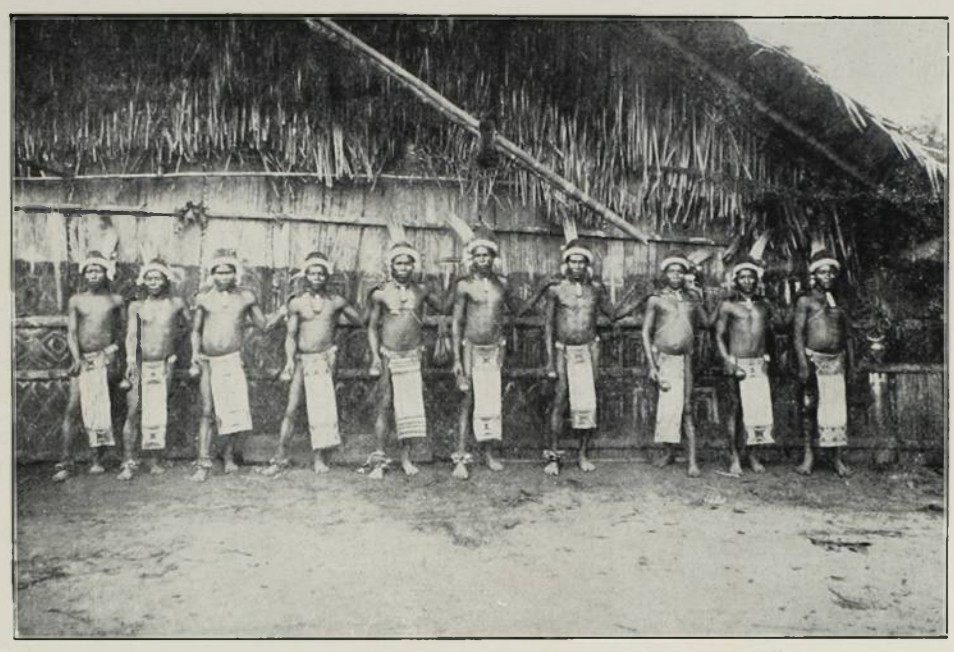


Abb. 199. Tuyúka-Tänzer. Pinókoaliro. Rio Tiquié.

Gegen sieben Uhr morgens war der offizielle Teil des Festes zu Ende. Kein Tänzer war betrunken; selbst die alten Herren waren nur wenig angezecht. Bewundernswert war die Ausdauer des Inspektors und seines Sohnes. Vierundzwanzig Stunden lang saßen sie mit einigen älteren Tuyúka zusammen und plapperten unaufhörlich, zuweilen mit ganz leiser, geheimnisvoller Stimme; zuweilen sang leise einer den andern Tanzweisen vor. Als ich Antonio fragte, was sie denn eigentlich schwatzten, antwortete er: „Wir treiben Konversation, erzählen uns Geschichten!" Sein Sohn Pachico und der Tuyúka-Häuptling seien „Meister" darin. Die beiden Helden nahmen ihre Unterhaltung so ernst, daß sie sogar zusammen hinausgingen, um ihre Notdurft zu verrichten, und dann am Waldesrande dicht nebeneinander hockten, beständig dabei „konversierend".

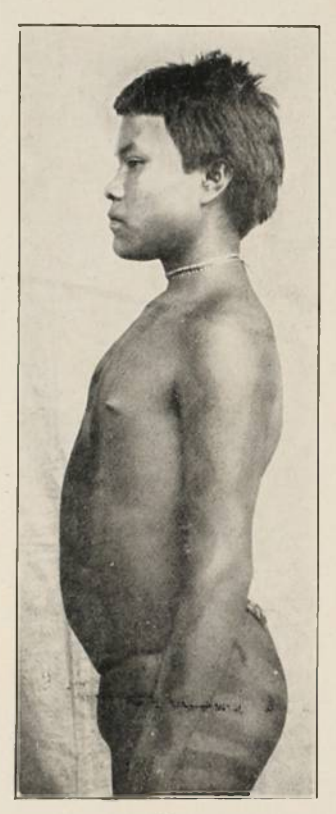
Diese Unreinlichkeit im nächsten Umkreise der Maloka ist glücklicherweise nur bei großen Tanzfesten allgemeiner Gebrauch.

Während der ganzen Dauer des Yuruparý-Festes wurde streng gefastet. Am Abend nach Abschluß der Feier steckte der Zauberarzt jedem älteren Manne eine geröstete Capsicum-Frucht, die er auf ein Stäbchen gespießt hatte, in den Mund, worauf sie wieder alles essen durften. Die Jünglinge und besonders die Tänzer erhielten ihre Capsicum-Frucht sogar erst am andern Morgen nach Sonnenaufgang. Nachmittags träufelten sie sich noch eine scharfe Brühe aus Zitronensaft, rotem Pfeffer und Salz mit Hilfe eines Blatttrichters in die Nase und zogen sie in den Mund. Damit waren auch für sie die Fasten beendet.

Dem Yuruparý-Tanz wird eine starke Zauberwirkung zugeschrieben. Er soll alle Krankheiten vertreiben und selbst große Wunden heilen.

Wie besorgt die Indianer um ihren schönen Tanzschmuck sind, konnte ich auch hier wieder bemerken. Als ich die Tänzer vor dem Hause photographieren wollte, stellten sie sich dicht wider die Wand unter den Dachvorsprung, damit die Federkronen durch den Morgentau nicht litten (Abb. 199).

Die Tuyúka oder, wie ihr vollständiger Name in der Lingoa geral lautet, Tuyúka-tapuyo (Ton-Indianer) oder Tuyúka-míra (Ton-Leute), nennen sich



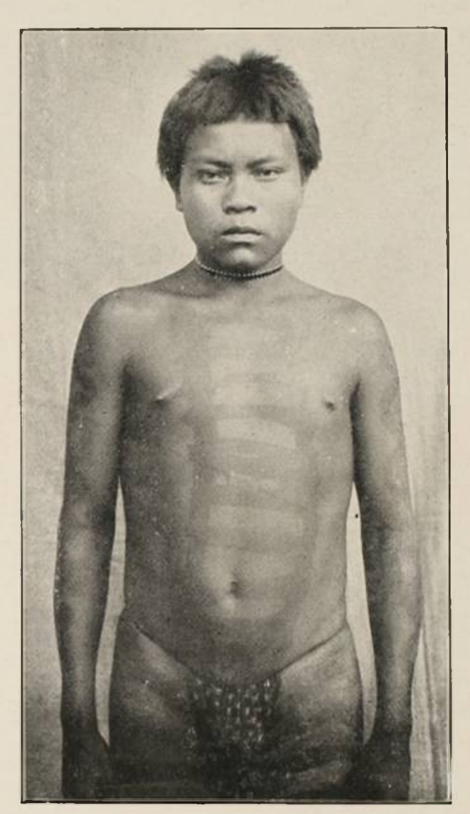


Abb. 200. Tuyúka mit Genipápo-Bemalung. Gröberer Typus. Rio Tiquié.

selbst Doχkáfhuara und werden von den Tukáno Diikána genannt. Die Hauptmasse des Stammes, der 150—200 Seelen zählt, wohnt am oberen Tiquié, wo die Maloka Pinókoaliro als Zentrum und Sammelplatz bei großen Festen gilt. Eine kleinere Abteilung lebt im Quellgebiet des Papurý.

Die Tuyúka von Pinókoaliro, unverdorbene Naturkinder, bei denen wir die liebenswürdigste Gastfreundschaft genossen, waren durchschnittlich sympathische Menschen von edler Gesinnung, stolzem, selbstbewußtem Auftreten und hervorragender Intelligenz.

Dem körperlichen Habitus nach lassen sich bei den Tuyúka zwei Typen beobachten, ein feinerer und ein gröberer Typus, die so auffallende Unterschiede zeigen, daß man bisweilen nicht glaubt, es mit Angehörigen desselben Stammes zu tun zu haben. Die charakteristischen Merkmale des feineren Typus sind folgende: Schlank gewachsene Gestalten, die gegen die plumpen, bisweilen dickbäuchigen Tukáno angenehm auffallen und höher wirken als diese, obwohl die Körperhöhe der Tuyúka nur 157—167 cm beträgt; große dolichocephale Köpfe; Gesicht lang und schmal, nicht prognath, dagegen etwas prophatnisch; Stirn nicht sehr hoch, etwas fliehend; kräftig vorspringende Nase mit hohem Rücken und schmaler Wurzel; Ohrläppchen bisweilen angewachsen; Lippen voll; Jochbogen und Kieferwinkel wenig vortretend (Tafel IX und X). — Der gröbere Typus zeigt gedrungene Gestalten mit runden, niedrigen, häufig auffallend häßlichen Gesichtern, deren Muskulatur sehr plastisch hervortritt: Stumpfnasen mit etwas aufwärts gerichteten Nasenlöchern, konkavem Rücken und breiter Wurzel. Prognathie ist häufig. Die Augen sind bisweilen schief gestellt (Abb. 200). — Die Haare der Tuyúka sind schwarz und straff, bei größerer Länge leicht gewellt.

Die Tuyúkafrauen sind gerade keine Schönheiten, zeichnen sich aber durch ihre schlanken, wohlproportionierten Gestalten und die größere Grazie in ihren Bewegungen vorteilhaft aus vor den untersetzten, gedrungenen, häufig plumpen Tukánofrauen (Abb. 149).[236]).

Mit den kleinen Horden am Pirá-Paraná und seinen Zuflüssen, die sämtlich zur Betoyagruppe gehören, unterhalten die Tuyúka einen regen Verkehr und vielfache verwandtschaftliche Verbindungen, während sie zu den Stämmen des unteren Tiquié in nur losen Beziehungen stehen. Vom nahen Dyí-Igarapé waren zwei Gäste gekommen. Ein älterer, häßlicher Mann mit krummen Beinen und triefenden Schlitzaugen gehörte dem Stamme der Ömöä-maχsá[237]) an. Er hatte ziemlich weit durchlöcherte Ohrläppchen. Zu Hause trügen sie darin ein Stückchen Pfeilrohr und zur Festzeit ein Büschel Federn. Der andere, ein hübscher Knabe mit großen Augen und feingebogener Nase, war ein Buχpú-maχsá oder B u h á g a n a ,[238]) wie er sich selbst nannte. Die Sprachen beider Stämme sind fast identisch, weichen aber vom Tukáno in vielen Wörtern gänzlich ab. Das „p" im Tukáno, das im Tuyúka schon zu „fh" erweicht ist, ist in beiden Sprachen zu „h" geworden.

---

[236]) Vgl. meine Indianertypen aus dem Amazonasgebiet. Lieferung 2.

[237]) Männer-Leute. So wird dieser Stamm von den Tukáno genannt.

[238]) Blasrohr-Leute. buhága-Blasrohr (im Tukáno: buχpú). Buχpú-maχsá heißt dieser Stamm bei den Tukáno.

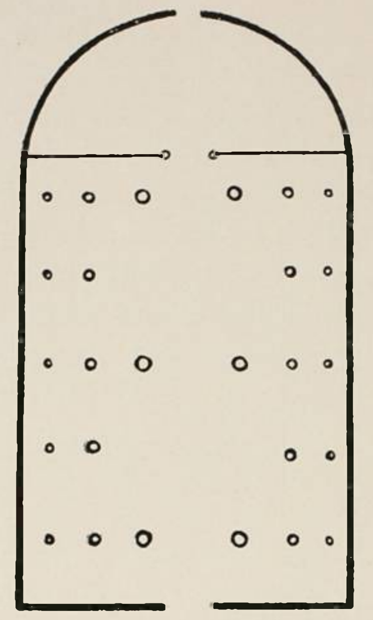


Abb. 201. Grundriß der Maloka. Rio Tiquié.

Unter den in Pinókoaliro verheirateten Frauen befanden sich Angehörige der Särá[239]) vom Dyí-Igarapé und der Palänoa, Erúlia und Tsölá[240]) oder auch Pinótsöla vom oberen Pirá-Paraná. Die Sprachen der drei ersteren Stämme sind vom Buhágana nur dialektisch verschieden, während die Sprache der Tsölá oder Tsöná, wie die Tuyúka diesen Stamm nennen, mehr dem Tuyúka verwandt ist. Das „s“ in den anderen Betoya-sprachen ist im Tsölá zu „h“ geworden.[241])

Die Durchbohrung der Ohrläppchen ist bei den Tuyúka, wie am ganzen Caiarý-Uaupés, allgemein üblich. Einige alte Leute trugen in der Öffnung noch kleine Pflöcke aus leichtem Holz oder aus Rohr. Die heutige Jugend zieht meistens europäische Messingohrringe vor. Auch die Durchbohrung der Unterlippe, in der mehr oder weniger lange Holzstäbchen getragen werden, ist heute aufgegeben und findet sich nur noch bei einigen Vertretern der älteren Generation. Früher hätten alle Stämme des Tiquié diese Sitte gehabt, so erzählte mir Inspektor Antonio, der selbst eine durchbohrte Unterlippe hatte. Die Säráfrau, die durch ihre Häßlichkeit und ihr gelocktes Haupthaar auffiel, hatte die Nasenscheidewand durchbohrt.

Bei den Ómöá und den meisten Tuyúka waren die Achselhaare rasiert, während die Tukáno dort gewöhnlich sehr starken Haarwuchs tragen. Die Schamhaare werden nur bei den Weibern entfernt.

Ein beliebter Schmuck der Männer sind runde Ziernarben an den Armen, die ich auch bei einigen Tukáno in Parý-Cachoeira und Cabarý-Igarapé und später bei Stämmen des oberen Caiarý-Uaupés und des Yapurá beobachtet habe. Sie werden mit dem glühenden Ende eines Holzstabes eine über der anderen eingebrannt und finden sich nur bei den Jünglingen und Männern, scheinen daher ein Zeichen der Mannbarkeit zu sein. Bisweilen schmücken bis zu 18 dieser Narben einen Arm.

Die Maloka von Pinókoaliro war 27 m lang, 17,80 m breit und an der Vorderseite 7,80 m hoch. Sie unterschied sich etwas von den im Grundriß rein

[239]) In der Lingoa geral: Barrigudo-tapuyo oder Barrigudo-mira genannt.

[240]) Diese vier Stammesnamen gehören der Tukáno-Sprache an.

[241]) Näheres über diese Sprachen siehe in den vergleichenden Wörterlisten im Anhang am Schluß des zweiten Bandes.

viereckigen Malokas, die ich bisher gesehen hatte. Am hinteren Ende hatte sie einen halbkreisförmigen Vorbau, der dem Häuptling als Wohnung diente und von dem Hauptraum durch eine höhere Wand getrennt war. Ein nicht sehr breiter Zugang verband beide Teile miteinander (Abb. 201). Daher hatte diese Maloka an der Frontseite eine Giebelwand (Tafel XI), nach hinten aber fiel das Dach in allmählicher Rundung ab und saß unmittelbar auf der kaum einen Meter hohen Wand. Ein schmaler und niedriger Ausgang führte ins Freie (Tafel XII).[242])

Es war erstaunlich, welche enormen Mengen Coca Tag für Tag in Pinókoaliro genossen wurden. Als die beiden Gäste vom Dyí-Igarapé sich zur Heim-

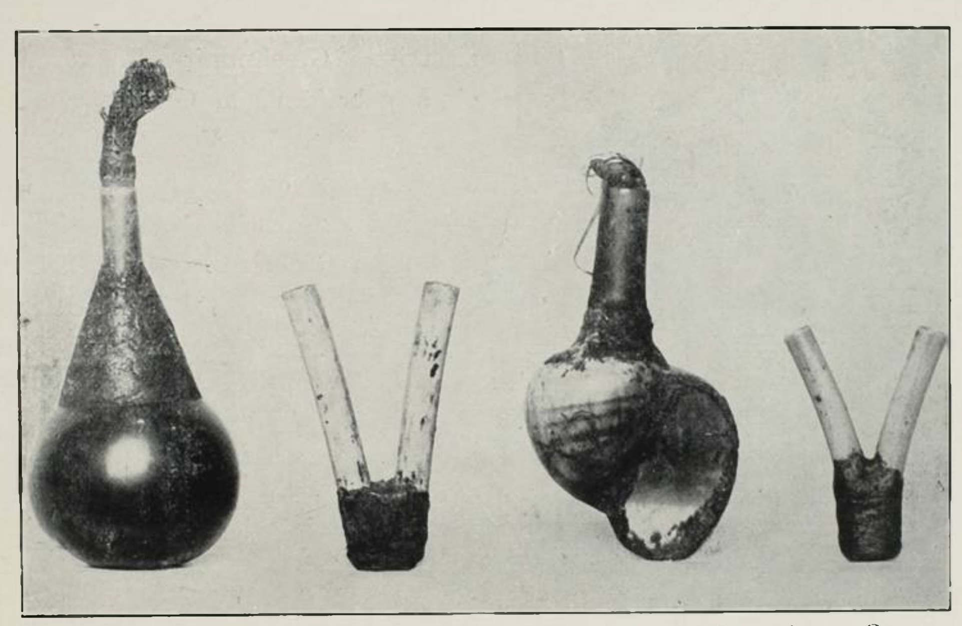


Abb. 202. Schnupfgeräte der Tuyúka und Bará. Rio Tiquié. ca. $^1/_2$ nat. Gr.

reise rüsteten, nahmen sie für einen Marsch von $1^1/_2$ Tagen nur mehrere Säckchen Coca mit, aber keine Lebensmittel, nicht einmal Beijús.

Vereinzelt sah ich hier und später bei den Bará ein anderes Reizmittel im Gebrauch, das offenbar von den Stämmen des Yapurágebietes herrührt, da es bei diesen sehr beliebt ist und sich am ganzen übrigen Caiarý-Uaupés nicht findet. Es ist ein graues, scharfes Schnupfpulver von stark narkotischer Wirkung, das in der Lingoa geral unter dem Namen p a r i c á bekannt ist und aus den getrockneten Samen einer Mimose[243]) hergestellt wird. Es wird in kleinen

[242]) Malokas derselben Konstruktion finden sich bei den Bará und Desána, außerdem bei Stämmen des Papurý und Pirá-Paraná.

[243]) Mimosa acacioides Benth. Dieses Schnupfpulver ist über einen großen Teil des tropischen Südamerika verbreitet, vom Orinoco und von Guayana an bis zu den

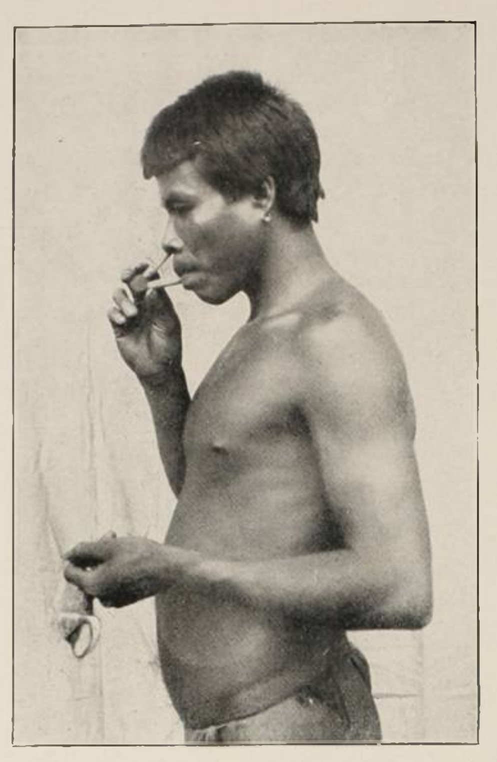


Abb. 203. Tuyúka schnupfend. Rio Tiquié.

kugeligen Kalabassen aufbewahrt oder in Schneckenschalen, deren Öffnung gewöhnlich mit einem eingepichten Spiegelglas verschlossen ist, und die, ebenso wie die Kalabassen, einen mit Pech aufgesetzten Vogelknochen als Tülle tragen. Als Stöpsel dient ein zusammengerolltes Blatt oder Baststreifchen oder ein Pflöckchen aus leichtem Holz, das bisweilen mit den schwarzen, gekräuselten Federn vom Kamm des grossen Mutum verziert ist. Geschnupft wird vermittels eines gabelförmigen Gerätes aus zwei kommunizierenden Vogelknochen. Sie sind aneinandergepicht und tragen nicht selten über der Verbindungsstelle in das Pech eingelassen ein Stückchen Spiegelglas (Abb. 202). Beim Gebrauch schüttet man etwas von dem Pulver aus der Dose auf die flache Hand und schöpft es mit der Knochengabel auf. Dann steckt man das eine Ende der Gabel in ein Nasenloch, das andere in den Mund und teilt durch kurzes Blasen das feine Pulver den innersten Schleimhäuten der Nase mit (Abb. 203).

Anfangs wollte es mir gar nicht gelingen, Tanzschmuck einzuhandeln. Erst als ich meine Tauschwaren ausbreitete, wurde mir eine Anzahl schöner Stücke gebracht. Die Preise waren sehr verschieden und entsprachen häufig nicht dem Wert des Gegenstandes. Für zwei breite Aufstecker aus feinen weißen Reiherfedern mit vollständigem Rückenschmuck aus Schenkelknochen des Jaguar und anhängenden Affenhaarstricken und Reiherbälgen mußte ich einen einläufigen Vorderlader geben. Die herrlichen Kronen aus orangegelben Ararafedern, Federquasten, die am Arm getragen werden, gingen schon für Pulver, Schrot und Zündhütchen weg. Ein paar Zierstäbe, die der ganzen Länge nach mit weißem Flaum des Urubutinga-Geiers bekleidet und am oberen Ende mit einem Büschel bunter Federn geschmückt waren, galten ein gewöhnliches Messer. Sie werden den Federkronen hinten vertikal aufgesteckt (Abb. 204). Vier prächtige Gürtel aus Wildschweins- und Jaguarzähnen

südlichen Nebenflüssen des Amazonenstromes. Auch die dabei verwendeten Geräte ähneln einander sehr.

erhielt ich für zwei Waldmesser. Kürbisrasseln und Fußklappern wurden billig für ein gewöhnliches Messer oder gar für einige Stopfnadeln und eine Rolle Zwirn abgegeben. Auf diese Weise gelang es mir, einige vollständige Tanzschmucke zusammenzustellen.

Aus einer Ecke holte ein junger Mann Teile von sonderbaren Maskenanzügen hervor und zeigte mir, wie sie getragen wurden. Es waren lange Be-

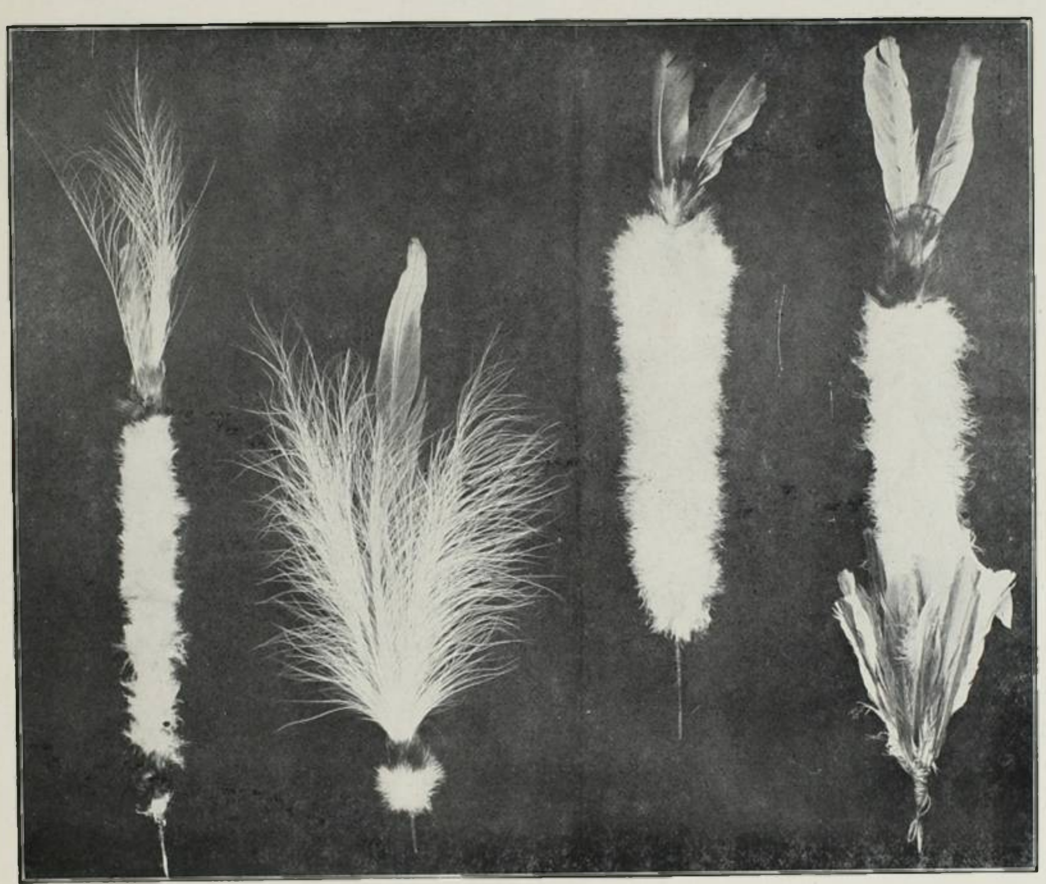


Abb. 204. Federstäbe, die dem Kopfputz hinten vertikal aufgesteckt werden. Rio Tiquié. ca. 1/5 nat. Gr.

hänge aus feinem Baumbast, die um den Bauch gewickelt wurden und bis auf die Füße herabreichten; geschlossene Jacken aus grobem, rotem Baststoff mit langen angenähten Ärmeln und einem Schlitz, um den Kopf durchzustecken; eine Art Säcke aus demselben Stoff, die über den Kopf gezogen wurden, und in die zwei Löcher für die Augen gerissen waren; endlich hohle Zylinder aus Ambaúvaholz, die mit kunstlosen roten und gelben Mustern und mit einem Gesicht bemalt waren. Sie wurden auf dem Kopf getragen und hatten zu beiden Seiten ein viereckiges Loch, in das ein geschnitztes und mit roten Mustern be-

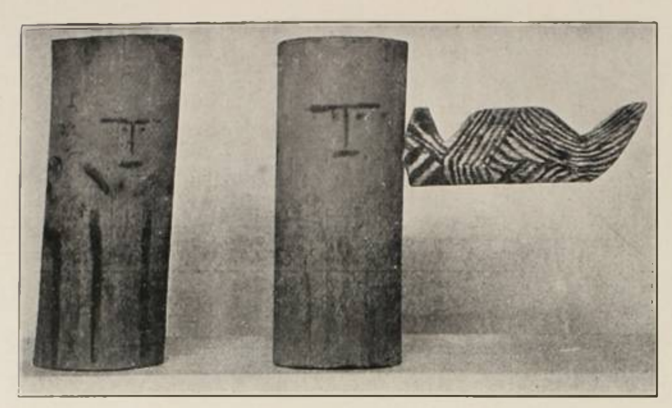


Abb. 205. Kopfaufsätze für Maskenanzüge der Buhágana. Pirá-Paraná. ca. 1/6 nat. Gr.

maltes Brettchen, das Ohr, gesteckt wurde. Leider war nur noch ein Brettchen vorhanden (Abb. 205). Die Tänzer schreiten rasch mit schaukelnden Bewegungen hin und her. Diese Maskenanzüge, die von den Buhágana stammten, stellten Dämonen dar. Auch die Ómöá-maχsá und Särá hätten solche Maskentänze.

Ich beobachtete hier auch die Herstellung der Quarzzylinder, die fast alle männlichen Bewohner in prächtigen Exemplaren um den Hals trugen. Das glänzend weiße Gestein findet sich an einem Platz auf dem linken Ufer des Tiquié tief im Wald in der Erde. Man sprengt ein geeignetes Stück ab und gibt ihm durch Schlagen mit einem anderen Quarzstein die nötige Form. Dabei schlägt man mit dem faustgroßen und vom vielen Gebrauch abgerundeten Klopfstein leicht an dem Quarzzylinder herunter, wie wenn man Feuer schlagen wollte. Dann schleift man den Zylinder auf Sandstein und poliert ihn mit feinem Sand oder auch mit Bimsstein, der vom oberen Solimões stammt und den Uaupés-Indianern in kleinen Stücken auf dem weiten Weg über den Yapurá zugeführt wird. Schon diese Herrichtung des Quarzzylinders ist das mühselige Werk von vielen Monaten, zumal sich der Indianer nur gelegentlich damit beschäftigen kann. Nicht minder mühsam und zeitraubend ist die Durchbohrung. Der Indianer hält den Zylinder mit den Füßen am Boden fest und quirlt mit beiden Händen einen zugespitzten Stab aus Paxiúbaholz auf dem harten Stein, indem er von Zeit zu Zeit feinen weißen Sand, aber k e i n Wasser zusetzt. Beim Beginn des Durchbohrens wird der glatten Rundung des Quarzes ein Klümpchen Pech aufgesetzt, damit der Stab beim Quirlen nicht abrutscht, bis das Loch tief genug ist. Mehrere Paxiúbastäbe nutzen sich beim Durchbohren eines Steines ganz ab, da sie immer wieder nachgespitzt werden müssen.

Die Quarzzylinder, die von den Tukáno e χ t á p o a , von den Tuyúka y a ï g á oder d i a i g á genannt werden, haben eine Länge von 10 bis 15 cm bei einem Durchmesser von 2 bis 3 cm und sind an beiden Enden abgeflacht. Sie sind gewöhnlich nahe dem einen Ende der Quere nach, selten der Länge nach durchbohrt. Von den letzteren, die bei den Indianern als die größte Kostbarkeit gelten, habe ich nur kleinere Stücke bei Kindern zu Gesicht bekommen,

aber trotz vieler Bemühungen nicht erwerben können. Die Quarzzylinder werden stets zusammen mit gewissen glänzend schwarzen Samen, die im Tukáno k i k í g a, im Tuyúka k i r i g á heißen, an einer aus Tucumfasern sorgfältig gedrehten Schnur getragen, deren Enden lang über den Rücken herabhängen (Abb. 206).

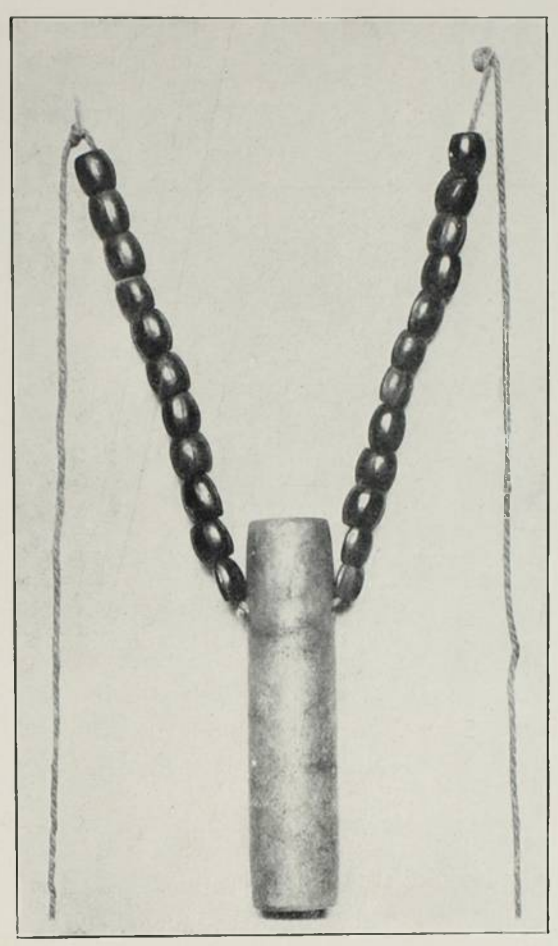


Abb. 206. Quarzschmuck. Rio Tiquié. ca 1/3 nat. Gr.

Am 9. Mai fuhren einige Tuyúka mit Weibern und Kindern und einem Makúsklaven flußabwärts, um in einem Igarapé Pech zu holen, das sie aus dem Harz eines Baumes gewinnen. Für einen Aufenthalt von acht Tagen nahmen sie fast ihren ganzen Hausrat mit.

Auf meinen Wunsch nahm Schmidt Haarproben von Männern und Weibern. Anfangs sträubten sie sich dagegen, in der Besorgnis, es könne damit zu ihrem Schaden Zauberei getrieben werden. Erst als ich ihnen erklärte, ich wolle diese schwarzen Haare meiner Frau zeigen, die blonde Haare habe, waren sie einverstanden, verschnitten nun aber ihrerseits Schmidts weißblonde Locken „zum Andenken“ fürchterlich.

Schmidt hatte hier einen neuen, sehr bezeichnenden Namen bekommen, n o m i ó - a χ k ä, Weiberaffe, weil er den ganzen Tag, natürlich in allen Ehren, bei den Weibern steckte und sich beständig mit den Mädchen herumzerrte. Mich nannten sie bisweilen scherzend wegen meines wüsten Bartes u a χ t í, Dämon, böser Geist.

Am 10. Mai fuhren wir weiter. Der Tiquié war viel schmäler geworden und vielfach durch niedergestürzte Bäume und Geäst versperrt. Nachmittags gelangten wir zum Macucú-Igarapé, den die Tukáno b o χ p é y a nennen, einem ansehnlichen linken Zufluß mit grünlich weißem Wasser, an dem die erste Maloka der Bará lag. Sie wurde gegenwärtig nur von zwei Bará-Familien, Vater und



Abb. 207. Alter Tuyúka mit Zopf. Rio Tiquié.

Sohn, bewohnt und einigen Tuyúka, die auf Besuch waren. Unter diesen befand sich ein alter Mann, der wie ein verkörpertes Stück Vergangenheit anmutete. Sein langes, in der Mitte gescheiteltes Haar war mit einem schmalen Streifen aus gelbem Bast zu einer Art Zopf umwickelt und verlieh dadurch dem Besitzer ein eigentümliches, weibisches Aussehen, wozu die ungewöhnlich stark entwickelten Brustwarzen nicht übel paßten (Abb. 207). Diese Haartracht war früher am ganzen Caiarý-Uaupés verbreitet, wie mir von den Indianern versichert wurde, und wie man an den Tanzmasken erkennt, die fast sämtlich den aus Baststreifen hergestellten Zopf haben.

So waren wir nun bei den Bará, den angeblichen Menschenfressern, vor denen uns Salvador Garrido in São Felippe gewarnt hatte. Sie waren ebenso harmlos und gutmütig, wie alle anderen „wilden" Indianer, denen wir bisher begegnet waren. Der Herr der Maloka war ein alter, fideler Kerl mit einem so komischen Gesicht, daß es selbst den trübsinnigsten Hypochonder zum Lachen reizen mußte.[244])

Für eine amerikanische Axt erhandelte ich hier ein vortrefflich gearbeitetes, riesiges Blasrohr nebst Köcher. Sie rührten von den Buhágana her, die in der ganzen Gegend als Verfertiger der besten Blasrohre und Köcher gelten und dieser Geschicklichkeit ihren Namen verdanken. Von den bisher gesehenen Waffen dieser Art wichen sie erheblich ab.

Diese Blasrohre erreichen eine Länge von $3^1/_4$ m und verjüngen sich gegen die Mündung hin stark. Sie sind erheblich schwerer als die am Içána-Aiarý gebräuchlichen Blasrohre, die auch am ganzen Caiarý-Uaupés verwendet werden, und werden auf dieselbe Weise hergestellt, wie ich es oben (S. 96) an zweiter Stelle beschrieben habe. Doch fehlt die Einlage aus Arundinaria-Rohr, und die mit großer Genauigkeit aus den beiden Hälften des Baumstämmchens herausgeschabten, glatten Längsrinnen bilden die Höhlung der Waffe. Die mit schwarzbraunen Rindenstreifen in Spiralwindungen dicht umwickelte Oberfläche des Rohres ist mit schwarzem Bienenwachs überzogen und bisweilen noch mit

[244]) Vgl. sein Porträt: Indianertypen. Liefg. 2, Tafel 38a.

Carayurú-Farbe eingerieben. Das Kaliber beträgt nur 9 mm. Das 10 bis 12 cm lange Mundstück aus rotem Holz hat die Form einer nach der Mitte zu sich verengenden Röhre mit einer Öffnung von 3 bis 4 cm Durchmesser. Das Visier, das ebenfalls aus aufgepichten Schneidezähnen eines Nagetieres besteht, sitzt gewöhnlich dem Mundstück sehr nahe, 5 bis 8 cm davon entfernt, was beim Schießen sehr unbequem ist und große Übung erfordert (Abb. 208).



Abb. 208. Blasrohr aus dem Yapurá-Gebiet. Buhágana. Pirá-Paraná. 1/4 nat. Gr.

Der Köcher ist besonders zierlich aus einem schönen roten Holz gearbeitet, das am Yapurá häufiger vorkommt und in der Lingoa geral m u i r a p i r á n g a genannt wird. Er hat mehr oder weniger zylindrische Gestalt und eine Länge von 33 bis 35 cm bei einem oberen Durchmesser von 8 bis 10 cm. Auf der Außenseite ist das Holz durch andauerndes Bestreichen mit den lederartigen Hüllblättern des Blütenstandes der Assaï-Palme fein poliert. Als Boden dient eine Holzscheibe, deren Rand mit Pech verstrichen ist. Der obere Teil des Köchers ist mit einer flachen, etwa 3 cm breiten Hohlkehle verziert, die nach unten mit einem schmalen Ring abschließt. Über dieser Hohlkehle setzt der Köcher bis zum Rande scharf ab, um den außen mit Pech überzogenen Deckel aus Flechtwerk aufzunehmen. An mehreren Palmfaserschnüren, die um die Hohlkehle geschlungen sind, ist eine dickere Schnur befestigt. Sie dient zum Anhängen des Köchers und trägt auch mittels einer kleinen Schnur und eines kleinen Ringes, der aus Knochen oder der steinharten, schwarzen Schale der Tucumá-Frucht verfertigt ist, den Deckel (Abb. 209 a, b).

Sehr originell ist der Einsatz, der die Giftpfeilchen aufnimmt. Palmblattfiedern oder die zähen, breiten Halme eines Grases sind umgebogen und dicht nebeneinander liegend mit Schnüren zu einer kleinen Matte verflochten, in der die Pfeilchen, wie in einem Besteck, fest verwahrt werden. Zusammengerollt muß die Matte genau in die Höhlung des Köchers passen, so daß die vergifteten Spitzen der Geschosse den Boden nicht berühren. An einer Schnur kann man das ganze „Besteck" bequem herausheben (Abb. 209 c). Diese Giftpfeilchen unterscheiden sich nur durch ihre geringere Länge, 33 bis 34 cm, von denen, die in den nördlichen Nachbargebieten im Gebrauch sind.

Auch das Pfeilgift der Buhágana, das so stark sein soll, daß es „einen Tapir tötet", ist berühmt und ein begehrter Artikel. Die anderen Stämme unter-

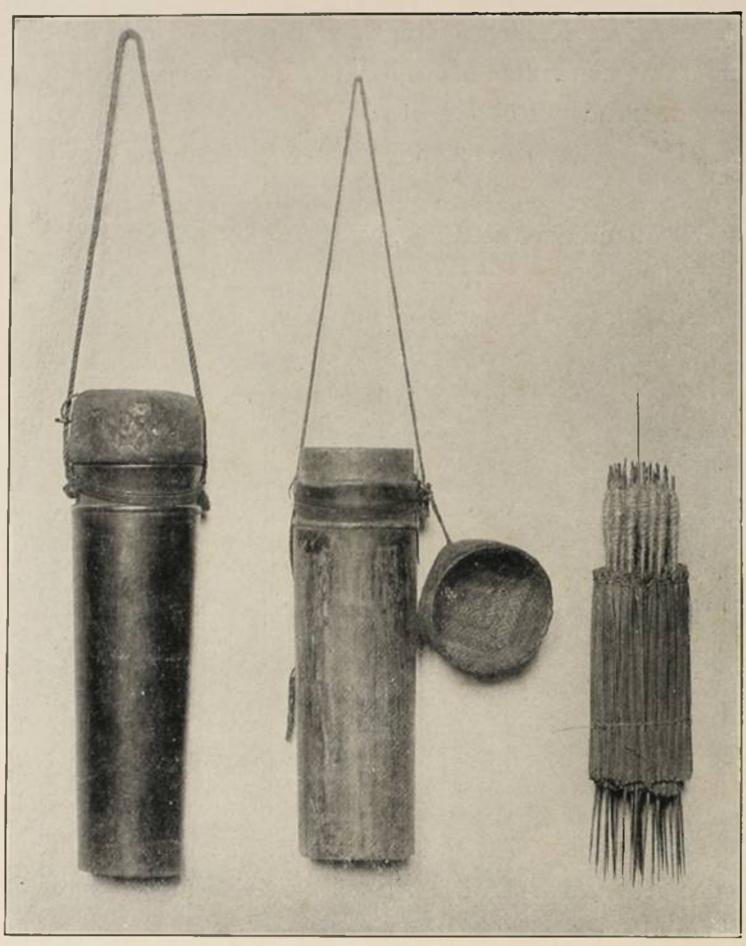


Abb. 209. Köcher und Blasrohrpfeilchen aus dem Yapurá-Gebiet. Buhágana. Pirá-Paraná. ca. 1/6 nat. Gr.

nehmen oft weite Handelsreisen, um es sich zu verschaffen. Die Buhágana verkaufen ihren Nachbarn Tuyúka und Bará das Pfeilgift gewöhnlich gegen große, kunstvoll gewickelte Knäuel von Stricken aus Tucum- und Mirití-fasern, in deren Herstellung diese Tiquié - Stämme Meister sind.

Oberhalb der Mündung des Macucú-Igarapé, der zwei Tagereisen aufwärts durch einen Fußpfad von zwei Tagen mit einem Zufluß des oberen Papurý in Verbindung steht, ist der Tiquié nur noch eine schmale, verwachsene Cabeceira (Quellbach). Als wir am 12. Mai weiterfuhren, hatten wir mit Axt und Waldmesser schwere Arbeit, um mit unserem breiten Boot durchzukommen, obwohl wir die Tolda abgenommen hatten. Wir machten deshalb schon kurz nach Mittag Rast in einer Hütte auf dem linken Ufer. Sie lag in einer großen Mandiocapflanzung und diente einer Bará-Familie, Mann, Frau und fünf reizenden Kindern, als Absteigequartier für die Zeit der Feldarbeiten.

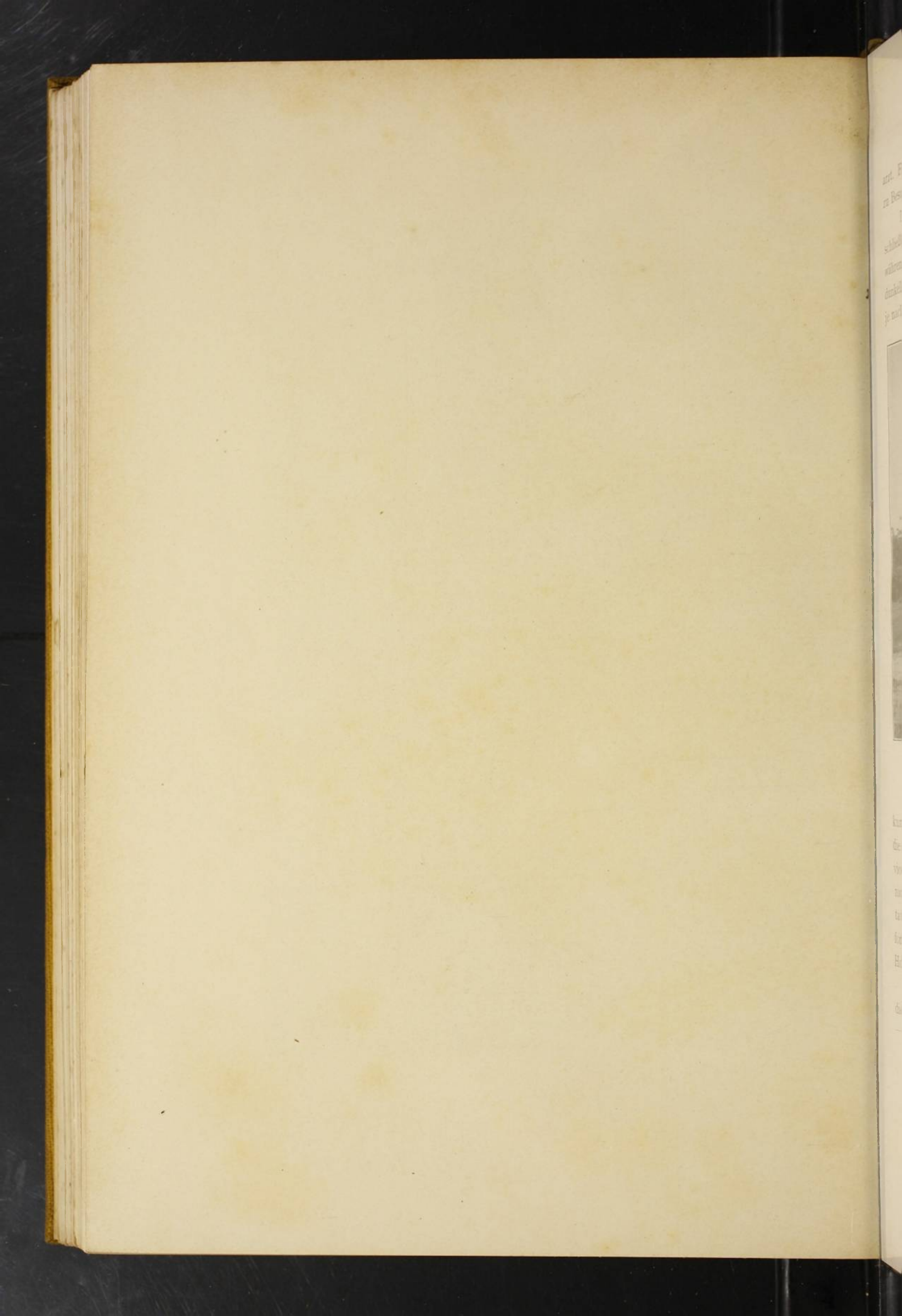
Der Tiquié hat hier eine Breite von 10 m bei einer Tiefe von 2,55 m in der Mitte, 1,10 m nahe dem linken Ufer und 1,45 m nahe dem rechten Ufer. Die entsprechenden Flußmaße waren bei Pinókoaliro: 25 m, 5,60 m, 4,50 m und 4,80 m; gleich unterhalb Parý-Cachoeira: 62 m, 5,80 m, 5,40 m und 4,20 m.

Am nächsten Morgen begegneten wir unterwegs einem Kanu mit zwei Tuyúka, die wir in Pinókoaliro kennen gelernt hatten. Sie holten einen Zauber-



TUYÚKA-MALOKA PINÓKOALIRO. VORDERSEITE.
RIO TIQUIÉ.

VERLEGT BEI ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN.



arzt. Flußaufwärts in der großen Maloka der Bará, wo sie sich bei Verwandten zu Besuch aufhielten, war einer schwer erkrankt.

Die Cabeceira teilte sich nun in zahlreiche schmale Arme und verlor sich schließlich im Igapó. Das Wasser hatte eine hellgrüne, durchsichtige Färbung, während es wenige Stunden unterhalb, vor der Einmündung des Macucú-Igarapé, dunkelbraun gewesen war. So ändert das Tiquié-Wasser öfters seine Farbe, je nachdem Bäche mit schwarzem oder weißem Wasser zufließen.

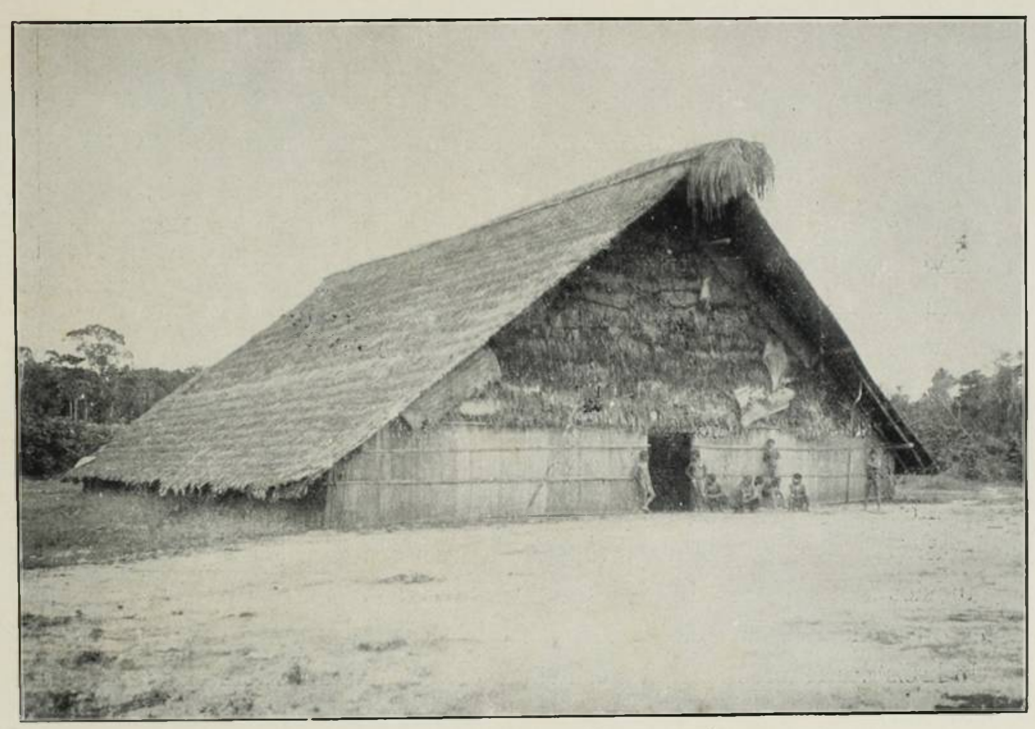


Abb. 210. Bará-Maloka. Rio Tiquié.

Außerordentlich war der Reichtum an Orchideen. Ich sammelte auf kurzer Strecke, nur im Vorüberfahren, über $^1/_2$ Dutzend verschiedener Arten, die in Blüte standen. Darunter war ein prachtvolles Exemplar mit großen, rotvioletten Blüten, die einen wundervollen Duft ausströmten. Ich ahnte damals nicht, daß es sich um eine neue Gattung handelte.[245]) Ich hatte an diesem vegetationsreichen Fluß ein kleines Herbarium angelegt, doch blieb mir bei dem fortgesetzten feuchten Wetter — wir waren ja mitten in der Regenzeit — wenig Hoffnung, die Pflanzen gut zu trocknen.

Bei strömendem Regen kamen wir nachmittags im Hafen an. Die Maloka, die ziemlich weit landeinwärts auf freier, schwarzerdiger Anhöhe lag, war die

[245]) Vgl. den botanischen Anhang im zweiten Band.

größte, die wir bisher gesehen hatten, und von derselben Bauart, wie die Maloka von Pinókoaliro. Sie war 29 m lang, 18,60 m breit und 8,70 m hoch und zählte 16 Feuerstellen (Abb. 210).

Die meisten Bewohner hatten noch nie Weiße gesehen. Wir wurden deshalb gebührend angestaunt, und selbst nach einem mehrtägigen Aufenthalt hatten Frauen und Kinder die Scheu vor uns nicht verloren. Drei Jungfrauen hatte man kurz vor unserer Ankunft in einer zweiten Maloka in Sicherheit gebracht, die ½ Tagereise flußaufwärts lag und angeblich von fünf Familien bewohnt wurde.

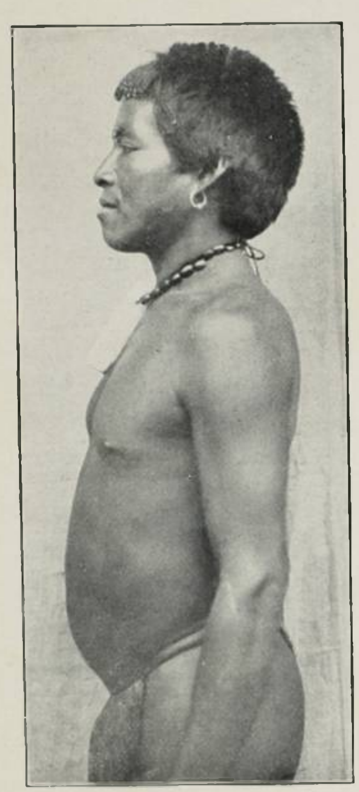
Die Bará sind ein kleiner Stamm von etwa 100 Seelen, dessen Sprache ebenfalls zur Betóya-Gruppe gehört und dem Tuyúka und Tsölá näher verwandt ist.

Diese Bará der Tiquié-Cabeceira führen eine vorwiegend vegetarische Lebensweise, da das versumpfte Gewässer, an dem sie wohnen, ihnen keine größeren Fische liefert, und Jagd fast nicht ausgeübt wird. Sie hatten keine Fischnetze; auch Bogen und Fischpfeile bemerkte ich nicht. Aus einer alten Messerklinge verfertigten sie sich mühevoll elende Angelhaken, mit denen sie wenige, nur kleine Fische fingen. Leider konnten wir ihnen nicht aushelfen, da die Angelhaken uns schon in Pinókoaliro ausgegangen waren. Die einzigen Jagdwaffen, die wir vorfanden, waren zwei Blasrohre und Köcher. Sie stammten wiederum von den Buhágana und wurden uns gegen angemessene Bezahlung anstandslos überlassen. In der Maloka wurden weder Hühner, noch andere Haustiere gehalten, nur einige Hunde. In den großen Mandiocapflanzungen im Umkreis des Hauses fehlten merkwürdigerweise Bananen, Ananas und andere Früchte, die sonst in den indianischen Küchenzettel etwas Abwechslung bringen. An reichliche Nahrung bei den Tukáno und Tuyúka gewöhnt, mußten wir mit Mandiocaspeisen, gerösteten Saúba-Ameisen und sehr fetten, stachligen Käfern, die sich gerade zahlreich an den Zweigen der Ingá-Sträucher fanden, kümmerlich unser Leben fristen.

Ein Gutes hatten diese Hungertage: Schmidt und ich wurden Frühaufsteher, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb!“ Schon kurz nach 5 Uhr, noch in der Dunkelheit, weckten wir einander, um beileibe nicht das erste Frühstück, Beijú, Stärkebrühe und geröstete Ameisen, zu versäumen, da sonst die traurigsten Folgen daraus hätten entstehen können. Wir aßen unmäßig, denn dieses „erste Frühstück“ mußte vorhalten, da es meistens die einzig größere Mahlzeit am Tage war. Mit Coca aber, die die Indianer in ungeheuren Mengen zu sich nahmen, konnten wir Europäer uns noch nicht begnügen. Zum Tunken der Beijús gab es gepfefferte Tukupí, dickflüssig eingekochte Mandioca-

brühe, die an Geschmack der besten englischen Sauce gleichkommt. Die anderen Stämme des Tiquié haben als Tunke einfache Stärkebrühe, mit Capsicumfrüchten gekocht. Ein Ereignis war es, als uns am Abend des vierten Tages ein Knabe ein zartes Agutí brachte, das ein Hund in einem hohlen Baum gestellt hatte. Aber es war leider nur zu wenig, eine Ratte für sechs kräftige Männer!

Obwohl noch nicht von europäischem Einfluß angekränkelt, hatten die meisten dieser Bará im Gegensatz zu den offenen, ehrlichen, stets liebenswürdigen Tuyúka einen verschlossenen, fast düsteren Charakter. Während ich mich



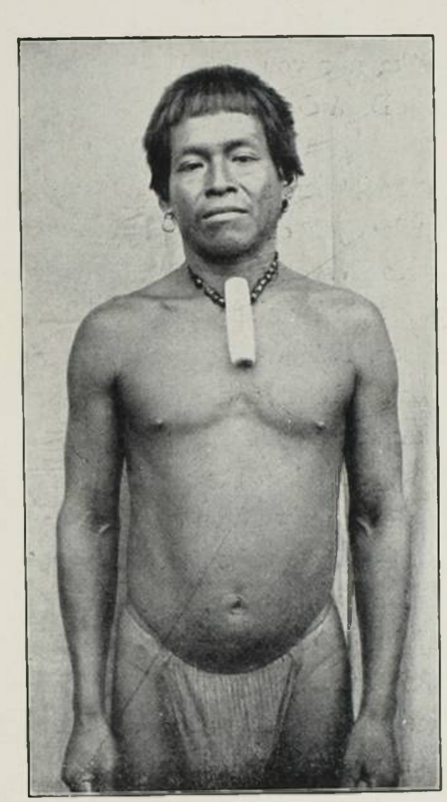


Abb. 211. Bará. Rio Tiquié.

bei den anderen Stämmen des Tiquié nie über Unredlichkeit zu beklagen hatte, machten sich die Bará kleiner Diebereien schuldig. Beim Ausladen fehlte plötzlich mein Waldmesser. Erst auf meine sehr energische Einsprache „fand" es ein Bará am Hafen, obwohl Schmidt mit meinen Leuten dort stundenlang danach gesucht hatte.

Die äußere Erscheinung der Bará wirkt im ganzen nicht unangenehm. Es sind schlanke, ebenmäßige Gestalten, im Durchschnitt etwas kleiner als die Tuyúka. Einige zeigen finstere Gesichter mit verkniffenen Augen, was zum Teil auch den stark ausgeprägten Supraorbitalwülsten zuzuschreiben ist. Die

Stirn ist bei den meisten wohlgerundet, wenig fliehend. Allen gemeinsam ist die kräftig vorspringende, edelgeformte Nase. Der Nasenrücken ist hoch, der vom Knorpel gestützte untere Teil leicht konvex, die Spitze etwas hängend, der Mund groß mit fleischigen, geschwungenen Lippen. Die Ohrläppchen sind häufig angewachsen (Abb. 211).

Die Weiber gehen gewöhnlich ganz nackt, bekleideten sich aber bei unserer Ankunft mit kurzen Röcken aus Kattun, den sie sich, wie Eisenwaren und andere europäische Gerätschaften, auf dem Wege des Zwischenhandels mit den Tuyúka und Tukáno zu verschaffen wissen. Die Schamhaare werden wie bei den Tuyúka nur von den Weibern entfernt.

Die Bará der Cabeceira gehören mehr noch als die Tuyúka ihrer Sprache und ihren ganzen Lebensgewohnheiten nach schon zum Yapurá-Gebiet. Mit den Tuyúka haben sie, abgesehen von den geringen Handelsinteressen, wenig Verkehr, dagegen enge Beziehungen zu den Stämmen des Pirá-Paraná. Zur Zeit unseres Besuches war der Häuptling mit einigen Männern am Pirá-Paraná abwesend. Sein Bruder führte für ihn die Geschäfte. Eines Abends klagten ein paar Weiber, Palänoa, um eine dort verstorbene Anverwandte.

Der Zauberarzt, den die beiden Tuyúka geholt hatten, war ebenfalls ein alter Bekannter von uns aus Pinókoaliro. Er war ein baumlanger, hagerer Geselle mit würdevollem Benehmen. Wir nannten ihn nur „Stockman", da er uns ein klein wenig an unseren englischen Freund[246]) erinnerte. Bei seiner Ankunft war er im Gesicht rot bemalt und begrüßte sich mit jedem einzelnen, auch mit dem Kranken, in längerer, ernster Rede. Die Krankheitsgeschichte wurde mehrmals ausführlich erzählt. Der Kranke, ein noch junger Mann, litt, seiner gelben Gesichtsfarbe nach zu urteilen, an schwerer Malaria, die in diesem Sumpfgebiet vorkommen soll. Der Zauberarzt nahm an ihm und seinem kranken Töchterchen drei Kuren vor, die sich in nichts von den am Aiarý gesehenen unterschieden. Es war dasselbe Bestreichen und Beblasen des Körpers, dasselbe heftige Überschütten des Wassers, dasselbe Aufsammeln der schwarzen Holzstäbchen, die als Ursache der Krankheit gelten. Zum Schluß stellte er die Diagnose, das Gift sei von Süden her gekommen. Als Honorar erhielt er vier große Kalabassen. Die Zauberärzte bekommen stets Bezahlung, manchmal sogar eine Hängematte.

Eines Abends erschienen zwei fremde Indianer, Tuyúka vom oberen Papurý, Schwäger des Kranken, der eine Schwester von ihnen zur Frau hatte. Wilde Begrüßungsszenen fanden statt, zunächst mit der Schwester, dann mit dem Kranken selbst, der mit jämmerlicher Stimme über seine Leiden berichtete.

[246]) Vgl. oben Seite 18.

Die beiden Fremdlinge stießen drohende Worte aus, deuteten mit leidenschaftlichen Geberden in die Ferne und schüttelten ein langes Messer und einen Stock, den sie in der Rechten trugen, als wollten sie den unbekannten Gegner bedrohen, der ihrem Verwandten die Krankheit geschickt hatte. Es war ganz so, wie bei dem Sterbefall in Cururú-cuára am Aiarý; nur das Trauergeheul zum Schluß fehlte.

Nachdem sie alle Bewohner der Maloka in ähnlicher Weise begrüßt hatten, setzten sich die Fremden nieder, und die Unterhaltung lenkte in ruhigere Bahnen ein. Sie blieben bis zum übernächsten Tag und beteiligten sich auch an einer kleinen Kneiperei. Nichts deutete weiter auf etwas Außergewöhnliches hin. Erst als sie Abschied nahmen, wurde es uns klar, daß sie nur gekommen waren, um ihre Schwester von dem kranken Gatten weg in die Heimat zurückzuholen. Offenbar hatte man ihn aufgegeben. Die Frau belud sich mit ihrem gesunden Knaben und ihrem ganzen Hausrat; ihr krankes Mädchen ließ sie zurück. Mit weinerlichen Worten sagte sie jedem einzelnen Lebewohl. Die beiden Tuyúka schrien vom Eingang her wild in das Haus hinein; die Bará antworteten ebenso. Dann gingen jene weg. Der Vater des Kranken lief ihnen nach. Am Waldesrande kam es abermals zu einer aufregenden Szene. Der Bará schimpfte heftig hinter den Scheidenden her. Die Brüder wendeten sich um. Leidenschaftliche Geberden auf beiden Seiten. Wir dachten schon, es käme zu Schlägen. Doch jene verschwanden im Wald, und der Bará kam gleichgültig zurück. Trotz des Lärms hatte ich den Eindruck, daß es sich nur um leere Zeremonie handelte, was auch aus der Teilnahmlosigkeit der Zuschauer hervorzugehen schien.

So barbarisch dieser Brauch, welcher der von allen Reisenden bezeugten Vernachlässigung der Kranken entspricht, unserem moralischen Empfinden erscheint, so hat es doch für den primitiven Menschen nichts Unnatürliches, einen Kranken zu verlassen, der im Haushalt nur überflüssige Mühe und Arbeit verursacht und der Gemeinschaft nichts mehr nützen, sondern nur schaden kann.

Am 18. Mai machten wir, begleitet von einigen Bará, eine Tour zum Yauacáca-Igarapé. In einer Stunde erreichten wir in drei Kanus den Beginn des viel betretenen Fußpfades. Eine weitere knappe Stunde brauchten wir, um in südwestlicher Richtung über die niedrige Wasserscheide in das Flußgebiet des Yapurá zu gelangen. Der Yauacáca-Igarapé war ungefähr 12 m breit. Sein weißes Wasser sah aus, als sei es mit etwas Milch vermischt. Im Hafen lag ein gutes, mittelgroßes Kanu. Der Ausgang des Fußpfades war arg versumpft. Auf einer höheren, trockenen Stelle dehnte sich eine große Mandioca-



Abb. 212. Zunderbüchse der Bará. Rio Tiquié. $^1/_4$ nat. Gr.

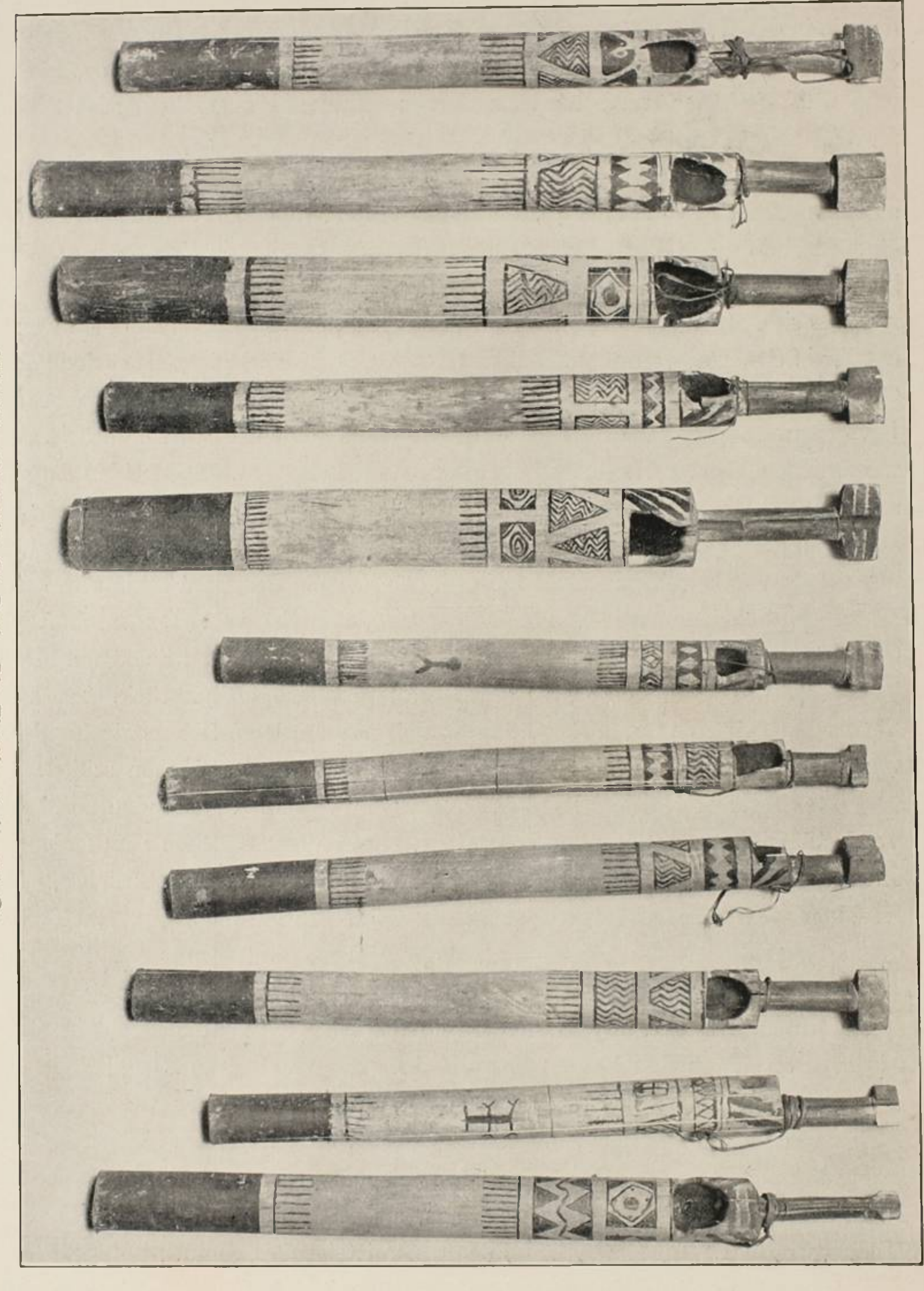


Abb. 213. Tanzstäbe der Bará. Rio Tiquié. ca. $^{1}/_{10}$ nat. Gr.

pflanzung aus mit vielen Cocasträuchern, einigen Bananen und sogar Zuckerrohr. Ein kleines Haus gehörte zwei Baráfamilien, die zur Zeit am Tiquié weilten. Auch am Beginn des Pfades war eine Pflanzung mit einer Schutzhütte. Unter der Blätterverkleidung des Daches fand ich eine indianische Zunderbüchse. Sie bestand aus einem Stück Bambusrohr, das mit dem im nördlichen Südamerika bekannten „Ameisenzunder" gefüllt war, einer filzartigen, feinhaarigen Masse von dem Nest einer gewissen Ameise. Den Boden der Büchse bildete die natürliche Scheidewand am Knoten des Rohres, die durchbohrt war, um der

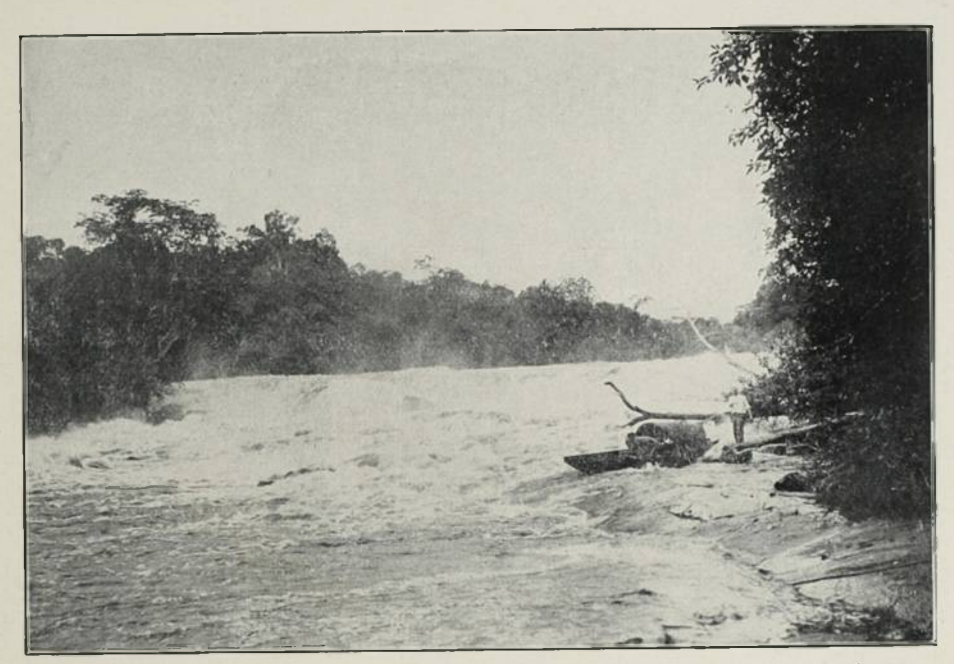


Abb. 214. Carurú-Cachoeira bei niedrigerem Wasserstande. Rio Tiquié.

Luft Zutritt zu gewähren. Ein Deckel fehlte (Abb. 212). Diese Zunderbüchse diente den Indianern dazu, bei ihren Märschen von Fluß zu Fluß den glimmenden Brand mitzunehmen, um bei der Ankunft sofort und ohne viele Mühe Feuer anzünden zu können.

Über die Gegenden im Westen und Süden erfuhr ich von den Indianern noch folgendes: Der Tiquié entspringe wenige Tagereisen flußaufwärts aus einem See. Wahrscheinlich ist darunter nur eine Lagune dieses Sumpfgebietes zu verstehen, dessen Abfluß der Tiquié bildet. Am Yauacáca-Igarapé lägen waldeinwärts zwei Malokas, die von Tsöloá oder Tsöroá und von Palänoa bewohnt würden. Die Tsöloá seien ein anderer Stamm als die Tsölá des oberen Pirá-Paraná. Ein alter Bará zeichnete mir eine Karte des Pirá-Paraná und seiner Zuflüsse in den Sand,



Abb. 215. Rast an der Carurú-Cachoeira. Rio Tiquié.

wobei er die Cachoeiras durch Kreise andeutete. Der Pirá-Paraná münde in einen anderen „p á p u l i“ [247]), offenbar den Apaporís der Karten.

Schon damals reifte in mir der Plan, als Abschluß meiner Reisen auf diesem Wege den Yapurá und durch diesen den Amazonenstrom zu erreichen.

Ich kaufte unter anderem von den Bará ein Bündel Tanzstäbe aus Ambaúva-Holz. Sie unterschieden sich wenig von den Uána am Aiarý, waren aber sorgfältiger gearbeitet und mit feinen, roten und schwarzen Mustern bemalt. Die Farben, Urucú und Kohle, hatte man, um sie haltbarer zu machen, mit einer Art Guimmsaft angerührt (Abb. 213).

Am 19. Mai fuhren wir wieder Tiquié abwärts.

Auf einem quer über das Wasser hängenden Baumstamme, unter dem wir uns nur mit Mühe durchzwängten, lag eine Schlange von etwa 1½ m Länge. Ich bemerkte sie erst, als sie dicht vor meinem Gesicht züngelte. Antonio, der hinter mir pilotierte, schlug sie mit dem Ruder herunter.

In Pinókoaliro, wo wir abends ankamen, mußten wir den Frauen immer wieder von den Hungertagen bei den Bará erzählen, was wir auch mit möglichst drastischen Geberden taten. Ungeheurer Jubel erscholl, wenn wir den Bauch einzogen, die Hände darauf preßten und mit kläglicher Stimme riefen: „káleke

[247]) So nennen die Uaupés-Indianer auch den Papurý.

mäní, sená mäní, ohó mäní! — ménekapetero, yamímeχka!“ („Keine Hühner, keine Ananas, keine Bananen! — aber Käfer, Ameisen!“).

Auf der Weiterfahrt holten wir unseren künftigen Reisegefährten Bolá ab, der mit geschnittenen Flügeln auf der Tolda Platz nahm.

Die Carurú-Cachoeira bot jetzt bei bedeutend niedrigerem Wasserstande einen womöglich noch großartigeren Anblick, da der senkrechte Absturz mehr zur Geltung kam, und man näher heranfahren konnte (Abb. 214 und 215). Die Felszeichnungen am linken Ufer waren nun sichtbar geworden.

In der Maloka des Inspektors lag der Schwindsüchtige im Sterben. Man merkte nicht viel davon. Die Weiber, darunter die junge Frau des Sterbenden, scherzten mit Schmidt und lachten laut.

Am Abend des 22. Mai begrüßten wir unsere Freunde in Parý-Cachoeira.

XVI. Kapitel.

Aufenthalt in Parý-Cachoeira und Rückreise nach São Felippe.

Brasilianische Kautschuksammler. Alarmierende Nachrichten vom oberen Caiary. Kauf der Igarité. Schmidts Handel mit dem Kleidernarr. Großes Yuruparý-Fest am Umarí-Igarapé. Schild und Rassellanze. Auspeitschen der Jünglinge. Tiefere Bedeutung der Yuruparý-Feste: Geheimer Männerbund, Pubertätsweihen, Fruchtbarkeitsdämonen. Furcht vor den Dämonen. Strafe der Weiber. Hacke als Tanzgerät. Wüste Betrunkenheit. Abschluß der Fasten. Abschied von Parý-Cachoeira. Maximianos Kenntnisse vom Yapurá-Gebiet. Albinos Lügen. Compadre und Comadre. Ein Philosoph im Urwald. Heiligenfest in São Joaquim. Wieder bei Don Germano.

In Parý-Cachoeira befanden sich seit dem 3. Mai zwei brasilianische Kautschuksammler, ein Weißer Namens Mariano Mendez und ein Mulatte. Sie hatten sich in der Nähe des unteren Hafens einen Schuppen errichtet, unter dem sie wohnten, und bauten ein großes Boot zum Transport von 40 bis 50 Paneiros Farinha, die sie hier und in der Umgegend gekauft hatten und auf deren Herstellung sie warteten. Meinen Ruderer Germano und einen anderen jungen Mann, den wir wegen seiner Wohlbeleibtheit „Barrigudo" nannten, verpflichteten sie gleich nach unserer Rückkehr gegen teilweise Vorausbezahlung in Waren als Arbeiter für ihr Seringal am unteren Rio Negro.

Inzwischen hatten Indianer vom Papurý alarmierende Nachrichten gebracht. Die wilden Kobéua am oberen Caiarý hätten mit colombianischen Kautschuksammlern blutige Zusammenstöße gehabt, wobei diese nahezu vernichtet worden wären.

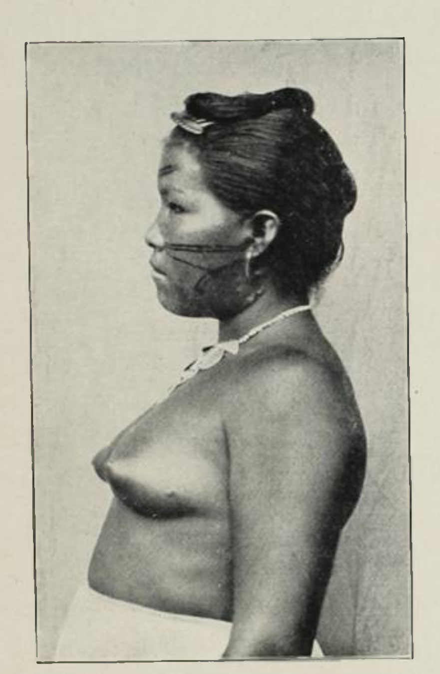
Tuschaua José war längst aus São Felippe zurück. Er hatte uns Briefe, Tauschwaren und frischen Kaffee mitgebracht, was uns nicht wenig freute, da unser Kaffee schon über ein Jahr alt war und wie Blumenerde schmeckte. Don Germano hatte dem Häuptling, wie dieser uns erzählte, wiederholt eindringlich ans Herz gelegt, uns gut zu behandeln und uns in jeder Weise behilflich zu sein.

Gegen unsere Montaría und Waren erstand ich nach längerem Handeln die Igarité[248]), in der José nach São Felippe gefahren war, ein schönes, großes

[248]) Igarité ist eine größere Montaría.

Boot, das die schwere Signaltrommel und unsere ganze Last bequem faßte. Luiz, des Häuptlings jüngerer Bruder, ein schlauer, verschlagener Geselle, der von seiner Tuyúka-Mutter[249]) die zierliche Gestalt und feinere Gesichtszüge geerbt hatte, kalfaterte das Boot und versah es mit einer neuen Tolda. Er hatte versprochen, uns nach São Felippe zu bringen.

Schmidt machte wieder einen brillanten Handel. Ein älterer Tukáno, der anscheinend nicht über große Geistesgaben verfügte, war ganz versessen auf einen seiner Anzüge, Rock und Hose aus dickem, dunklem Wollstoff, mit dem Kariuatinga, alias Nomió-aχkä einst auf der Promenade in Manáos Furore gemacht



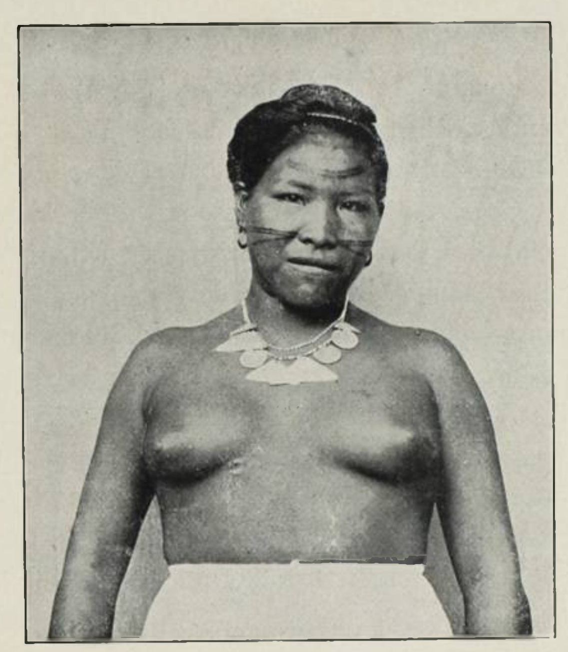


Abb. 216. Tukáno-Mädchen Ignacia-Yepália mit Gesichtsbemalung. Rio Tiquié.

hatte. Schmidt trieb den Preis ungeheuer in die Höhe und verkaufte den Anzug schließlich für eine umfangreiche Sammlung des herrlichsten Tanzschmuckes. Der Indianer wollte den dicken Anzug, wie er mir erklärte, beim Kaschirí tragen, wenn die große Zigarre und die Cocakalabasse kreisen und die alten Herren „konversieren"! — Am nächsten Morgen beim unbarmherzigen Licht des Tages entdeckte der neue Besitzer, daß die Hose am Hinterteil mehrfach geflickt war, was ihm abends im Halbdunkel und bei seiner blinden Begeisterung entgangen war. Er kam zu mir und wollte eine andere Hose haben, doch ich bedeutete

[249]) Auch der verstorbene Häuptling hatte zwei Frauen gehabt. Die eine, Josés Mutter, eine Desána, lebte noch.

ihm sehr energisch, das sei nicht meine Sache, und der Handel sei abgeschlossen, worauf er sich drückte. O, diese Indianer! —

Am 30. Mai fuhr der Häuptling mit den meisten Männern in meiner Igarité zu einem großen Tanzfest am Umari-Igarapé. Sie nahmen Körbe voll i u a p i s c h ú n a als Gastgeschenk mit, schwarzer, beerenartiger Früchte eines hohen Waldbaumes, die sie einige Tage vorher am Cabarý-Igarapé geholt hatten. Mehrere Kasten enthielten ihren Tanzschmuck. Die Zahngürtel, Rasseln und Klappern waren in kleineren Tragkörben verpackt, die außen mit Baststoff bekleidet waren.

Schmidt und ich folgten am nächsten Morgen mit Weibern und Kindern. Wir setzten an das andere Ufer über, von wo ein Pfad durch lichten Wald in einer Stunde zum Festhaus, einer Maloka der Tukáno, führte, die an der brausenden Yandú-Cachoeira des ansehnlichen Igarapé lag. Unsere lange Reihe eröffnete Yepália, genannt Ignacia, das nach indianischen Begriffen schönste Mädchen der Gegend (Abb. 216). Sie trug ein kleines, flaches Korbsieb mit Perlenschürzchen und anderem Tanzschmuck auf dem Kopf. Hinter ihr kam ich mit meiner Hängematte. Dann folgten einige Knaben und Schmidt mit dem großen photographischen Apparat. Den Schluß machten die übrigen Weiber, mit kleinen Kindern und allem möglichen Kram beladen. Schmidt verglich unsere Reihe nicht übel mit einer Maultiertropa, indem er sagte, wir hätten eine schöne „Madrinha". Freilich war mir unsere stolze, sich mit natürlicher Grazie in den Hüften wiegende Führerin lieber als ein altersschwaches Pferd, das meistens die Madrinha einer Maultiertropa bildet.[250])

Auch ich hatte mir, um mich zum Fest zu schmücken, von derselben „Madrinha" Oberkörper und Arme mit Genipápo-Mustern bemalen lassen (Abb. 217). Nach der Bemalung soll man den ganzen Tag nicht baden und die Zeichnungen der freien Luft aussetzen, bis sie blauschwarz sind.

Schon auf dem Marsch hatten wir den Lärm vieler Menschen und die Töne zahlreicher Yuruparý-Instrumente gehört. Auf dem freien Platz hinter der Maloka waren niedrige Baracken aus Palmblättern errichtet, unter denen die Weiber und kleinen Kinder, auch Knaben bis zu einem gewissen Alter, lagerten. Der Ausgang war mit der Klapptüre, Matten und Bananenblättern dicht verschlossen, damit die draußen Sitzenden die Instrumente, aus denen die Stimmen der Dämonen sprechen, nicht sehen konnten. Vor dem Haus waren schon einige junge Männer eifrig dabei, Kaapí zu bereiten. In der Maloka schritten 24 Yuruparý-Musikanten

[250]) Die Madrinha, wörtlich „Mütterchen", ist gewöhnlich eine alte, sonst unbrauchbare Stute, die mit einer Glocke um den Hals ohne Last der Maultiertropa als Führerin dient.

paarweise hintereinander, indem sie ihre Instrumente während des Blasens teils schräg nach oben hielten, teils hin und her oder auf und nieder schwangen. Die Tänzer trugen einfache Kopfreifen oder Federkämme. Vortänzer waren Tuschaua José und sein jüngster Oheim. Der Häuptling galt überhaupt als Herr des ganzen Tanzfestes und als Tanzordner. Die Bewohner der Maloka gaben nur die Bewirtung und nahmen an den Tänzen nicht teil. Am Eingang und Ausgang

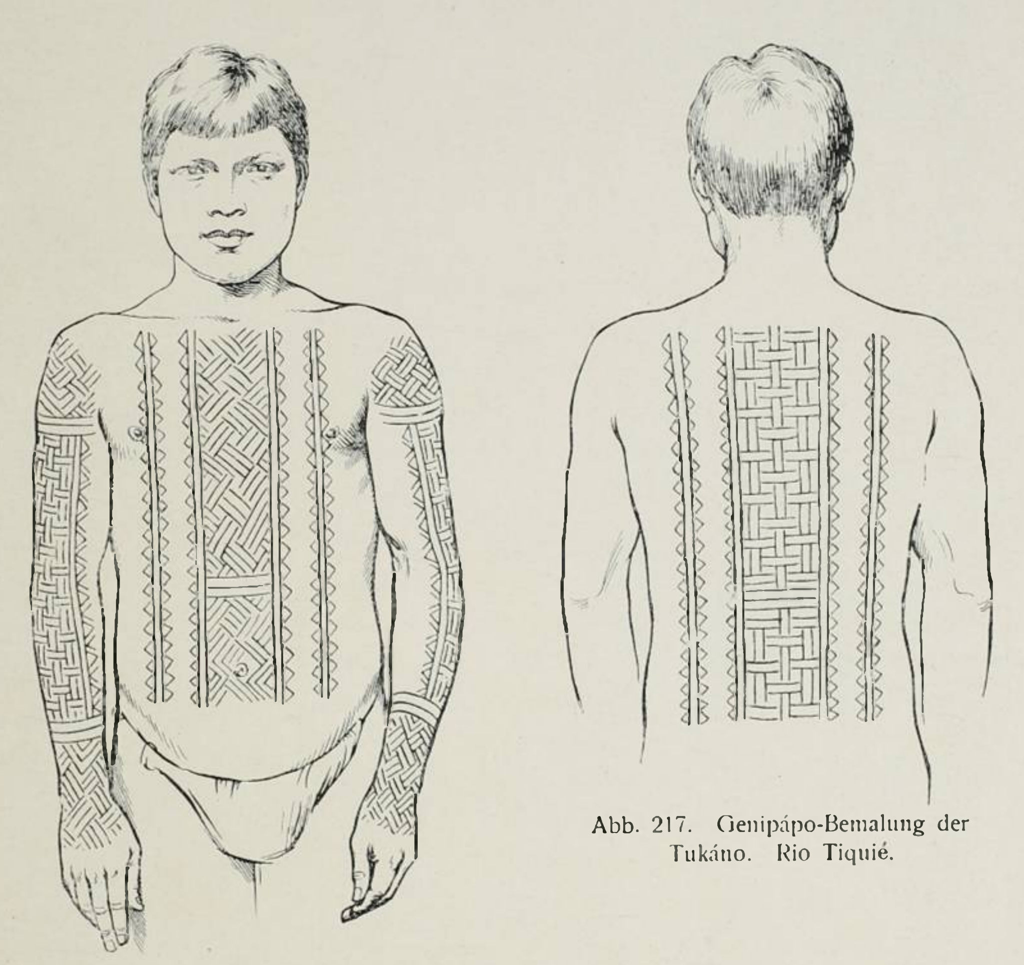
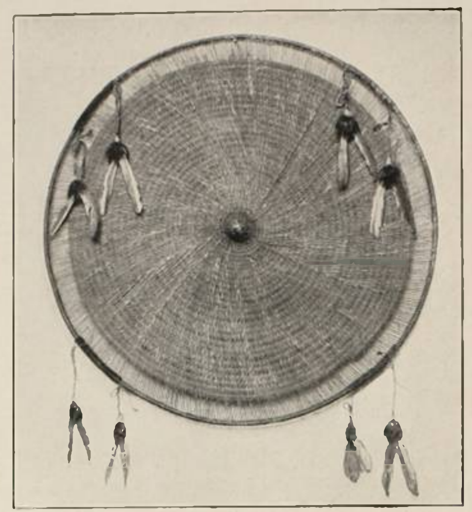


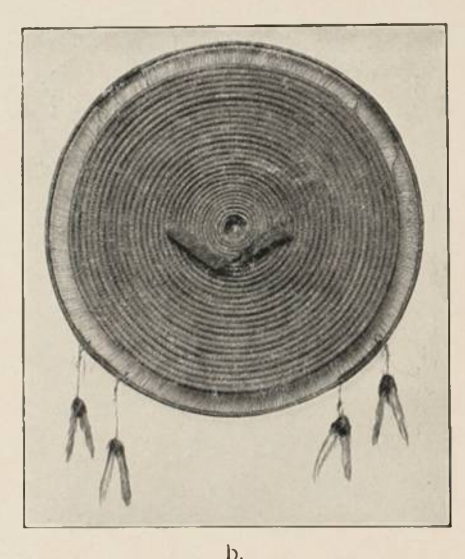
Abb. 217. Genipápo-Bemalung der Tukáno. Rio Tiquié.

des Hauses saßen einige ältere Männer, darunter auch Inspektor Antonio. Sie trugen am linken Arm Tanzschilde, die am Rande mit Federn behängt waren (Abb. 218). Neben ihnen steckten prächtige Zierlanzen im Boden. Sie sangen mit lauter, feierlicher Stimme und bewegten dabei den Kopf und die hoch erhobenen rechten Arme hin und her.

Diese Zierlanzen sind wahre Kunstwerke. Sie sind mit großer Genauigkeit aus schwerem, rotem Holz gearbeitet und wohl geglättet. Der obere Teil ist stets in denselben Mustern geschnitzt und mit Gehängen aus mannigfachen Federn,



a.



b.

Abb. 218. Tanzschild der Desána.
a. Vorderseite, b. Rückseite. Rio Tiquié.
$^{1}/_{14}$ nat. Gr.

Affenhaarstricken und Menschenhaaren[251]) geschmückt. Winzige türkisblaue und rotviolette Federn sind hier in einer Art Mosaik auf das Holz gebunden, Krausen aus weißem Mutumflaum in gewissen Abständen angebracht. Das obere Ende ist gabelförmig geteilt und bisweilen mit Spitzen aus Holz, Knochen oder auch Zähnen eines Nagetieres versehen, die mit einer dichten Umwickelung aus Curauáfaden befestigt sind (Abb. 220). Über der langen Spitze, in die der untere Teil ausgeht, findet sich eine Vorrichtung zum Rasseln. Bei der Bearbeitung des Schaftes ist an dieser Stelle eine spindelförmige Verdickung stehen geblieben, die durch zwei Längsspalten ausgehöhlt wird. Runde Kiesel, die als Klappern dienen, werden in die Höhlung gebracht, indem man das Holz über Feuer erwärmt und die Spalten dadurch vorübergehend erweitert (Abb. 219).

Nach dem Fest wird über den oberen Teil der Lanze zum Schutze des Feder- und Haarschmuckes ein aus schmalen Rohrstreifen geflochtenes, zylindrisches Futteral gestülpt.

Die Rassellanze wird stets zusammen mit dem Schild getragen (Abb. 221) und zwar nur, wenn Kaapí getrunken wird. Ein eigentlicher Tanz findet damit nicht statt. Das Kaapí wird gewöhnlich von einem älteren Manne kredenzt. Dem Tänzer hängt der Schild am linken Unterarm. Mit der rechten Hand faßt er die Lanze unmittelbar unter dem Federschmuck und hält sie mit gekrümmtem Arm wagerecht über der Schulter, so daß die Spitze mit der Rassel nach hinten weist. Zunächst schüttelt er die

[251]) Es sind Haupthaare, die dem Mädchen beim ersten Zeichen der Reife abgeschnitten werden. (Vgl. oben Seite 181.)



a. b.

Abb. 219. Rassel-lanze der Desána. Rio Tiquié. a = $^{1}/_{13}$ nat. Gr.[252])

Lanze mehrmals, schlägt sie dann auf die Schulter und läßt sie mit schrillem Rasseln ausvibrieren, indem er bei jedem Schlag mit den Knien wippt.

Schild und Rassellanze sind unzweifelhaft aus wirklichen Kriegswaffen hervorgegangen. Sie stammen ursprünglich von den Desána, die noch heute das Monopol der Herstellung haben und sie an die anderen Stämme verhandeln.

Der allgemeine Tanz der Yuruparý-Bläser dauerte eine geraume Zeit. Den Tänzern strömte infolge der enormen Anstrengung der Schweiß von den kunstlos mit Genipápo überstrichenen Körpern. Darauf tanzten einzelne Paare abwechselnd, immer auf eine befehlende Handbewegung des Tuschaua José, der mit übergeschlagenem Bein auf einem europäischen Rohrstuhl inmitten der Maloka saß. Zwei Hörner waren so lang und schwer, daß die Musikanten damit nicht tanzen konnten, sondern sie schräg wider den Boden stemmten und an der Stelle bliesen. Der Ton klang über die Maßen unheimlich, wie das stoßweise Heulen eines wütenden Tieres. Es herrschte ein fürchterlicher Lärm.

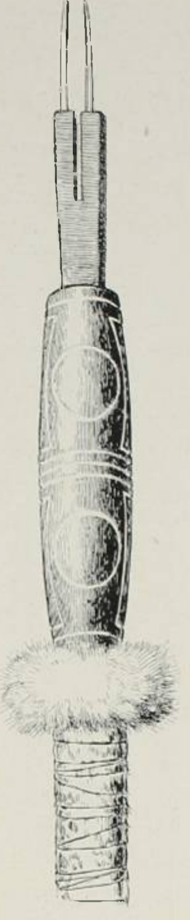


Abb. 220. Oberer Teil einer Rassel-lanze mit Knochen-spitzen. Rio Tiquié. $^{1}/_{2}$ nat. Gr.

Die Flöten waren oben mit einem Pfropfen aus weißem Ton verschlossen und mit einem grünen Blatt bedeckt. Ein enger Kanal führte durch die Mitte des Blattes und schräg durch den frischen Ton bis zu einem Luftloch in der Flötenwand, das mit Lippen aus aufgebundenen grünen Blättern versehen war. Der untere Teil der Flöten war mit weißem Ton überstrichen, auf dem mit Carayurú rote Zeichnungen angebracht waren. Auch die Hörner hatten auf der ganzen Oberfläche diese Bemalung.

[252]) Diese und zahlreiche andere Zeichnungen verdanke ich Herrn Kunstmaler Wilhelm von den Steinen.



Abb. 221. Tukáno-Tänzer mit Schild und Rassellanze. Rio Tiquié.

Nach einiger Zeit wurden die Gastgeschenke hereingebracht. Zwei junge Männer trugen je einen Korb voll íua pischúna im Laufschritt unter dem Beifallsgeschrei der Zuschauer in die Maloka, schwenkten ihn inmitten des Hauses einigemal hin und her und stellten ihn dann, einen neben den andern, in einer Ecke nieder.

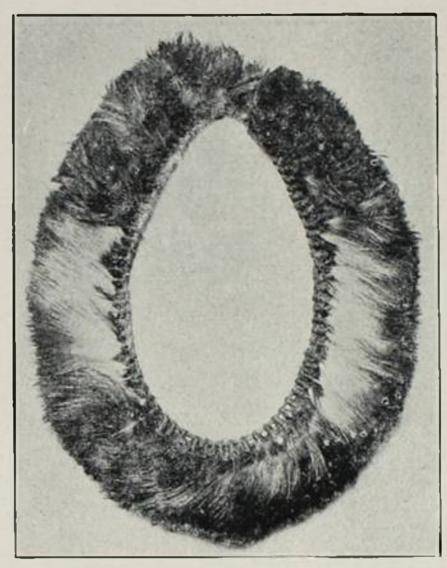


Abb. 222. Kopfbinde aus Tucanfederchen. Rio Tiquié. ca. 1/3 nat. Gr.

Es wurde weidlich Kaschirí gezecht und leider auch Cachaça getrunken, wenn auch nur in geringen Quantitäten. Über zweihundert Personen, Männer, Weiber und Kinder, waren hier versammelt; außer Tukáno, die weitaus die Mehrzahl der Festteilnehmer bildeten, auch Desána von einer Maloka, die an einem noch schrofferen Fall Igarapé aufwärts gelegen war.

Die Yuruparý-Tänze waren je nach den Instrumenten, die dabei geblasen wurden, sehr verschieden. Zwei Männer in reiferen Jahren führten einen eigenartigen langsamen Tanz auf und bliesen dazu auf den längsten Flöten eine sehr melodische Weise. Sie machten einen Schritt vorwärts, hoben dann den anderen Fuß und klopften mit den Zehen einigemal auf den Boden, bevor sie den Fuß zum weiteren Schritt vorsetzten. So bewegten sie sich langsam und feierlich im Mittelgang des Hauses auf und nieder. Um den Kopf trugen sie als Diadem ein fingerbreites, aus Faserschnüren geflochtenes Band, in das Büschel roter und gelber Tucanfederchen eingeknotet waren (Abb. 222), und hinten im Haar einen Kamm, von dessen Enden Affenhaarstricke mit Federtroddeln herabhingen (Abb. 223). Ihre Instrumente, die sie hin und her schwangen, waren über der Bemalung mit einer Krause aus gelben Yapúfedern geschmückt (Abb. 224).

Hierauf folgte ein Tanz in raschem Tempo mit kleineren Flöten, die mit einer Krause aus den langen, roten Schwanzfedern des Aracánga umwunden waren. Die Tänzer hielten die Instrumente nach oben und entlockten ihnen kurz abgestoßene Töne. Es war ein prächtiger Anblick, wenn sich bei den schnellen Schritten der Männer die roten Federkrausen fächerartig auseinander breiteten.

Unterdessen bemalten sich die jüngeren Tänzer im Gesicht mit roten Mustern und legten den Galaschmuck an. Dabei wurde schon Kaapí gereicht. Ein paar Neulinge vertrugen das Zeug nicht und brachen es vor der Maloka wieder aus. Die Yuruparý-Tänze wurden nun in vollem Schmuck bis gegen Sonnenuntergang fortgesetzt. Dann wurden die jüngeren Teilnehmer ausgepeitscht und damit endgiltig in den Geheimbund der Männer aufgenommen. Jeder Kandidat umklammerte mit beiden Händen den Schaft einer langen Lanze mit Eisenspitze,

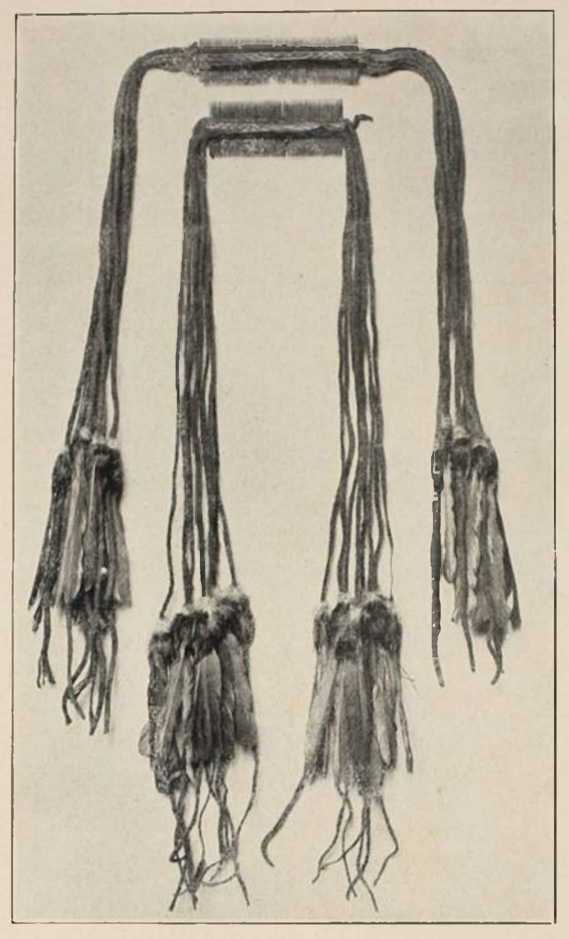


Abb. 223. Tanzkämme mit Gehängen aus Affenhaarstricken und Federn. Tukáno. Rio Tiquié. ca. 1/8 nat. Gr.

die im Boden steckte. Oberkörper und Gesicht hatte er etwas geneigt; die Stirn preßte er wider die Hände. Der Großonkel des Häuptlings José, ein außergewöhnlich kräftiger Mann, brachte ihm mit einer schwanken Gerte, deren Nebenzweige man so abgeschnitten hatte, daß spitze Knoten stehen geblieben waren, drei scharfe Hiebe über den nackten Körper bei, die hauptsächlich Waden und Bauch trafen und klaffende Wunden hinterließen.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß wir es hier mit Pubertätsgebräuchen zu tun haben. Der Eintritt der Jünglinge in das mannbare Alter und ihre Aufnahme in die Gemeinschaft der erwachsenen Männer werden festlich begangen. Diese Aufnahme wird durch alle möglichen Kasteiungen erschwert, damit den Jünglingen der Ernst der Sache zum Bewußtsein kommt. Wahrscheinlich findet diese Weihe nur alle paar Jahre statt, wenn genug Jünglinge herangewachsen sind, mit denen der feierliche und umständliche Akt vorgenommen werden kann. Daher kam es wohl, daß sich unter den Kandidaten beim Fest am Umarí-Igarapé einige fanden, die schon 16 bis 18 Jahre alt waren, während andere erst 12 bis 14 Jahre zählten. Die Jünglinge nehmen gewöhnlich schon mehrere Jahre vorher als Zuschauer an den Yuruparýfesten teil, damit sie in die Mysterien allmählich eingeweiht werden.

Die Feste des Männerbundes finden stets zur Zeit der Reife einzelner Waldfrüchte statt und sind den Dämonen der Fruchtbarkeit geweiht. Die Tänze sind Zaubermittel, um diese Dämonen, die sich in den Instrumenten verkörpern, magisch zu beeinflussen und günstig zu stimmen. Deshalb unterwerfen sich auch die Eingeweihten den Kasteiungen und von Zeit zu Zeit schweren Geißelungen,

besonders bei den Aruakstämmen am Içána und Aiarý[253]). Die Weiber dürfen die Instrumente nicht nur nicht sehen, sie dürfen nicht einmal von ihrer Existenz etwas wissen. Sie sollen nicht hinter das Geheimnis kommen. Sie sollen in dem Glauben erhalten werden, daß es wirkliche Dämonen sind, die den Männern erscheinen und diese unheimlichen Töne von sich geben. Mit dem Preisgeben des Geheimnisses fällt naturgemäß auch der geheimnisvolle Einfluß, den die Männer mit diesen Zeremonien auf die Weiber ausüben, und die Autorität der Männer gegenüber den Weibern wird dadurch überhaupt beeinträchtigt. Deshalb ist es den Teilnehmern streng verboten, den Weibern etwas davon zu verraten. Dazu kommt noch die Furcht vor der Rache der Dämonen, an deren Macht auch die Männer glauben. In Pinókoaliro hatte ich einige kleine Skizzen von Yuruparý-Tänzern und -Instrumenten in mein Tagebuch gezeichnet. Ich machte zwar mit den Bildern bei den Männern einen großen Eindruck. Sie jubelten laut, wenn ich sie ihnen heimlich vorwies, baten mich aber jedesmal eindringlich, sie den Weibern nicht zu zeigen. Sie fürchteten für diese und für sich selbst. Die übergroße Vorsicht, die ich bei den photographischen Aufnahmen der ankommenden Yuruparý-Tänzer in Pinókoaliro beobachten mußte, war auch schuld daran, daß die Aufnahmen unscharf wurden und sich daher zur Reproduktion nicht eigneten. Allgemein war die Scheu, mir Einzelheiten über das Fest und die Instrumente mitzuteilen. Selbst mir gegenüber sagten die Indianer stets von den

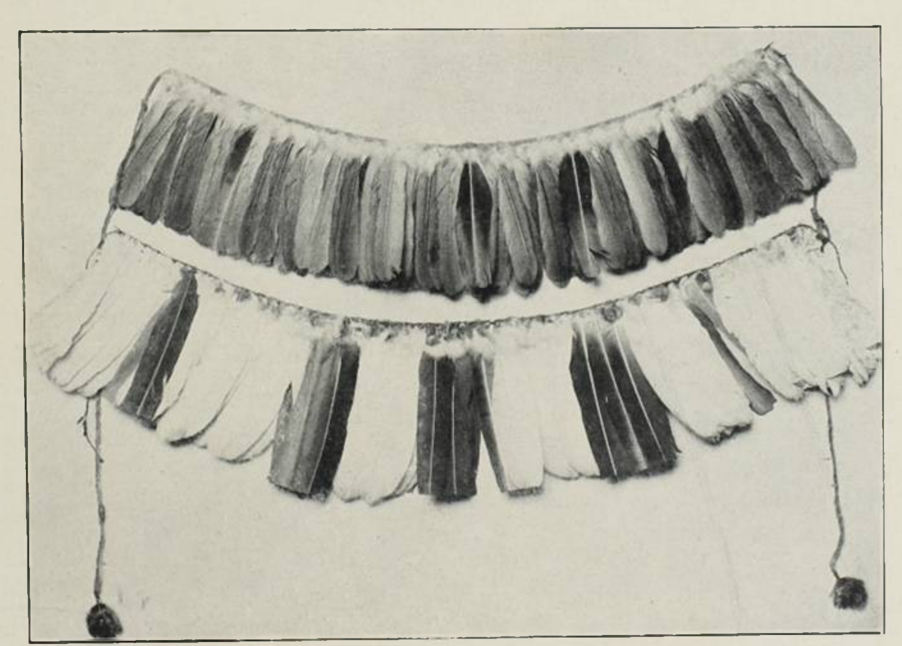


Abb. 224. Federkrausen für Yuruparý-Instrumente. Rio Tiquié. 1/9 nat. Gr.

[253]) Vgl. oben Seite 188 ff.

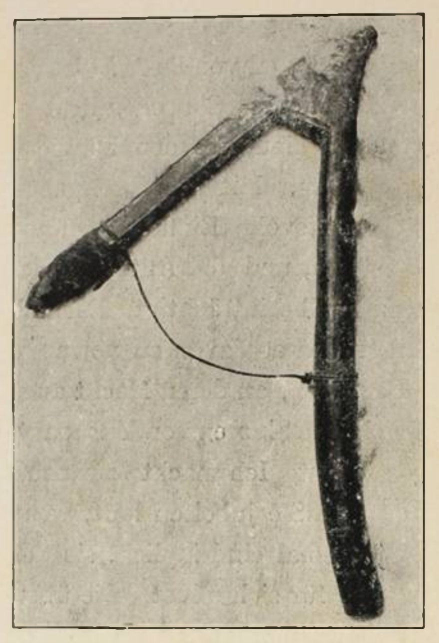


Abb. 225. Tanzgerät Tschiuaíaχpu. Tukáno, Tariána und andere Stämme des Rio Caiarý-Uaupés. ca. $^1/_5$ nat. Gr.

Instrumenten: „Es sind Dämonen (Yuruparý) mit verschiedenen Namen und verschiedenen Stimmen". Am Umarí-Igarapé zeigten mehrere Indianer deutlich ihren Verdruß darüber, daß wir Weiße überhaupt an der Feier teilnahmen, und Tuschaua José ging in seiner Furcht vor der photographischen Kamera sogar so weit, mir die Aufnahme der Tänze zu verbieten.

Trotz aller dieser Vorsicht hatte ich öfters den Eindruck, daß die Weiber, besonders die älteren, den Zusammenhang wohl kannten oder wenigstens ahnten, sei es nun, daß sie die Tänze zufällig zu Gesicht bekommen hatten, oder daß sie mit echt weiblicher Schlauheit und Überredungsgabe ihren schwachen Ehegatten das Geheimnis entlockt hatten. Auch in diesem Falle zwingt sie die Furcht vor der Rache der Dämonen, den Anblick der Instrumente zu meiden oder ihr Geheimnis vor anderen Frauen zu bewahren.

In früherer Zeit mag wohl auf die Profanierung der Mysterien durch die Weiber unmittelbare Todesstrafe gefolgt sein. Was jetzt mit einer solchen Sünderin geschieht, konnte ich nicht genau in Erfahrung bringen. Man sagte mir: „Der Dämon tötet sie." Vielleicht wird sie mittels eines langsam tötenden Giftes, das der Indianer sicher kennt, aus der Welt geschafft.

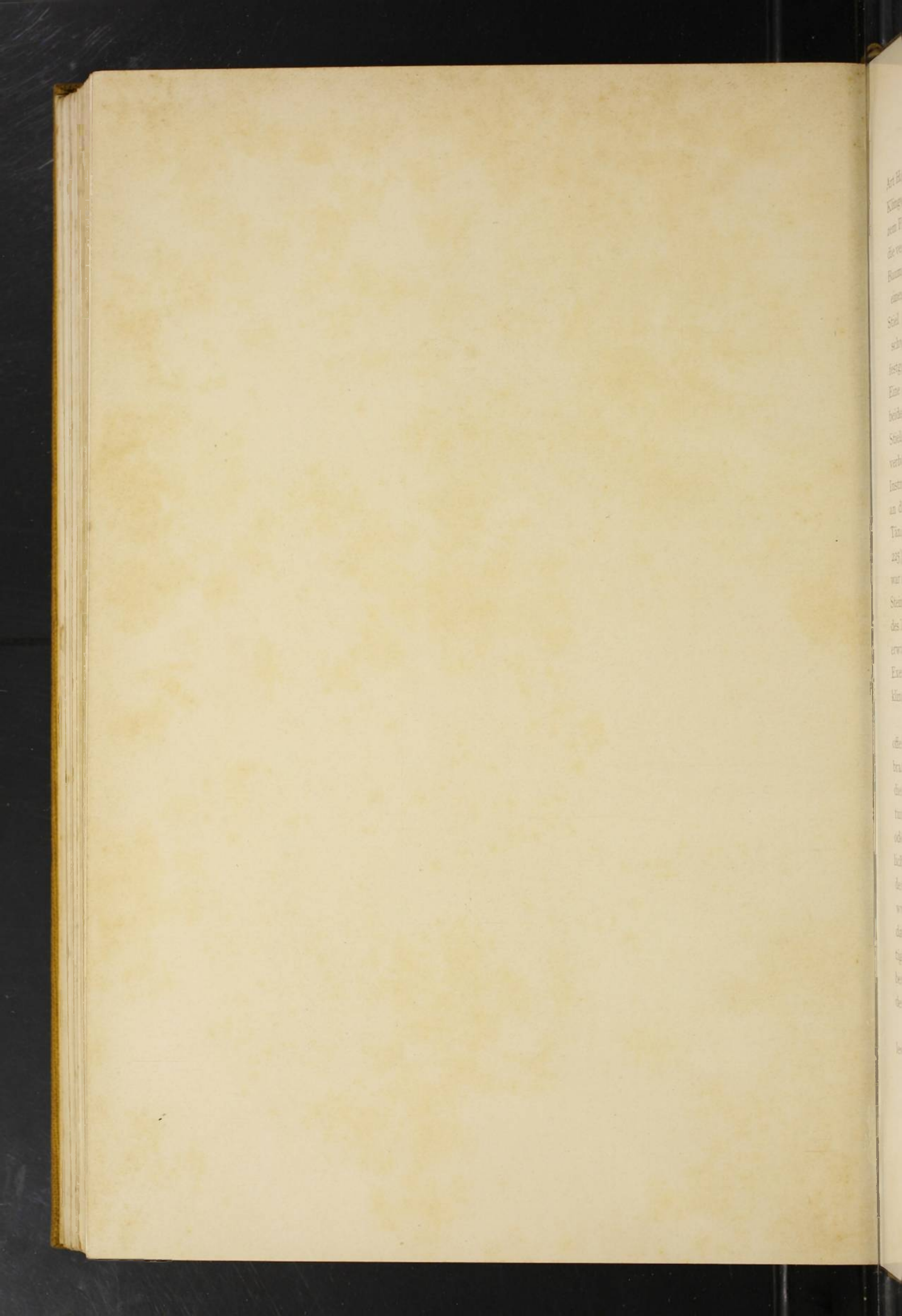
Die ursprüngliche tiefere Bedeutung dieses geheimen Männerbundes wurzelt in demselben Glauben, der auch den Phallustänzen am Aiarý zu Grunde liegt, daß die einzige treibende und befruchtende Kraft in der ganzen Natur die zeugende Kraft des Mannes ist.

Kehren wir zum Umarí-Igarapé zurück. Nach Einbruch der Dunkelheit fanden die Yuruparý-Tänze ihren Abschluß; die Musik wurde jedoch die ganze Nacht hindurch wie in Pinókoaliro hinter einem Verschlag vor der Maloka fortgesetzt. Im Haus dauerten die gewöhnlichen Rundtänze in voller Gala, auch unter Beteiligung der Weiber, bis zum nächsten Morgen nach Sonnenaufgang. Da es zu viele Teilnehmer waren, tanzte man gleichzeitig in zwei Runden. Beide Stämme, Tukáno und Desána, lösten sich von Zeit zu Zeit bei den Tänzen ab. Die Vortänzer trugen über der linken Schulter das Tschiuaíaχpu, eine

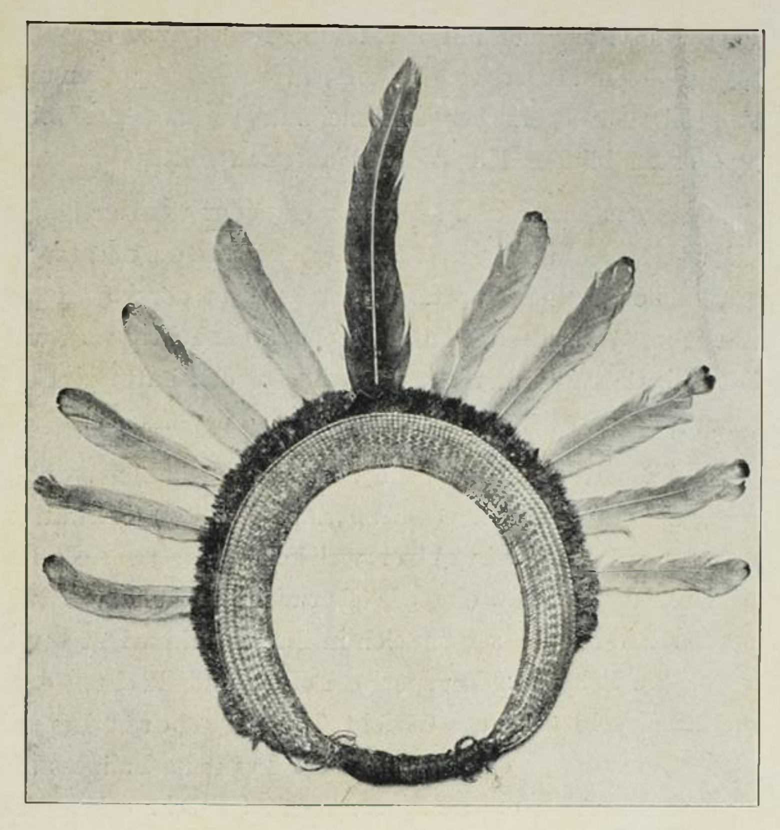


TUYÚKA-MALOKA PINÓKOALIRO. RÜCKSEITE.
RIO TIQUIÉ.

VERLEGT BEI ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN.



Art Hacke mit einer Klinge aus schwarzem Pupunha-Holz, die vermittelst roter Baumwollfäden an einem winkeligen Stiel aus glattem, schwarzem Holz festgebunden war. Eine Schnur, die beide Schenkel des Stiels miteinander verband, hielt das Instrument zugleich an der Schulter des Tänzers fest (Abb. 225). In alter Zeit war die Klinge aus Stein. Von den Bará des Macucú-Igarapé erwarb ich zwei verwitterte Exemplare solcher Steinklingen.



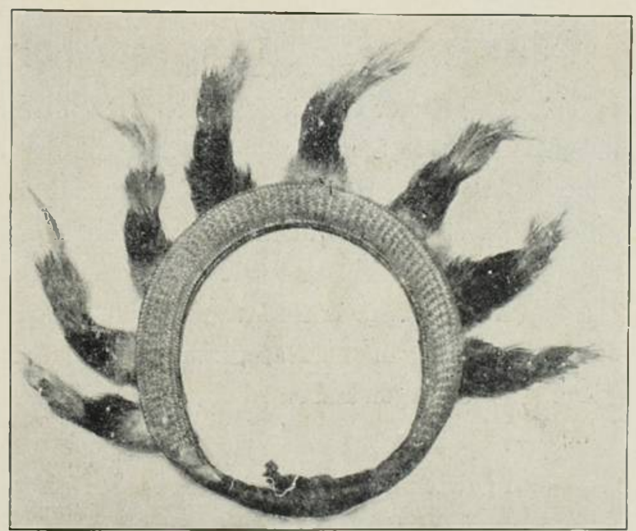


Abb. 226. Kopfreifen. Rio Tiquié. ca. 1/5 nat. Gr.

Dieses Tanzgerät ist offenbar aus einer Gebrauchshacke entstanden, die entweder zur Bearbeitung des Erdbodens diente oder, was noch wahrscheinlicher ist, bei der Herstellung der Einbäume verwendet wurde, zumal das Werkzeug, das von den Indianern heutigestags zu dieser Arbeit benutzt wird, abgesehen von der eisernen Klinge, in seiner Form dem Tschiuaíaχpu durchaus gleicht.

Das Haus wurde während der Nacht durch ein großes Holzfeuer erleuchtet. Das Kaapí rief dieselben Szenen hervor wie in Pinókoaliro, nur daß

die Berauschten hier mit Schild und Rassellanze bewehrt waren. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich bei diesen Kaapí-Zeremonien ursprünglich um eine Art Vorspiel zu kriegerischen Unternehmungen handelte, wobei der Zaubertrank die Krieger zu blinder Kampfeswut anreizen sollte.

Morgens waren alle Männer mehr oder weniger betrunken. Sie übergaben sich und beschmutzten in ekelhaftester Weise die nächste Umgebung der Maloka. Auch einen kleinen Wortstreit hatte es in der Nacht gegeben, zwischen dem Häuptling José, der im Rausch sehr streitsüchtig war, und einem anderen. Zu Tätlichkeiten war es nicht gekommen. Ich hatte genug von dem widerlichen Schauspiel und kehrte über Land nach Parý-Cachoeira zurück.

Die beiden Frauen, die dort Haus gehalten hatten, waren froh, als ich kam. Sie hatten Angst vor dem „tapayúna"[254]) (Schwarzen, Neger), wie sie den Mulatten nannten, obwohl er viel heller war als sie selbst. Alle „tapayúna" seien schlecht und ließen die Weiber nicht in Ruhe, womit sie nicht ganz unrecht hatten. Die Frauen zeigten sich in ihrer Dankbarkeit von der liebenswürdigsten Seite. Sie buken mir knusperige Beijús und kochten dazu ein mir neues, aber recht wohlschmeckendes Gericht, kleine Fische mit Pupunhablüten. Wenn die kleinen, runden, gelben Blüten der Pupunha-Palme abfallen, wird ein Korb darunter gehängt, um sie zu sammeln. Sie schmecken gekocht ähnlich wie unreifer Mais.

Nachmittags kam auch Schmidt mit den übrigen Weibern und Kindern zurück. Die Männer erschienen erst am anderen Morgen, stark verkatert und ohne Stimme vom Saufen und Singen. Sie durften noch nichts essen, außer Beijú. Erst gegen 10 Uhr gab Inspektor Antonio jedem eine geröstete Pfefferfrucht mit Salz und Beijú. Der Alte hatte vorher, in der Hängematte liegend, eine ganze Weile eifrig und mit ernstem Gesicht über die Kalabasse geblasen, die die Pfefferfrüchte enthielt. Die jüngeren Leute zogen außerdem dieselbe scharfe Sauce durch die Nase, über die wir uns schon in Pinókoaliro entsetzt hatten. Die strengen Fasten, die damit ihr Ende fanden, hatten volle drei Tage gedauert.

Bei gewöhnlichen Tanzfesten werden bisweilen wie am Aiarý Sandwiches, Beijús mit gekochten Fischen, serviert. Als Tisch diente in Parý-Cachoeira ein besonders großes, rundes Sieb, das auf einem niedrigen Gestell aus Rohrstäbchen befestigt war (Abb. 227). Auf ihm wurde auch am Anfang und am Schluß des Tanzfestes der Galaschmuck ausgebreitet.

---

[254]) Lingoa geral.

Am 4. Juni nahmen wir Abschied, nachdem wir noch jeden mit einer Kleinigkeit beschenkt hatten. Immer wieder wollten die Frauen und Kinder von uns hören, wie viele Monde bis zu unserer Wiederkehr vorübergehen würden, und wieviele schöne Sachen wir ihnen dann mitbringen würden. Vor Freude klatschten sie in die Hände.

Wir blieben die Nacht in São José, wo Maximianos Maloka inzwischen von seinen Makú fertig gebaut worden war. Der Häuptling hatte sie noch nicht bezogen. Unzählige Sandflöhe, die eisenhaltigen Boden zu bevorzugen scheinen, waren bis jetzt die einzigen Bewohner.

Den Weg über den Yauacáca-Igarapé zum Yapurá kannte Maximiano sehr gut aus eigener Erfahrung. Der Yauacáca-Igarapé münde nach drei Tagen Kanufahrt in den Pirá-Paraná. Nach fünf Tagen gelange man auf diesem in den Apaporís und erst nach zehn Tagen Apaporís abwärts in den Yapurá. Unter den Stämmen, die man auf dieser Reise anträfe, nannte er die Kúretoa, die ich aus Martius' Reiseschilderungen als Coretus kannte. Alle Stämme seien gut, nur die Yahuána oder Yahúna, wie er diesen Stamm nannte, seien sehr schlecht und töteten die Leute mit Curare.

Indianer vom Papurý hatten Maximiano erzählt, die bösen Colombianer kämen jetzt zum Tiquié; doch er glaubte nicht daran und meinte, „so weit über Land gingen nur Makú."

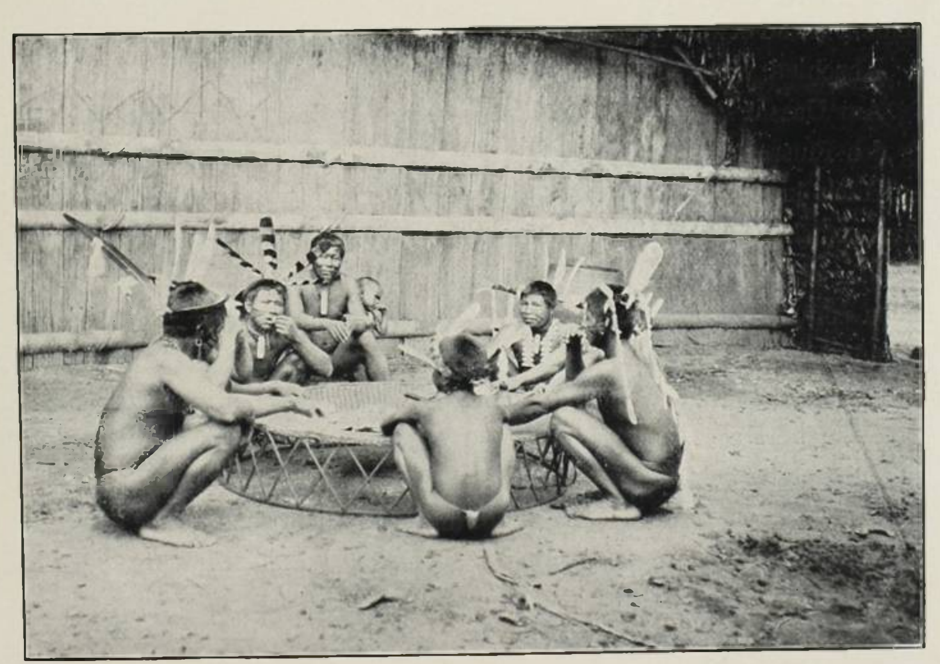


Abb. 227. Sandwiches-Frühstück bei einem Tanzfest in Parý-Cachoeira. Rio Tiquié.

Beim Abschied trug uns der loyale Häuptling „Grüße an das Governo" auf.

Gleich unterhalb Urubú-Lago begegneten wir Albino, dem „pobre diabo" von Porto Alegre. Er fuhr mit einer Igarité, in der er seine ganze Familie untergebracht hatte, und zwei Montarías flußaufwärts. Sein Begleiter war ein banditenhaft aussehender Mestize vom unteren Caiarý. Über uns, so log Albino, seien am Rio Negro die merkwürdigsten Nachrichten verbreitet. Die einen sagten, wir seien von den Tiquié-Indianern ermordet worden; die anderen, wir seien über den Yapurá nach Manáos zurückgekehrt.

In Agutiróca, wo wir am 9. Juni übernachteten, begrüßte mich ein junger Indianer als „compadre" (Gevatter). Es war ein Desána vom Teyú-Igarapé, dessen Töchterchen ich seinerzeit getauft hatte. Auch die „comadre" trat zu mir mit meinem kleinen Patenkinde, das mir ein Patschhändchen geben mußte. So habe ich noch eine Menge Compadres und Comadres am Tiquié! —

Am nächsten Morgen trafen wir zu unserem größten Erstaunen wiederum Albino und seine Begleitung, die sich mit ihren Booten am rechten Ufer abwärts treiben ließen. Er erzählte uns eine lange Schauergeschichte, in der er sich natürlich als die verfolgte Unschuld hinstellte. Sie hätten von Tuschaua Marco am Urubú-Lago Schulden eintreiben wollen, seien aber ohne ihr Zutun von ihm und seinen Leuten attakiert worden. Ich erwiderte ihm unter anderem, „das sei unmöglich; ich habe mich 14 Tage allein bei diesen Leuten aufgehalten, die keinem Hund etwas zuleide täten, geschweige denn ohne Not einem Menschen!" Unser Abschied war recht kurz und kühl.

Am Uassaï-Paraná, einem langen Arm des Caiarý, der eine weite Krümmung des Flusses abschneidet, statteten wir einem jungen Brasilianer Namens Telles einen kurzen Besuch ab. Einige mehr als ärmliche Hütten, auf einer höheren, trockenen Stelle des linken Ufers gelegen, bildeten sein Heim. Hier hauste der ehemalige „Cadete"[255]) und Schüler der „Escola militar" fern vom Getriebe der Welt, der er einst angehört hatte, mit seiner hübschen indianischen Frau und einigen Tukáno-Indianern. Früher hatte er mehrere Jahre am Tiquié, ich glaube am Samaúma-Lago, gewohnt. Telles, ein hellhäutiger Mulatte, war ein ernster, kluger Mann, ein Philosoph, der sich mitten in dieser Sumpfwildnis bei einigen guten Büchern, die er aus dem Schiffbruch seines Lebens gerettet hatte, anscheinend sehr wohl fühlte. Er nahm uns liebenswürdig auf und bewirtete uns mit Alligatorrippen, die in Schmalz gebacken waren und uns vortrefflich mundeten.

---

[255]) Offiziersaspirant, der von der Pike an dient.

In São Joaquim an der Mündung des Caiarý-Uaupés war es genau so, wie vor einem Jahr: Glockengebimmel, Flintenschüsse, Raketengeknatter, Trommeln und Flöten, Umzüge mit Heiligenbildern, Fahnen und Flitterkram, aber auch Cachaçaduft, — kurz ein Heiligenfest früherer Missionsindianer, die schon lange die Zucht des Geistlichen entbehrt haben. Man feierte „Vespera“ von São Antonio. Spöttisch lachend musterten die Caboclos in ihren sauberen Festgewändern unsere abgerissene Kleidung und meine nackten Indianer, die sich doch weit besser dünkten als diese Vertreter einer karikierten Zivilisation.

São Joaquim ist nur in der Zeit der Heiligenfeste, Juni, Juli, August, bewohnt. In den übrigen Monaten leben die Indianer familienweise auf ihren zerstreuten Sitios. Als Schmidt im März vorüberfuhr, stand alles leer, und die Häuser waren zum Teil verfallen und voll Unkraut. Nur für die Feste wird das ganze Dorf gereinigt und ausgebessert.

Am 14. Juni schloß mich mein väterlicher Freund in São Felippe wieder in seine Arme.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Monotypesatz und Druck der Deutschen Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H.,
Zossen—Berlin SW. 11.

